42. Jahrg. / August 1928 / 12. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b,
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Es liegt wohl noch in allzuweiten Fernen,
Dass wir Raketenwagen lenken nach den Sternen;
Doch sollte man den Mut nicht ganz verlieren
Und erst die Sache mit dem „Fön" probieren.

Nur echt mit eingeprägter Schutzmarke FÖN

Original Fön — Hunderttausende im Gebrauch! — Fön Son

Neu! Isolir-Fön. Original Fön aus Isoliermaterial. Preis 28.— RM.

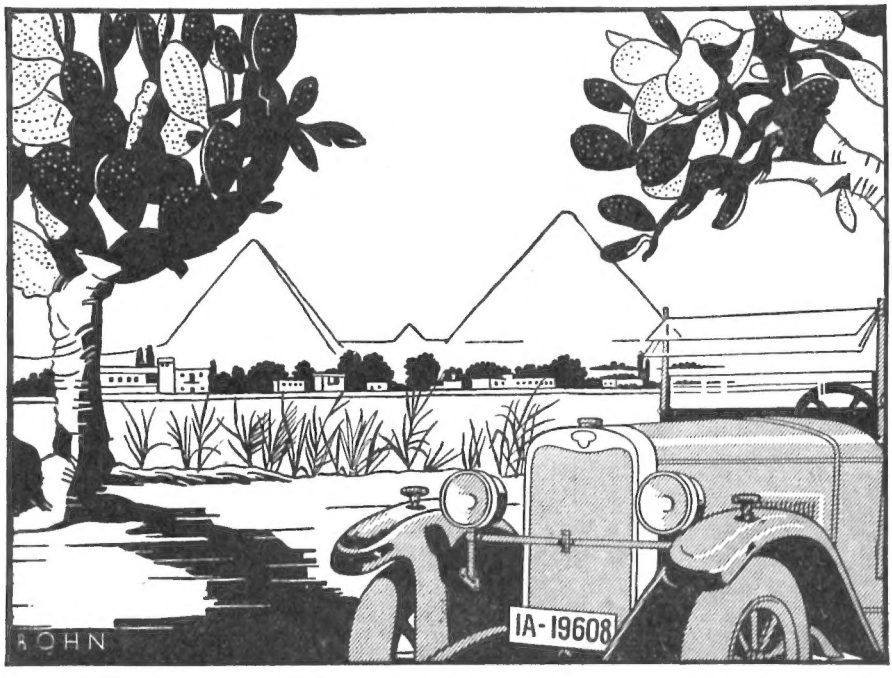
Zur Körper- und Schönheitspflege:

Sanax-Vibrator u. Penetrator, elektr. Massageapparate, besonders auch zur Erlangung schlanker Fesseln | „Radiolux" und „Radiostat" D. R. P. erdschlußfrei, elektrische Hochfrequenzapparate

Elektr. Sicherheits-Heizkissen Sanotherm und Sanotherm Son mit Vacu-Regler (Birka) D. R. P. und Separatsicherung

Überall erhältlich!

FABRIK: ELECTR. GESELLSCHAFT „SANITAS", BERLIN N 24



FÜR GROSSE REISEN

wählt der anspruchsvolle Käufer den «Wanderer»-Wagen. Dieses Fahrzeug leistet, wie die Erfahrung lehrt, ganz Außerordentliches. Selbst nach einigen hunderttausend Kilometern stärkster Beanspruchung ist der «Wanderer» noch kaum nennenswert abgenützt, so daß sich Reparaturen auf ein Mindestmaß beschränken. Die Überlegenheit des «Wanderer» wird noch größer, wenn man die Geschmeidigkeit seines Motors, seine weiche Federung und behagliche Innen-Ausstattung, seine künstlerische Durchbildung in Form und Farbe und seinen äußerst geringen Brennstoffverbrauch in Betracht zieht. Einstimmig lauten die Urteile aller Kenner: dieser Wagen fährt herrlich, ihn zu steuern ist höchster Genuß.

WANDERER

WANDERER WERKE ★ SCHOENAU-CHEMNITZ ★

KALODERMA

RASIER-MITTEL

von den Guten die Besten

Mk. 1.40 ... 75 Pf.

F. WOLFF & SOHN · KARLSRUHE

Photographiert mit

Agfa

BILLY

die mit einem Handgriff gebrauchsfertige Wochenendcamera, **6×9 cm** . . Mk. 33.-

Ihr Photohändler zeigt sie Ihnen

Viola Garden und Dorit Nidykowski

Atelier M.v.Bucovich

Zwei Freundinnen

sind über ihren beiderseitigen Geschmack sehr gut unterrichtet, wenn sie sich das auch nicht mit Worten sagen. Oft bedeutet Ihnen schon ein kurzer Blick der Bewunderung: „Sie sind gut angezogen!"

Aber nicht nur auf die geschmackvollen Farben Ihrer Garderobe allein kommt es an — ebenso wichtig ist auch die Haltbarkeit der Farben. Die Tragfähigkeit eines Gewebes wird bestimmt von dem unveränderten Aussehen seiner Farben und nicht nur von der Lebensdauer des Stoffes.

Die nuancenreichen Indanthrenfarben verbinden Schönheit mit Beständigkeit; indanthrenfarbige Gewebe und Garne aus Baumwolle, Kunstseide oder Leinen eignen sich für jeden Verwendungszweck, weil sie

waschecht, lichtecht, wetterecht sind.

Indanthren

Es liegt in Ihrem Interesse, wenn Sie beim Einkauf auf diese Schutzmarke achten. Jedes gute Textilwarengeschäft führt indanthrenfarbige Stoffe und Garne.

Die Haarwurzeln werden gestärkt und aufs neue angeregt, die Hautporen von Schweiß und Staub gereinigt, und ein wohliges Gefühl der Belebung und Erfrischung durchrieselt den ganzen Körper.

Auch am Wochenende

Dr. Dralle's Birkenwasser.

Preis: 2.20 und 3.75, ½ Ltr. 6.–, 1 Ltr. 10.50

PHOTO-AMATEURE!
Welche Freude bei Verwendung von

SIDI
GASLICHT
CELLOFIX
selbsttonend
die zuverlässigen Photopapiere
ELEPHANT-TONBAD
für Sidi-Gaslicht-Papier

Fabrik phot. Papiere · Krafft & Steudel · G.m.b.H. Dresden

Man verlange kostenlos das neue Handbuch von unserer Abteilung 11

Benger's
Ribana
Unterkleidung
Die idealste
für Damen, Herren u. Kinder
Fein Elastisch Durchlässig
Wilhelm Benger Söhne, Stuttgart V. 5
Bezugsquellen werden auf Wunsch nachgewiesen

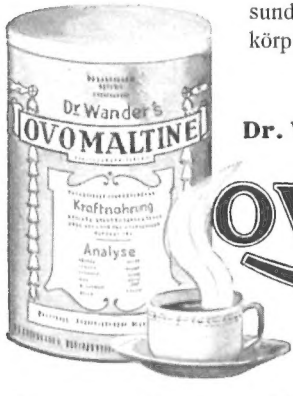
MERCEDES
BENZ
KRAFTFAHRZEUGE
DER BEGRIFF FÜR
VOLLKOMMENHEIT

Die Beherrschung des Körpers

im Sport führt auch zu geistiger Konzentration und Leistungsfähigkeit. Nur ein gesunder, gut ernährter Körper fügt sich den Anforderungen des Trainings; kein Wille vermag Energien aus dem Körper herauszuholen, die ihm nicht durch eine ausreichende Ernährung zugeführt werden. Eine konzentrierte Kraftnahrung geht, ohne den Körper zu ermüden, am raschesten ins Blut über und setzt sich in Leistungsfähigkeit um. Trinken Sie darum zum täglichen Frühstück eine Tasse

Dr. Wander's Ovomaltine

Ovomaltine ist eine aus wertvollsten Nahrungsmitteln konzentrierte natürliche Kraftnahrung von höchstem Wohlgeschmack und überaus leichter Verdaulichkeit. Sie verwandelt sich rasch in gesundes, energiespendendes Blut und steigert die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit.



Dr. Wander's

OVOMALTINE

stärkt auch Sie!

Büchsen zu Mk. 2.70 u. Mk. 5.—
in Apotheken und Drogerien.

Gratisproben unter Bezugnahme auf diese Zeitschrift durch d. Fabrik:

Dr. A. Wander, G. m. b. H., Osthofen (Rheinhessen).

OPEL

Für jeden Käufer der passende Wagen

MODELLE 1928

4 PS DER KLEINE
GEBRAUCHSWAGEN VON 2700 M. an

10 PS DER GROSSE
GEBRAUCHSWAGEN VON 4800 M. an

7 PS (2 LITER) DER KLEINE
SECHSZYLINDER . . VON 4600 M. an

12 PS DER GROSSE
SECHSZYLINDER . . VON 5950 M. an

Die Opelwagen sind keine „Massenfabrikate"! Daß ihre Preise dennoch nicht zu unterbieten sind, ist das Ergebnis einer in ihrer sinnvollen Zweckmäßigkeit wohl einzig dastehenden Herstellungsweise. Ob einfache Gebrauchswagen oder luxuriöse Sechszylinder, alle sind sie mit der gleichen Liebe und der gleichen Sorgfalt hergestellt, die das Hauptmerkmal deutscher Werkmannsarbeit bilden. 20 Modelle in 20 Formen und Farben bieten die Gewähr, jeden individuellen Bedarf und Geschmack zu treffen. Über 2000 Opel-Wagen wurden allein in den letzten 8 Wochen auf Grund einer Preiskrönung festgestellt, die mehr als 200.000 km (d. i. 5-mal um die Erde) zurückgelegt haben und unbekümmert weiter ihre Dienste tun. Der hohen Qualität entspricht die Wirtschaftlichkeit. Steuersätze sind aufs letzte ausgenutzt, Betrieb und Haltung auf das kleinste Maß gebracht. Buchungen belegen, daß der jährliche Verschleiß am Opelwagen im Durchschnitt nicht einmal 2% beträgt.

FAHREN SIE DEUTSCHE WAGEN
FAHREN SIE OPEL!

Feuer breitet sich nicht aus — hast du Minimax im Haus
MINIMAX A.G., BERLIN — KÖLN — STUTTGART

Haben Sie schon etwas von der Aroma-Orgel gehört?

Der Genuss beginnt erst beim Herausfinden der Unterschiede. Das ist eine alte Geniesserweisheit beim Wein und bei der Zigarre. Haben Sie sich schon einmal den seltenen Genuss gegönnt, die Unterschiede von fünf edlen Havanasorten herauszufinden? Es ist eigentlich schon mehr eine musikalische Angelegenheit, denn der richtige Genuss erfordert dieselbe Hingabe ans Aroma wie bei der Musik die Hingabe an die Melodie. Zu so hohem Genuss kommen Sie selten. Es gehört das geschulte Feingefühl eines Geniessers dazu, um Ihnen eine so wonnigliche Geruchsorgel mit der Zusammenstellung eines so edlen Havanasortiments vorzuspielen.

Diese Aroma-Orgel wird Ihnen in Gestalt des Havana-Sortiments F. 31 geliefert und zwar vollständig spesenfrei gegen Nachnahme oder Überweisung von M 32.50 auf Postscheckkonto 62032 Hamburg. Es sind darin je 10 allerfeinste Havanas fünf verschiedener Sorten enthalten, doch sei ausdrücklich erwähnt, dass es sich zwar um sehr bekömmliche, immerhin aber ziemlich kräftige Zigarren handelt, sodass Liebhabern leichterer Sorten eher zu Sumatra-Sortiment K. 31 (125 Zigarren in sechs Sorten für M 25.—) geraten wird. Für Brasilkenner kann es nichts Schöneres geben, als Sortiment H. 31 (je 25 Stück von vier verschiedenen Marken für M 28.—).

Für M 85.50 erhalten Sie alle drei Sortimente frei Haus. Sie haben dann mit 275 Zigarren eine Auswahl von fünfzehn Sorten und sind für alle Fälle gerüstet. Jegliches Risiko ist ausgeschlossen, da nicht gefallende Zigarren jederzeit bedingungslos zurückgenommen werden. Auf Wunsch erhalten Sie auch vor Bestellung den Hauptkatalog M kostenlos und unverbindlich durch Upmann & Co G. m. b. H. Bremen, Postfach 617.

Tischzeug

für täglich und für Gesellschaften, in großer Auswahl, auch mit Einwebung von Namen, Monogramm oder Wappen. Ferner Handtücher, Hauptpreislage 1.50 bis 2.25 Mk., reinleinene Küchentücher, Taschentücher, Wäschestoffe usw. Muster bereitwillig.

Wäschefabrik
Heinrich Eggemann,
BIELEFELD 4, Schließfach.
Seit 76 Jahren Erzeuger von Leinen- und Wäsche-Aussteuern.

Patent-Etui-Kamera

äußerst leicht, unerreicht flach, verblüffend stabil

Verlangen Sie illustrierte Drucksch rift VK

KAMERA WERKSTÄTTEN
GUTHE & THORSCH DRESDEN-A. 6, Bärensteiner Str. 68

Offenbacher Krankenfahrzeugfabrik
Petri & Lehr, Offenbach a. M. 47a.

Selbstfahrer mit u. ohne Motor lt. Katalog A.
Krankenfahrstühle z. Schieb. lt. Katalog B.
Tragbahren, Zimmerrollstühle, Speisewagen f. Krankenhäus. etc.

Für klein!

Eltern! Schützt eure heranwachs. Kinder vor gesundheitl. Nachteil. durch Verwendg. d. neuart. **Rockhausen-Schulbank f. Hausgebrauch** m. naturgem. Sitz u. f. alle Gr. einstellb. ✕ Autorit. glänz. begutacht. Versand dir. ab Fabr. Prosp. fr. Briefadr.: **Rockhausen, Waldheim (51) Sachs.**

Für gross!

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf Velhagen & Klasings Monatshefte zu beziehen.

J. A. Henckels
Zwillingswerk Solingen
Fabrik feinster Stahlwaren
mit dem bekannten Zwillingszeichen

Spezialität:
Zwillingsklingen für **Rasierapparate**

J.A. HENCKELS SOLINGEN
ZWILLINGSWERK

Viele unaufgeforderte Anerkennungsschreiben besagen, daß die Qualität und Schnittfähigkeit dieser Rasierklingen unerreicht ist.

Hauptniederlage: **Berlin W 8,** Leipziger Straße 117/118
Eigene Verkaufsniederlagen: Köln a. Rh., Dresden-A., Frankfurt a. M., Hamburg, München, Wien I, Paris.

A.W.FABER
"CASTELL"
Bleistifte

16 verschiedene Härtegrade. Passend für jeden Zweck und für jeden Beruf

A.W. FABER "CASTELL"
Kopierstifte · Tintenstifte · Farbstifte
bester Qualität

A.W. FABER "CASTELL" • HB

Holzhäuser

sind ideale Eigenheime

Wie bewähren sie sich im Sommer?

Wir liefern Holzhäuser seit Jahrzehnten in die tropischen und subtropischen Gebiete Afrikas und Südamerikas. Sowohl als Wohngebäude als auch für sanitäre Zwecke werden Holzbauten dort mit Vorliebe verwendet. Wie viel angenehmer muß es in gut gebauten Holzhäusern erst in unserer gemäßigten Zone sein!

Christoph & Unmack A.-G.
Niesky O.-Laus.

Wir sind das größte und älteste Werk für Holzbauten in Europa. Uns stehen riesige, gepflegte Holzvorräte und die Erfahrungen eines halben Jahrhunderts zu Gebote.

bevorzugt für seine Entwürfe die

A.W.FABER "CASTELL"
Polychromos-Farbstifte

die mit Hilfe eines Malmittels ein Arbeiten in Farbstift Aquarell- und Temperamanier gestatten

Fordern Sie umgehend Spezial-Prospekte!

A.W FABER
gegr. 1761
"CASTELL" Bleistiftfabrik Stein b. Nbg.

Sie auch nervös? Nun ja, Sie vielleicht nicht?

Ja, ja, wenigstens war ich es. Seit ich zum Frühstück „Kubeka" trinke und mir in flauen Momenten eins, zwei, drei ein Glas „Kubeka" mache, bin ich die Sache los. Mein Appetit ist wieder gut und die Verdauung tadellos. Nebenbei schmeckt „Kubeka" — übrigens ein Kufeke-Präparat — gut und ist wirklich preiswert. Ich kann es Ihnen dringend empfehlen.

Electromophon

mit **„S. P.-Tonführung".** / Führender, preiswerter elektrischer Sprechapparat. / Ein Phänomen an Lautstärke und natürlicher Tonwiedergabe. / In besseren Fachgeschäften erhältlich, die gegebenenfalls nachgewiesen werden durch **Electromophon A.-G.,** Stuttgart-Vaihingen a.d.Fild.3

G. A.
URMETZER
N F
MAINZ
LUDWIG-
STRASSE
7
Ausgewählte
Photo-Apparate
Liste M kostenfrei
Ansichtssendungen
Zahlungserleichterungen

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf Velhagen & Klasings Monatshefte zu beziehen.

Rassehunde-
Zuchtanstalt u. Hdlg.
„HEKTOR", Bad Köstritz 2.
Reichillustrierter Katalog mit Preisliste Rm. 1.—

Studenten-
Utensilien-
fabr.
Älteste und größte Fabr. d. Branche.
Em. Lüdke
vorm. C. Hahn & Sohn, G. m. b. H.,
Jena i. Th. 10.
Man verlange gr. Katalog gratis.

beseitigt
O- u. X-Beine
(Ohne Berufsstörung)
Broschüre kostenlos!
Wolter & Engelmann
Orthopädische Werkstätten
Chemnitz Sa. D 19

„Welt-Detektiv"
Auskunftei Preiss, Berlin W. 38, Kleiststrasse 36 I, Hochbahnh. Nollendorfplatz — Kurfürst 4543 —
Tausendf. gute Erfolge — Beste Empfehlg. — zwanzigjähr. Erfahrungen — solide Gebühren f. **Ermittelungen, Beobachtungen** (überall u. in jeder Sache)
Spezial-Auskünfte
(Vorleben, Vermögen, Gesundheit, Lebensführung usw.), In-, Ausland.

Velhagen & Klasings Monographien zur Erdkunde:

Neu erschienene Bände:

Die deutsche Nordsee,
ihre Küsten und Inseln
von
Prof. Dr. Bruno Schulz

Mit 102 Abbildungen, darunter 19 in Farben- und Doppeltondruck und zwei farbigen Karten. Preis in elegantem Geschenkband 7.— RM.

Das Buch wird von allen freundlich begrüßt werden, die ihre Sommerferien an der Nordsee verleben und sich gern belehren lassen über all das Eigenartige und Schöne, was die Natur dort bietet. Das reiche Abbildungsmaterial wurde mit besonderer Sorgfalt ausgewählt.

*

Spanien
Eine Fahrt nach Andalusien
von
Prof. Dr. E. Schäfer

Mit 105 Abbildungen, darunter 9 in Farben- und 4 in Doppeltondruck, sowie einer farbigen Karte. Preis in elegantem Geschenkband 7.— RM.

Der ganze Reichtum Spaniens an landschaftlicher Schönheit, an Licht- und Farbenfülle wird hier in Wort und Bild lebendig. Das Buch bildet im Schmuck seiner reichen farbigen Illustrierung eine wertvolle Bereicherung unserer Sammlung.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Nur mit der

Leitz

Kleinfilm-Kamera
„LEICA“

auf die Reise!
Zum Sport!

Keine Plattenkamera kann Ihnen das Wunderwerk, die Leica-Kamera, ersetzen.

Geringstes Volumen und Gewicht
36 Aufnahmen ohne Neuladen

Schlitzverschluss bis $^1/_{500}$ Sekunde und
Leitz-Anastigmat „ELMAR“ F : 3,5

sichern erstklassige Aufnahmen
bei allen Witterungsverhältnissen

Fordern Sie
kostenlos unsere illustrierte Liste Nr. 1632

Ernst Leitz, Wetzlar

*

Bezug der Kamera durch die Photogeschäfte

Darin liegt der Reiz,

dass Sie Blumen, sowie Salate, Frischgemüse, Gurken u. Tomaten

im Höntsch Gewächshaus

selbst ziehen. Es gehört daher zu jedem Eigenheim. Die geringen Anschaffungskosten tragen hohen Nutzen

Höntsch & Co.
Dresden-Niedersedlitz F 2

Leistungsfähigstes Sonderwerk
für Gewächshaus- und Wintergartenbau

Empfohlene Unterrichtsanstalten

Baden-Baden **Pädagogium.** Höhere wissensch. Lehranstalt. Sexta-Prima. Bestgeleit. u. eingericht. **Internat.** Fernruf Nr. 21. Prosp. u. Ausk. durch d. Leitung.

Bath (England) ★ **Oldfield Road Oldfield Lodge School.**
Junge Mädchen, die Englisch lernen wollen, finden Aufnahme im Töchterheim unserer privaten Mädchenschule. Beteiligung an den Unterrichtsstunden, Zeichen-, Mal- u. Musikunterricht nach Uebereinkunft. Die Leiterinnen der Schule waren Schülerinnen der Mädchenanstalt der Brüdergemeine in Neuwied, können Deutsch u. haben nach Deutschland freundschaftl. Beziehungen.

Techn. Assistentinnen an medizinischen Instituten
Ausbildung zum Staatsexamen durch
Electricitäts-Gesellschaft „SANITAS“
Mitglied der staatlichen Prüfungs-Kommission
Berlin N. 24, Friedrichstr. 131 d.
Prospekte frei.

Abitur O II Reife. ★ **Dr. Meusel's** Vorbereit.-Anstalt mit Internat.
Berlin W. 62, Kurfürstenstrasse 72. Auch Arbeitsstunden und Abendkurse. Sprechstunden: Montg., Mittw., Freitg. 12–1, 6–7.

RACKOWs
kaufmännische Privatschulen
Berlin, Wilhelmstr. 49, Tauentzienstr. 1, Alexanderstr. 50
Hamburg, Glockengiesserwall 19 **Dresden,** Altmarkt 15
Hannover, Sophienstr. 6 **Köln,** Agrippastr. 13
Magdeburg, Bismarckstr. 4 **Stettin,** Bismarckstr. 6
Vor- und Fortbildung von Damen u. Herren f. d. allgem. u. höher. kaufmännischen Beruf
Prospekt, Auskunft, Pensionsnachweis frei

Priv. Kunstschule **des Westens für freie Kunst u. Kunstgewerbe**
v. Emmy Stalmann, gegr. 1904, **Berlin-Charlbg. 2,** Kantstr. 154, Ecke Fasanenstr. Tages- u. Abendklassen. Lehrplan frei.

THIE's Höhere Lehranstalten. Sexta bis Oberprima. Tagesklassen. Abendkurse. Arbeitsstunden. Schülerheim: sehr gute Verpfleg. Schularzt. Tägl. Leibesübungen. Direktor **Thie, Berlin-Charlottenburg 2,** Leibnizstr. 15 (a. Knie).

Bern ★ **Humboldtianum / Handelsschule** erzieht neuzeitl. Kaufleute. Sprachen. Diplom. Vorbereitung auf **Handels-, Real- u. Literaramatur.** Im kl. **Familieninternat** sorgfältige Erziehung. Prosp.

Technikum Bingen a. Rh.
Maschinenbau, Elektrotechnik, Eisenhochb.
Beginn: Mitte April und Mitte Oktober.
Programm kostenfrei.

Heilerziehungsanstalt **Calmenhof Idstein** im Taunus. Bildungsanstalt für körperlich u. geistig entwicklungsgestörte Kinder u. Jugendliche beiderlei Geschl. u. jed. Konfess. Prosp. u. Ausk. durch d. **Direktion**

Eisenach ★ **Burchardi-Schule,** Bornstr. 7, 11.
Haushaltgs.- u. Gewerbeschule f. Mädch. m. Lehrerinn.-Bildgs.-Anst. Abt. I, Töchterheim mit hauswirtsch. Jahr (Berufsschule). **Abt. II, Frauenschule. Abt. III, Seminar** f. Lehrerinnen d. Hauswirtschaftskunde (Gleichber. i. Preussen). **Abt. IV, Berufsoberschule.** Vorbereitung zur Berufsschullehrerin einschl. höh. Fachschule und Städt. Haushaltungspflegerinnen-Ausbildung.
Näheres durch Auskunftsheft.

Godesberg/Rhein u. **Herchen/Sieg.** **Evangel. Pädagogium** (Landschulheim), Realgymn. u. Oberrealschule mit Berechtigung zur Abiturientenprüfung (keine Presse!). Kleine Klassen. Internat in einzelnen Familienhäusern. Aufsicht und Anleitung bei den häuslichen Arbeiten. Viel Sport, Turnen, Rudern, Wandern. Direktor: Prof. **Otto Kühne,** Godesberg/Rh.

Halle/S. **Dr. Harangs Höhere Lehranstalt.** Vorbereitg. für alle Prüfungen und Klassen. — Schülerheim. — Prospekt 6.

Kattendorfer Hof bei Kaltenkirchen (Holstein)
staatl. anerkanntes landwirtsch. Lehrgut erzieht junge Männer zu **tüchtigen, frohen Menschen.**
Adliges Gut Wulksfelde (Lamprecht-Stiftg.) nimmt **junge Männer über 20 Jahre** auf zur seelischen u. körperl. Gesundung u. Festigung.
Auskunft und Prospekte durch
Wichern-Stiftung, Hamburg 26.

KEILHAU b. Rudolst. i. Th. | **Landeserzh.,** gegr. 1817 v. Friedr. Froebel, **Ober-Realsch.** (Zgs. f. Obersek. u. Abit.). Eig. Gut u. Internat. Wahlfr. Latein u. Span. Gesunde Lage Fernruf: 185. | i. Talkessel, v. Bergwäld. umgeben. Drucksach. d. d. Anstaltsleitg.

Prosp. fr. **TECHNIKUM KONSTANZ** am Bodensee.
Ingenieurschule für Maschinenbau und Elektrotechnik.

LAUSANNE (Schweiz)
INSTITUT LEMANIA
Moderne Sprach- und Handelsfachschule mit abschliessendem **Diplom.** — **Gründl. Erlernung des Französischen** sowie rationelle Vorbereitung auf d. kaufmänn. Beruf. **Franz. Ferienkurse in den Bergen.** Sport; Internat u. Externat f. Jünglinge u. Töcht. v. 15 Jahren an. — **Alpines Landerziehungsheim Lémania in Champéry** (Walliseralpen — 1100 m ü. M.) für Knaben von 8—15 Jahren.

LEIPZIG, Deutsche Buchhändler-Lehranstalt, Buchhändlerhaus. Ostern 1929: Neuer Jahreskurs f. hochschulm. Ausb. in Buch-, Kunst- u. Musikalienhandel, auch f. Damen u. Ausländer. Satzgn. u. Lehrpl. geg. ½ GM. d. Ob.-Stud.-Dir. Prof. Dr. **Frenzel.**

Technikum Lemgo i. Lippe ★ **Ingenieurschule. Staatskommissare.**
Maschinenbau, Brückenbau, Elektrotechnik, Betriebstechnik, Hochbau, Tiefbau, Eisenbetonbau, Architektur.

Pädagogium Lübeck **M. Gerhardy** Burgfeld 10
Privatschule f. Knab. u. Mäd. Sexta-Abitur all. Schulsyst. Erstklassig geleit. Internat **Frauenschule.** Bedingung: Lyzealabschl. ev. mittl. Reife **Gymnastik Berufsausbildg. Laienkurse**

Das Alumnat d. Realgymnas. Lüben i. Schl.
nimmt gesunde Kinder m. einwandfr. Schulvergangenheit i. gute Erziehg. auf. Ausk. erteilt d. Studiendirektor d. Realgymnasiums.

Dr. Schraders Vorbildungsanstalt
Gegründet 1892. Leitung Dr. Grössel. **Magdeburg** Olvenstedter Str. 1/3. Fernsprecher: 2458.
Klassen: U-III bis O-I, real u. gymn. mit Internat.
Von Ostern 1927 besondere feststehende staatliche Prüfungskommission für Abiturienten. Prospekte.

Technikum Mittweida
Höhere technische Lehranstalt z. Ausbildung von Elektro- und Maschineningenieuren. Programm vom Sekretariat des Technikums Mittweida i. Sa.

ECOLE DES ALPES
Landerziehungsheim für Knaben
Frühling-Herbst: **MORGES** Genfersee
Winter: **CHATEAU D'OEX** Westschweiz-Alpen
Sommerferienkurs mit Bergaufenthalt

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg. Kl. Gymnas.- u. Real-Kl.: **Sexta bis Reifeprüf.** Sport. Förderung körperl. Schwacher. Gute Verpfleg. durch eig. Landwirtschaft. **Prüfungserfolge.**

Potsdam-Hermannswerder 15 • HOFFBAUER-STIFTUNG.
Erziehungs- u. Unterrichtsanstalten: Säuglingsheim, Grundschule, Oberlyzeum neuen Stils. Frauenschule u. Lehrgang für technische Lehrerinnen mit staatl. Abschluss-Prüfung.

Fortsetzung

Empfohlene Unterrichtsanstalten

TECHNIKUM STRELITZ-MECKL.

Hoch- u. Tiefbau, Betonb., Eisenb., Flugzeugb., Maschinenb., Autobau, Heizg. u. Elektrot. Ingenieure u. Techniker. Progr. fr.

Quedlinburg Harz — Städt. Frauenschule u. Kinderg.-Seminar. Staatlich anerkannt und vollberechtigt.

INGENIEURSCHULE BAD SULZA IN THÜR.

Höh. Techn. Lehranstalt / Maschinenbau / Elektrotechnik / Gas- u. Wassertechnik / Chemie / Flugwesen. — Programme U kostenlos.

Ingenieurschule Zwickau Sa.

Höh. Techn. Lehranstalt für Hochbau / Elektrotechnik und Betriebstechnik. — Studiendauer 5 Semester. Beginn Anfang April u. Oktober.

Empfohlene Töchterpensionate

Bern (Schweiz). Töchterinst. Elfenau. Wissenschaftl. Unterr. Französisch wie i. franz. Sprachgebiet. Künste. Abtlgn. f. Hauswirtsch. u. f. Handelsfächer (Dipl.). — Bergheim „Alpina" in **Grindelwald** f. Hochsomm.- u. Wintersportaufenth. **Dr. Fischer-Chevallier u. Frau.**

Clarens-Montreux Töchter-Pensionat Villa Rurik. Studium der Sprach. u. Musik. Prakt. hauswirtsch. Kurse. Sport. Empfehl. in Deutschland. **Mr. et Mme. Scheerer-Schnewlin.**

Dresden-A. 60 Leubnitzer Str. 19. Töchterh. Römer. Staatl. genehm. a. Haushalt.-Schule. Allein bewohnte Villa. Unterricht nach Wahl in Wissensch. Sport. Gesellsch. Ausbildg. Ill. Prosp. Referenzen. ADT

Dresden-A. Kaitzer Str. 15. | **Töchterheim Scholtz.** Eigne Villa mit schön. Garten. Wissensch., sprachl., gesellsch., prakt. Ausbild. Erste Lehrkräfte. Beste Empf.

Gernrode / Harz. Töchterheim Hagenberg. Gegr. 1910. Herrl. Lage a. Walde. Haushaltskurse, Wissensch., Sprach., Musik, Handelsfäch., Sport, Tanz. Umgangsformen. Prosp. mit Bildern. Fr. Dir. **M. Falcke.**

Gernrode / Harz. Töchterbildungsheime Waldtraut - Brunhild. I. Wissensch. Fortbildg., Abt. a) unvollend. Schulbild. b) Lyceal-abschluss, II. Lernküchen, III. Handelsabt., IV. Höh. Handelssch. 12 Morg. Wald, Sport- u. Gartenanl., Zentralh., fl. Wass. Lehrpl. fr.

Bay. Gmain Ober-bayern. • Töchterheim Gut Hohenfried. Vorn. christl. Haus. Hauswirtsch. Sprachen, Musik, Gärtn., Viehwirtsch. Herrl. Gebirgslage. Kein Massenbetr., voll. Familienanschl. **Frhr. u. Frfr. v. Roeder.**

Bad Harzburg Töchterheim Villa Mansfeld. Gegr. 1910. Haus I. Rgs. **Begrenzte Anz. j. Mädch. aus nur best. Kreisen.** Wissensch., Hauswirtsch., Gesellschaft. **Engländerin u. Französin i. Haus.** Sport, herrl. Lage, jed. Komf. Frau **Dr. Rensch.**

Lausanne- Signal, Schweiz • **Grand Verger.** **Erstklass. Mädchen-Institut.** Neuzeitl. Einrichtgn. **B. Haushaltungsschule.** Prosp. m. Ansichten. Beste Ref. Dir.: Mmes **Pflüger.**

Ouchy - Lausanne • **„Mon Plaisir" Avenue Bellerive** Erstklass. Familien-Pension für junge Fräulein. Beste Verpflegung. — **Französisch.**

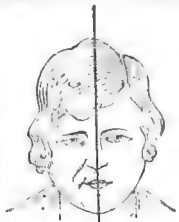
Territet - Montreux (Schweiz) **INSTITUTION DES ESSARTS, Château de la Veraye** Erstklassiges Töchterpensionat. — Beste deutsche Referenzen.

Thale / Harz. Töchterheim Lohmann. Gegr. 1902. n. neuest. staatl. Grunds. d. gepr. Lehrkr. Herrl. Wald- u. Gebirgsl., beste Pflege. Prosp. **A.M. Lohmann,** staatl. gepr. ADT

Weimar • **Institut Dr. Weiss.** Gegr. 1874.

Töchterheim.	Frauenschule	Abitur.
Hauswirtschaftl., gewerbl. u. wissensch. Ausbildung. Musik, Gymnastik, Sport. Berufsschulberechtigung.	m. Internat. Lehrpl. d. OH. d. Fr.-Ob.-sch. Abschl.-Zgs. a. in Preuss. anerk.	Schülerinn.-Heim d. Deutschen Aufbauschule. Obersek. b. Oberprima.

Akademische u. gewerbl. Lehrkräfte im Haus. Grosser Besitz. Park. Prospekte und Referenzen durch **Dr. C. Weiss u. Frau.**



Vorher *Nachher*

SCHÖN SEIN

ist der Wunsch der Frau und ihr bester Empfehlungsbrief. Unschöne Gesichter, Nasen und Ohren werden umgeformt, Falten u. die Erscheinungen des Alterns beseitigt. Schmerzlos mit allen Mitteln des Fortschritts und jahrzehntelanger Erfahrung. Vieles mittels einer einzigen Behandlung. Garantie. Intern. Ruf. Erst. Fachmann.

FRIEDR. BIHLMAIER

Ästhetische Plastik u. Chirurgie

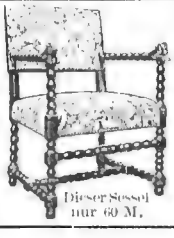
HANNOVER, Sallstr. 37, Ruf 83192

Lassen Sie kostenl. Drucksache komm. Verschl.: 30 Pf. Rückp.

Frauenhaar du bist der Männer Glück!

Das ärztlich empfohl. Müllern des Haares mit Dr. Müllers Haarwuchs Elixier beseitigt zuverlässig Haarschwund, Haarausfall, Kopfschuppen, Juckreiz u. verhindert frühzeit. Ergrauen. Nervenstärk. Mit od. ohne Fett. Packung Rm. 3,50 in allen einschlägig. Geschäften zu haben, sonst frei vom Hersteller Dr. Müller & Co., Berlin-Lichterfelde 1.

Müllern Sie Ihr Haar!



Dieser Sessel nur 60 M.

Bonjer-Club-Möbel

in Leder, auch in Stoff

unerreicht in Qualität / Verarbeitung / Form und Preiswürdigkeit.

Wollgobelin-Stuhl

beste Federpolsterung mit Rosshaarauflage 60 M. franko Deutschland.

Zahlungserleichterung. Katalog a. Wunsch.

München C., Maximilianstrasse 13.

klebt, leimt, kittet Alles

Arterien-Verkalkung

Verlangen Sie gr. Prospekt über das v. Aerzten als vorzüglich anerkannte, ind. Apotheken erhältliche

Elixir Cigli

7 Tage Kur M. 3,5 —

SARSA, Gmb H Berlin NW 40

= Reise- u. Kuraufenthalt =

Bad Kissingen

ganzjähriger Kurbetrieb — Jeglicher Sport und Komfort des Weltbades — Angemessene Preise für einfache und höchste Ansprüche

Magen – Darm – Herz – Gicht – Verkalkung
Entfettungskuren
Rakoczy-Trinkkur
Kohlensaure Sole-, Moorbäder

Mineralwasserversand und Nachweis von Bezugsquellen durch die Bäderverwaltung.
Prospekt, Wohnungs- und Preisliste durch den Kurverein

Wildbad i. Schwarzwald

Staatl. Thermalbad

Weltbekannter Kur- und Badeort
430–750 Meter ü. d. M.
20 000 Gäste
heilt Gicht, Rheumatismus, Ischias, Nervenleiden, Unfallbeschädigungen.

Alle neuzeitlichen Kurmittel, Sport, Fischerei, Theater. Bergbahn auf die bewaldete Sommerberghochebene. Ganzjähriger Betrieb. Bis 15. Mai und ab 16. September ermässigte Bäderpreise. Auskunft durch Badverwaltung oder Kurverein.

ALEXANDERSBAD / KURHAUS
Fichtelgeb. 600 m
Zimmer mit fliess. Wasser. Stahl- und Moorbad.

Augen- Heilanst. Spez. Method. **Eisenach,** Prinzenweg 5. **Dr. Rehm**

Erholt Euch im schönen Thüringen

ARNSTADT
altertüml. Stadt, Ruhesitz und Erholungsort

Bad Frankenhausen
Das altbewährte Heilbad am Kyffhäuser

Bad Blankenburg
im Schwarzatal. Herrl. Wälder, Berge, Täler. Sport. — Mittelstandspreise. Gross. Prosp. S durch d. Kurverwaltung

EISENACH und die WARTBURG
D. ideale Erholungsort, Kurbad. Gratisprosp. S

Finsterbergen
„... ist somit Gesundbrunnen für Erholungsbedürftige, Eldorado f. Naturfreunde!" (Ein 25jähr. Jubiläumsgast)

Friedrichroda
Der Kurort d. Thüringer Waldes für Erholung und Sommerfreude

OBERHOF
800–1000 m. Kur, Sport. Sommer, Winter. Schnell erreichbar

BAD SALZUNGEN
Sol- und Moorbad mit grossem Inhalatorium

Schwarzburg
„Die Perle Thüringens"
Auskunft durch die Kurverwaltung

TABARZ
a. Fusse d. 920 m hohen Inselberges. — Grosses Schwimmbad. Postauto von Station Fröttstädt zu allen Hauptzügen

Bad Liebenstein
das Heilbad für Herz und Nerven

MASSERBERG
Rennsteig
Höhenluftkurort 830 m

Kostenlose Prospekte durch die örtlichen Verkehrsvereine, Kur- u. Stadtverwaltungen

---

Eisenach u. die Wartburg

Der ideale Fremdenplatz, Kurbad und Luftkurort
Kostenfreie Prosp. vom Verkehrsverein.

• Hotel DER RAUTENKRANZ / Erstes Haus am Platze / Autohallen / Fernruf 1532, 1533 •

Berge-Wald- und Sommerfreuden in

Friedrichroda

Der herz- u. nervenstärkende Kurort im Thür. Wald
Kurschriften u. Auskunft durch die Kurverwaltung u. Reisebüros

---

Berchtesgadener Land

mit Watzmann und Königssee
Das Paradies der bayerischen Alpen
Alpines Solebad — Höhenluft- und Terrainkuren — Bergsport
Auskünfte und Prospekte durch Kurdirektion Berchtesgaden, Fremdenverkehrsverein Berchtesgaden-Land, Fremdenverk.-Verein Schellenberg sowie d. alle Reise- u. Verkehrsbüros.

Als Band 36 der Monographien zur Erdkunde erschien:

Klima und Landschaftsbild

von **S. Passarge**

Mit 115 Abb., davon 9 in Farben, sowie einer farbigen Karte. Eleg. geb. M. 7.—.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

= Reise- u. Kuraufenthalt =

DAS WELTKURBAD WIESBADEN

Deutschlands größtes Heilbad

Weltberühmte Kochsalzthermen 65,7° C.
Heilt Gicht und Rheuma

Nervenkrankheiten, Stoffwechselleiden, Erkrankung der Atmungs- und Verdauungsorgane • Golf, Tennis, Tontaubenschießen, Autoausflüge, Rheindampferfahrten • Brunnen- und Pastillenversand • Gute Unterkunft bei mäßigen Preisen • Hotelverzeichnisse (8000 Betten) durch das Städtische Verkehrsamt und die Reisebüros

---

Baden-Baden BRENNERS KURHOF Das vornehme Famil.-Hotel

Staatl. Stahl- und Moorbad

Bad Steben

581 m ü. d. M. im Frankenwald

Vorzügliche Heilerfolge bei Blutarmut, Bleichsucht, Herz-, Nerven- u. Frauenleiden, Gicht und Rheumatismus. Waldreiche Lage Neues Kurhaus / Park / Liegehalle.

Kurzeit vom 2. Mai bis 6. Oktober.

Ab 20. August Kurtaxen-Ermässigung.

Auskunft durch die staatl. Badverwaltung.

Norderney

Das führende deutsche Nordseebad

Strand-Hotel Europäischer Hof

Treffpunkt der guten Gesellschaft

Haus I. Ranges, unmittelbar am Meer und gegenüber den Tennisplätzen. Einziges Haus mit Fahrstuhl. Gedecktes Terrassenrestaurant. Grosse Konferenzsäle. Bekannt vorzügliche Küche. Eigener Omnibus am Hafen. Pension: August ab RM. 12.—, September ab RM. 9.—.

Besitzer Wilhelm Borchers Ww.

Grosses Logierhaus
See-Aussicht. Fl. Wass. Z.-Hzg. Z. m. Bd. Warme Seebäd. i. Haus.

Logierhaus Bazar
am Kurplatz. Trinkkuren mit all. in- u. ausländ. Heilquellen.

Bremer Logierhäuser
dir. a. Meere. 200 Z. Fl. Wasser. Zimmer m. Bad. Tennisplätze.

Pension Löling
2 Min. v. Strande, ganzj. geöffn. Fl. Wass. Zentralhzg. gt. Küche.

Haus Immergrün
3 M. v. Strande, Bestempf. Haus, vorz. Küche. Pens.-Pr. ab M. 6.-.

Haus Ihnken
a. Damenpfad. 2 Min. v. Strande. Wohnung mit u. ohne Küche u. Einz.-Zimm. m. Seeaussicht.

Kurhaus • Wittdün auf Amrum

Idealer Herbstaufenthalt. Mildes Golfstromklima

Bedeutend ermässigte Pensionspreise

Prachtvolle Lage am Meere
Rühmlichst bekannte Hamburger Küche

Täglich Künstlerkonzerte

Fernruf 17

Prospekte durch die Direktion des Kurhauses

Nordseebad WITTDÜN auf AMRUM

Herrlicher Sandstrand. Hohe Dünengebirge. Preiswerte Unterk. u. Verpflegung. Mässige Kurtaxe. Auskunft d. d. Kurverwaltung.

See Sole **Kolberg** Sonne Moor

Kurhospital Siloah Zentralheiz., fl. Wasser. Eig. Solquellen. Bäder i. d. Etagen. Auf d. Zimm. münd. Liegehallen. Röntgeninst. Höhensonnen, Luft- u. Sonnenbad, med. Bäd., Elektrotherapie. Chef-A.: **Dr. Behrend.**

Pension „Salve Regina" d. ganze Jahr geöffnet. In nächster Nähe v. Park, See, Bädern und Sportplatz. Solide Preise.

„Park-Pension" an Park und See. **C. Senator, geb. v. d. Wense.** Angegliedert **„Kl. Kinderheim"** (Nebenhaus).

Langeoog

Nordseeinsel

Mässige Kurtaxe
Seebäder frei
Beste Gesellschaft
Prospekte u. Auskunft d. d. Verkehrsamt

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Für die Reisezeit:

Der Bodensee

von **Ludwig Finckh**

Mit 50 Bildern und 1 Karte. Preis kartoniert 2 Mk.

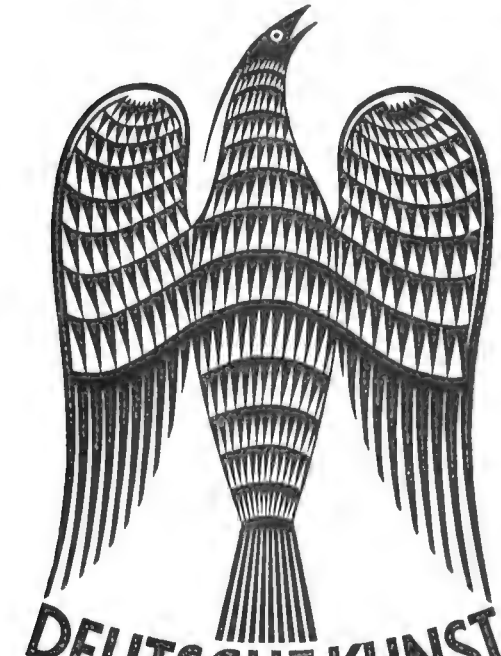
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

An die Riviera des Nordens über Swinemünde-Zoppot-Pillau-Memel

nach u. von OSTPREUSSEN, DANZIG und MEMEL

mit den Motorschnellschiffen „Hansestadt Danzig" und „Preussen"

FAHRPLÄNE, FAHRKARTEN und NÄHERE AUSKUNFT durch den Norddeutschen Lloyd, Abteilung Inländisches Verkehrswesen, Bremen, die Stettiner Dampfschiffs-Gesellschaft J. F. Braeunlich, G. m. b. H., Stettin, deren Vertretungen sowie durch alle Reisebureaus und Eisenbahn-Fahrkartenausgaben



DEUTSCHE KUNST
DÜSSELDORF 1928
MAI-OKT.
HANNS HERKENDELL

BERLIN-SÜDENDE ★ Asthmakurhaus
Dr. WEISS. — Ganzj. Betrieb. Südr. 1544.

Schroth-Kur Dr. Möllers Sanatorium Dresden-Loschwitz Gr. Erfolge. Prosp. fr.

MERAN ★ Wiedereröffnung des Diätsanatoriums „Stefanie"
für Herz-, Nieren-, Zucker-, Magen-, Darm-, Blut-, Stoffwechselkranke, Rekonvaleszenten **am 30. August** (Beginn der Traubenkur). Alle neuzeitigen Kurmittel. — Nachkuren nach Sommerbädern. Jeder Komfort. **Dr. Binder.**

BAD LANDECK in Schlesien
altbewährtes Frauenbad.
Prospekte und Auskünfte durch die Verkehrsbüros und die städt. Badeverwaltung Fernruf 82.

ÖSTERREICHS FÜHRENDES ALPENSEEBAD · KURORT
Velden am Wörthersee bringt Kraft und Gesundheit
WÄRMSTER ALPENSEE EUROPAS (BADEZEIT: MAI-OKTOBER)

Marburg a. d. L.
SOMMER 1928
25. Mai–31. August { Grosse Festspiele
täglich { Ausstellung religiöser Kunst
24. Juni: Hessentag
Auskunft durch den Verkehrsverein

SANATORIUM AROSA (Schweiz) 1870 m ü. M.
Heilanstalt für Lungenkrankheiten u. chirurg. Tuberkulose
Moderner Komfort. Fliessendes Warm- und Kaltwasser. Appartements mit Privatbad.
Mässige Preise. / Prospekte frei.
Chefarzt: San.-Rat Dr. Jacobi. Hausarzt: Dr. H. Trenkel.

DAVOS- Dorf 4: **Sanatorium Seehof.** Fliess. Wasser. Mässige Preise.
Platz 4: **Kurhotel Esplanade.** Das behagl. Familienh. 80 Bett.

FÜR DIE REISE!

Das Engadin
Von **Felix Moeschlin.** — Mit 52 Bildern, darunter 11 in Doppelton, sowie einer Karte. — Preis gebunden **M. 2.50.**

Der Vierwaldstätter See
Von **Ernst Zahn.** — Mit 50 Bildern, darunter 10 in Doppelton, und einer Karte. Preis gebunden **M. 2.50.**

Durch alle Buchhandlungen.
Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig.

= Reise- u. Kuraufenthalt =

Baden (Schweiz) **bei Zürich**

Radio-aktives Schwefelbad gegen Rheumatismus, Gicht, Ischias, Gelenkleiden

17 Schwefelquellen von 48°. Alle Kurmittel in den Badehotels. Kursaal. — Täglich Konzerte.

*

Prospekte durch die Kurverwaltung.

PONTRESINA ★ **Parkhotel** 130 Betten. Sonnig und ruhig gelegen. Von Familien bevorzugt. Sommer- u. Wintersport.

Engadin 1803 m Schweiz

Zweighaus: **Schlosshotel Enderlin, Pontresina.**
Grd. Hotel des Temples, Girgenti (Sizilien).

Kurhaus Monte Brè-Lugano Süd-Schweiz

Mod. phys.-diät. Kuranstalt. Nähe Strandbad. Aerztl. Leitung. Für Sommerkur vorzügl. geeig. Deutsch. Haus. Pens. v. M. 8.– an. Prosp.

Cademario **Kurhaus** 500 m oberhalb Lugano. 160 Betten, Jahresbetrieb. Dr. med. Keller-Hoorcheimann.

MÜRREN 1650 m ü. M. **Grand Hotel u. Kurhaus**

250 Betten. — Idealer Ferienaufenthalt. — 3 Tennis.

Windgeschützte, staubfreie Lage. — Schönste Alpenszenerien. Orchester. — Dancing. — Pensionspreis von Fr. 15.— bis 25.—.

Empfohlene Hotels und Pensionen

BASEL ★ **Hotel Victoria u. National.** Gegenüber Bundesbahnhof. Von Deutschen von jeher gern besuchtes Familienhotel. Haus I. Rgs. mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet. Zwei Personen-Aufzüge.

Fliessendes Wasser in allen Zimmern. Privat-Bäder. Drei grosse Garagen in nächster Nähe. Mässige Preise. **Paul Otto,** Besitzer.

Arosa *Schweiz. 1850 m ü. M.* **Hotel Arosa Kulm.** Erstkl. Famil.- u. Sport-Hotel. Höchste, sonnigste Lage inmitt. schönst. Alpenmatten. 2 Tennis. Garage. **Modernst. Komf.** Orch., Dancing. Sais.: Juni-Sept. Dir. **F. Helbling.**

Berchtesgaden · Haus Geiger.

Ueber 60 Jahre im Besitz und unter Führung der Familie. Fliessend Wasser, Zentralheizung, Autogaragen. Bes. **F. Geiger.**

Alpenhotel Bödele ★ (1140 m ü. M.) — Station Dornbirn, Vorarlberg.

Höhenluftkurort und Wintersportplatz I. Ranges.

Pension v. M. 8.— bis M. 9.50. Prospekt durch Dir. **F. Freylinger.**

Brannenburg · **Berghotel Wendelsteinhaus** (1740 m)

am Endpunkt d. elektrischen Zahnradbahn auf den Wendelstein. Neuzeitlich eingerichtet. Ganzjährig geöffnet.

Braunlage (Oberharz) · **Pension Bremer.**

Vornehmes, ruhiges Haus in bester Höhenlage. Eigene, grosse Liegewiese. — Zimmer einschl. guter Verpflegung 7—8 Mark.

BURGFLUH

Kur- u. Erholungsheim, Kerns, Zentralschweiz, 120 B. 700 m. Sehr schön eingerichtetes Haus in prachtvoller, staubfreier, voralpiner Waldgegend. Grosser Naturpark mit Luft- und Sonnenbädern. Kuren nach Dr. Bircher u. Kneipp. Leit. Kurarzt Dr. med. Hch. Wüscher. — Prospekte verlangen.

Churwalden ★ **Hotel Lindenhof**

Erstklassiges Familienhotel. Sommer- und Winterbetrieb, geschützte staubfreie Lage. Garage.

Dresden ★ **Hotel Bellevue**

Generaldirektor R. Ronnefeld.

Weltbekannt, sehr vornehm. Unvergleichliche Lage.

Mit allen zeitgemässen Einrichtungen.

FLIMS **-Waldhaus** · **Grand Hotel et Surselva.** Neuestes erstkl. Haus in bevorzugter Waldlage nächst Caumasee. Pension von Frs. 16.— bis 25.—. Prospekte durch Direktion. **P. Buol.**

Franzensbad ★ **Hotel Königsvilla.** Vornehmste u. günstigste Lage für den Kurgebrauch. Haus I. Rgs. mit all. der Neuzeit entsprech. Komfort. Mit eigenen grossen Gartenanlagen. = Prospekte auf Verlangen. =

GERNRODE/Harz **Sporthotel Brauner Hirsch.** Tennis, Reiten, Kegeln, Jagd, Mineralschwimmbad. Autoschule (spez. für Damen). Gelegenheit den Führerschein während des Urlaubs zu erlangen.

Bad Harzburg

Hotel Belvedere-Südekum

Im Schweizer Stil gebaut und geführt.

Natürl. Solbäder auf allen Etagen.

Sämtl. Zimmer mit fließendem Wasser, Balkon u. Doppeltüren. Pensionspreis mit Zimmer 10—13 RM.

Bad Harzburg **Bodes Hotel** (vorm. Asche). Vornehmes, bestempfohl. Haus. Wohnungen mit Bad. Sämtliche Zimmer mit laufenden warmen und kalten Wasser. = Bes.: **Gebr. Bode.** = Fernsprecher 28

Interlaken · **Schweizerhof** Familienhotel I. R. Schönste Lage am Höheweg neb. Kurgarten. Privatbäder od. fl. Wasser i. all. Z. Restaurant. Autogarage mit Boxes. Pens. v. Frs. 16.— an. **Th. Wirth,** Bes.

Luzern **Hotel St. Gotthard-Terminus.** Altbek., bestrenomm. Haus I. R. in bester Lage a. See, nächst Bahn u. Schiff. Sämtl. Zimmer mit fliess. Wasser. App. mit Bad. Kulante Preise. **W. Doepfner,** Bes. u. Leiter.

Montreux ★ Grd. Hot. **EDEN.**

Erstkl. 220 B. In allen Z. fliess. Wasser. Am See. Neb. Kursaal. Absolute Ruhe. Mässige Preise. **E. Eberhard,** Besitzer.

Oberhof/Thür. **Wünscher's Park-Hotel.** Das Haus d. vornehmen Familien. Das ganze Jahr geöffnet. Südlage mit herrl. Fernsicht. Autohallen. Fernruf 7 und 70.

Partenkirchen ★ **Hotel „Der Kurhof"**

Schönstgeleg., vornehmes Familienhaus. — Näheres Prospekte.

Schierke (Oberharz). **HOTEL WALDFRIEDEN.** Besitzer: **Conrad Schinke.** Vornehmes Haus. Fliess. Wasser. Bäder. Passantenlogis, Autogaragen. Zimmer inkl. Verpflegung von Mk. 8—12. Prospekt frei.

St. Blasien **Villa Gertrud** ★ **Südl. Schwarzwald.** 800 m ü. M. — Pension M. 6.– bis M. 7.–. Für Erholungsbedürftige. Infektiöse ausgeschlossen. Liegehalle. Privatveranden. ZH. Prospekte.

Spiez (Schweiz). **Schlosshotel Schonegg.**

Familienhotel I. Ranges in aussichtsreicher Lage. 100 Betten. Tennis, Orchest., Golf, Garage. Prosp. durch **Familie Mützenberg.**

Fortsetzung siehe nächste Seite

= Reise- u. Kuraufenthalt =

Fortsetzung

Empfohlene Hotels und Pensionen

Wiesbaden Kurhotel u. Kochbrunn.-Badhaus **Römerbad**

An den Kochbrunnen-Anlagen. Fliessendes Wasser u. Tel. in allen Zimmern. Beste Verpflegung. Neue Halle u. Gesellschaftsräume. Pension ab M. 9.— einschl. Thermalbad. Volle Südlage. Für die Wintermonate Einheitspreis Pension M. 10.— einschl. Bad und allen Nebenausgaben. Garagen. Bes. **Chr. Beckel.**

Wiesbaden Hotel und Kochbrunnen Badhaus **Schwarzer Bock.**

Besuchtestes Kur- und Passantenhaus I. Ranges, beste Kurlage, 280 Betten, fliessendes Wasser, elegante Gesellschaftsräume, anerkannt gute Küche. Pension einschliesslich Thermalbad und aller Nebenausgaben von Mk. 11.— ab. Jahresbetrieb! F. 9751. Garage. Bes.: **Theodor Schäfer.**

Karersee – Carezza al Lago * **Karersee-Hotel**

Höhenstation I. Ranges (1670 m) an d. **Dolomitenstrasse.** Modern gediegen. — 460 Betten. Ideal für Ruhe und Erholung, für Bergsport, Autotouren, Golf und Tennis. Auskünfte durch **E. Rohr,** Dir., Karersee-Hotel, Prov. Bolzano, Italien.

PONTRESINA * **PALACE HOTEL**

Engadin 1800 m ü. M. **Schweiz** Inmitten einer Hoch-Alpenwelt von unvergleichlicher Pracht. Freie, sonnige Lage. — Unzählige Spazierwege. — Hochtouren in nächster Nähe des Hotels. — Tennis, Golf. Direktor **C. F. Eicher.**

Heilanstalten

von Mitgliedern des Verbandes Deutscher ärztlicher Heilanstaltsbesitzer u. Leiter. — Geschäftsstelle des Verbandes: **Hedemünden a. d. Werra.** — Prospekte durch die einzelnen Anstalten.

Ahrweiler **Kurhaus Ahrweiler**

(Ahrtal-Rheinland). Das ganze Jahr geöffnet.

Indikation: Alle Formen psychischer und nervöser Störungen, Entziehungskuren; besondere Abteilung für innere Krankheiten (Diabetes etc.).

Leitender Arzt: **Dr. von Ehrenwall,** Geheimer Sanitätsrat.

Sanitätsrat **Dr. Wiedeburgs** **Waldsanatorium Schwarzeck**

in Bad Blankenburg, Thür. Wald, f. nerv. u. inn. Kranke u. Rekonvalesz. 4 Fachärzte. Alle phys.-diätet. Kurbehelfe. Psychotherapie.

St. Blasien **Sanatorium St. Blasien**

I. südl. Schwarzwald, 800 m ü. M. für **Leicht-Lungenkranke.** Aerztl. Leiter: **Prof. Dr. Bacmeister.**

Braunlage **Sanatorium Dr. Barner**

(Oberharz) für Mag.-, Darm- u. Stoffwechselkranke, Herz- u. Nervenkranke, Asthmatiker. Tel. 8 u. 12.

Dresden-Weißer Hirsch,

Dr. Teuscher's Sanatorium für Nerven- und innere Kranke.

San.-Rat Dr. Bieling's Waldsanat. Tannenhof Friedrichroda in Thür., gewährt sorgfältigste ärztliche Behandlung u. Diätkuren bei **Nerven-, Herz- u. inner., spez. Magen- u. Darmkrankh., Basedow u. Fettleibigkeit.**

Nicht besetztes Rheinland.

Kurfürstenbad Godesberg a. Rh. Für Nervöse u. innerl. Leidende.

Ärztl. Leitg.: San.-R. **Dr. Staehly.** Kfm. Leitg.: Direktor **Butin.**

Christophsbad Göppingen (Württ.) / **Dr. Landerer Söhne.**

Heilanstalt für Nerven- u. Gemütskranke. Offenes Landhaus für Leichtkranke u. Erholungsbedürft. Ärztl. Leitung **Dr. F. Glatzel.**

Luftkurort Görbersdorf in Schlesien, 561 m.

Heilanstalt am Buchberg für Lungenkranke des Mittelstandes.

Leit. Arzt: **Dr. med. Schnurrer.** — Kurschriften d. d. Verwaltung.

Görbersdorf (Kr. Waldenbg., Schl.) **Dr. Weicker's Lungenheilanstalten.** a) Priv.-Sanat. „Marienhaus" f. kl. Zahl Lungenkr. d. bemitt. Stände; b) Heilst. „Krankenheim" m. Männ.-, Frau.- u. Kind.-Abt., auch f. Selbstzahl. Aerztl. Leitg.: **Dr. Steinmeyer, Dr. Warnecke.**

Goslar a. Harz · **Sanatorium Theresienhof**

für innere u. Nervenkranke.

Das ganze Jahr geöffnet. Prospekt. San.-Rat **Dr. Gellhorn.**

Hahnenklee Oberharz Fernspr. 44 **Sanatorium Hahnenklee**

(600 m ü. d. M.) für Innere- und Nervenkranke, für Rekonvaleszenten. Das ganze Jahr geöffnet. Prosp. **Dr. Schulz.**

Hamburg · Prof. Unna's Klinik Haut- und Haarkrankheiten. Kosm. Kuren. Histopatholog. Bakteriolog. Serolog. Strahleninstitute. Prof. **P. G. Unna** sen., Dr. **K. Unna,** Dr. **Paul Unna** jun. u. Dr. **G. W. Unna.**

Hirsau **bei Calw, württ. Schwarzwald** **Sanatorium**

Für Nerven- und innere Kranke. — **Psychotherapie.**

Das ganze Jahr geöffnet. Besitz. u. Leiter: Sanitätsrat **Dr. C. Römer.**

Kurhaus Höchenschwand **(Bad. Schwarzwald).** 1015 m. **Höchstgelegene deutsche Kuranstalt** f. Erhol.-Bedürft. Innere u. Stoffwechselkr. Tuberkulosefrei. Jahresbetrieb. Leit. Arzt **Dr. W. Bettinger.**

Hohenlychen · Sanatorium **für lungenkranke Frauen.**

(Kr. Templin). Leit. Arzt: **S.-R. Dr. Koch.** Mod. einger. Häuser inmitten herrl. Wälder u. Seen. Anfr. an die Verwaltung.

Dr. Ferd. Wahrendorffsche „Kuranstalt Ilten" b. Hannover f. Nerv.- u. Gemütskranke. Offene, halboff. u. geschl. Häus. **Grosse, eig. Landwirtschaft** mit Beschäftigungsmöglichkeit. Mod. Therapie. 4 Aerzte. Näheres durch Anfr. Fernruf: Hannover Nrd. 324.

Kennenburg bei Esslingen (Württemb.). **Heilanstalt** für Nerven- und Gemütskranke. Psychotherapeutische Behandlungen u. Entziehungskuren. Prospekt. Teleph. Esslingen 197. Besitzer u. leit. Arzt: San.-Rat **Dr. Krauss.**

Bad Kösen Aerztlich geleitetes **Erholungsheim**

für leicht Nervenkranke, Erholungsbedürftige, Entziehungskuren.

Ganzjährig geöffnet. San.-Rat Dr. Lehmann.

KURHAUS BAD NASSAU

SANATORIUM FÜR NERVEN- UND INNERE KRANKE

Leitende Aerzte: **Dr. R. Fleischmann, Dr. Fritz Poensgen.**

Neuemühle bei Cassel * **Sanatorium für Nerven- und Gemütskranke, Entziehungskuren.**

Telephon: 604 Cassel.

Sanitätsrat **Dr. Otto Brunner.** Sanitätsrat **Dr. Gustav Brunner.**

Kuranstalt Neufriedenheim / **München, für Nervenkranke all. Art.** Herrl. 12 ha gr. alt. Park. Alle Kurmittel u. psychischen Behandlungsmethoden. Entziehungskuren. Völl. getrennte Abteilungen f. Psychosen. Geh. San.-R. **Dr. Rehm. Dr. Baumüller.**

Kuranst. Obersendling München 44. Für Nervöse u. Erhol.-Bedürft. Entzieh.-Kuren. Villenanl. i. gr. Park. Getrennte Vill. f. Psychosen (hier nur wbl. Kranke). Mod. Behandl.-Methoden (Psychotherapie, planm. Beschäft., Gymnast., Malariakuren). Geh. S.-R. **Dr. K. Ranke.**

Fortsetzung siehe nächste Seite

= Reise- u. Kuraufenthalt =

und anderes

Heilanstalten — *Fortsetzung von voriger Seite*

PARTENKIRCHEN Oberbayern **Dr. Wigger's Kurheim**

Sanator. f. Innere-, Stoffwechsel-, Nervenkranke u. Erholungsbedürftige. 4 klin. langj. vorgeb. Aerzte.
Unter ders. Leitg. das vornehme Familienhotel **„Der Kurhof"**, Pensionspreis ab Mk. 9.— aufwärts.
Beide Häuser ganzjährig geöffnet. Übergangszeit Ermässigung.
Näh. u. Prosp. durch den Besitzer Geh. Hofrat **Dr. Fl. Wigger.**

Sülzhayn Südharz | **Dr. Steins Neues Sanatorium für Leichtlungenkranke**

Herrl. Sonnenlage mitten i. Wald. Fliess. Wasser i. all. Zimmern. Personen-Aufzug. 2 Aerzte. — Leit. Arzt: **Dr. med. Stein.**

Sülzhayn - Südharz

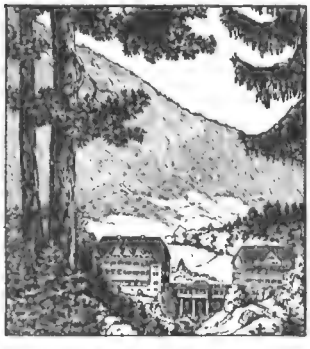
Sanatorium Stubbe für **Leicht-Lungenkranke**

Aerztlicher Leiter: San.-Rat Dr. E. Kremser.

Kurhaus Tannenfeld für Nervenkranke, Gemütskranke, Entziehungskuren.
b. Nöbdenitz, Thüringen
Prospekte durch Besitzer **Dr. med. Tecklenburg.**

Wilhelmshöhe bei Kassel **Kindersanatorium Dr. Rohr.**

Mittlere Höhenlage in nächster Nähe vom Wilhelmshöher Schlosspark und Habichtswald. — UNTERRICHT.



Kurort Bad Elster

Obererzgebirge (Südl. Bad. Schwarzwald).

Der schöne Kurort im sächsischen Vogtland
in herrlicher Waldlage bei Bad Elster
Das Elsterhof Schwarzwald Sanatorium

Nervös-Magen-Darm-Stoffwechselkrankheiten * Diätkuren
Ärzte: Dr. med. Hoffmann * Geh. Hofrat Dr. med. Mook (Leiter
Dr. Hofmanns Sanatorium).
Kurprospekte durch die Direktion.

Fürchten Sie keine Reise!

MOTHERSILL'S SEASICK REMEDY
gegen Eisenbahn-, Luft- u. Seekrankheiten

MOTHERSILL'S

Ist das beste Mittel gegen alle Arten von Reisekrankheiten. Bekannt und seit 25 Jahren gebraucht von Weltreisenden. Kein Betäubungsmittel, keine Nachwirkungen. Erfolg garantiert, wenn Gebrauchsanweisung genau beachtet wird. Zu hab. in all. Apotheken. Schreiben Sie um ein. Prospekt an: **Mothersill Remedy Co. Ltd., 92, Fleet Street — London.**

Korpulenz — diese Qual!

Längst könnten Sie davon befreit sein, ohne Diät- und Hungerkuren, auf gesunde, angenehme Weise.
Trinken Sie nur

Dr. Ernst Richters Frühstückskräutertee

das ärztl. empfohlene, wohlschmeckende Getränk, das sicher wirkt und den ganzen Körper erfrischt. Sie werden jung und schlank. Bestellen Sie sofort 1 Paket Mk. 2—, 6 Pakete zum Erfolg ausreichend Mk. 10.—.

Fabrik „Hermes", München D. 84,
Güllstrasse 7.

So bequem kann das zerlegbare Klepperboot

überall mitgeführt werden. Auch Sie werden sich stets auf's Wochenende — insbesondere aber auf den Urlaub — freuen, um mit Ihrem getreuen *„Klepper"*, der Sie sicher durch alle Gewässer führt, die Schönheit und Freiheit der Natur in vollen Zügen zu genießen. Werden Sie auch ein Freund des „Wasserwanderns" des schönsten, gesündesten und billigsten Sports.

Ueber 6000 Anerkennungsschreiben bezeichnen *„Klepper"* als das weitaus beste u. einzig richtige Wander-Faltboot. Verlangen Sie *kostenlose* Zusendung des hochinteressanten Katalog No. L mit ca. 170 wundervollen Original-Aufnahmen aus aller Welt. Nur direkter Verkauf an Private ab Fabrik oder durch die im Katalog verzeichneten Fabrikniederlagen. — Zahlungserleichterungen. —

Klepper

Klepper-

Faltboot-Werke, Rosenheim-11
Größte Faltbootwerft der Welt

Neuigkeiten vom Büchertisch

An dieser Stelle bietet die Schriftleitung aus den ihr zugegangenen Neuerscheinungen eine sorgfältige Auswahl von Werken, die wegen ihrer literarischen oder künstlerischen Bedeutung oder ihres zeitlichen Belangs der Aufmerksamkeit der Monatsheft-Leser empfohlen werden sollen. Einzelne dieser Bücher finden entweder sogleich hier ihre Kennzeichnung in knappen Sätzen oder später in noch eingehenderer Behandlung in besonderen Abschnitten der Hefte. Ein Anspruch auf Namhaftmachung von Verfasser, Buchtitel und Verlag wird den Bucheinsendern nicht eingeräumt, da mit einer wahllosen Listenführung über die gesamten Druckerzeugnisse des Tages unseren Lesern in keiner Weise gedient wäre.

Bildende Kunst

Dülberg, Franz. **Albrecht Dürer und sein Werk.** Mit 60 Abbildungen. Preis Mk. 3.—. (Deutsche Kunstbücher. Herausgegeben von der Reichsdruckerei, Berlin SW 68.) — Das in diesem Werk verwandte neue Verfahren des Filmlichtdruckes besticht durch den Anschein der Vornehmheit, ist aber noch bei weitem nicht so leistungsfähig wie die Autotypie.

Dürer als Führer. Vom Rembrandtdeutschen und seinem Gehilfen (Julius Langbehn und Momme Nissen). Mit einem Brief von Hans Thoma und 80 Bildern in Kupfertiefdruck nach Dürer. Preis Mk. 2.40. (Josef Müller, München 23.) — Dürer als Mahner und Vorbild für uns im Handeln und Denken.

Ensor, James. Festschrift zur ersten deutschen Ensor-Ausstellung, veranstaltet von der Kestner-Gesellschaft E. V., Hannover. — Eine vortrefflich unterrichtende Veröffentlichung über den belgischen Maler, der langsam aus dem Impressionismus in die Ausdruckskunst gewachsen ist und einer der Vorboten der neuen Richtung wurde.

Franck, Philipp. **Das schaffende Kind.** Mit 24 ganzseitigen Vierfarbentafeln und 24 einfarbigen Tafeln. Preis Mk. 15.—. (Otto Stollberg Verlag, G. m. b. H., Berlin SW 68.) — Beispiele von Kinderzeichnungen, nicht als ein Spielen mit amüsanten Dingen, sondern als ernste psychologische und künstlerische Probleme angesehen, entwachsen der von Franck geleiteten staatlichen Kunstschule in Berlin.

Hodler, Ferdinand. **Sechs farbige Wiedergaben seiner Werke.** Mit einer Einführung von Werner Müller-Zürich. Preis Mk. 5.—. (Rascher & Cie. A.-G., Zürich.)

Leporini, Heinrich. **Die Künstler-Zeichnung.** Ein Handbuch für Liebhaber und Sammler. Mit 169 Abbildungen. (Bibliothek für Kunst- und Antiquitäten-Sammler, Band XXX.) Preis Mk. 18.—. (Richard Carl Schmidt & Co., Berlin W 62.) — Handbuch für den kundigen Sammler, Wegweiser für den Anfänger

Pazaurek, Gustav E. **F. Gondelach.** Der bedeutendste deutsche Glasschneider und seine Rivalen. (Keramik- und Glasstudien, herausgegeben von Gustav E. Pazaurek, Heft 1.) Preis Mk. 5.—. (Verlag Keramische Rundschau, G. m. b. H., Berlin NW 21.) — Eine zukunftreiche Folge von Veröffentlichungen wird durch eine Studie eröffnet,

(Fortsetzung S. 24.)

Hafis-Lesebücherei

Nur **ungekürzte** Ausgaben

Jeder Band ca. 300 Seiten
in Leinen . . . . M. 1.30
in Halbleder . . „ 2.50
in Ganzleder . . „ 5.—

Bis jetzt erschienen 60 Bände.

Unter anderen:

Anzengruber, Sternsteinhof.
Hauff, Lichtenstein.
Balzac, Eugenie Grandet.
Zola, Ein Liebesblatt.
de Coster, Vlämische Legenden.
Mark Twain, Humoresken.
Marlitt, Geheimnis der alten Mamsell.
Wilde, Das Bildnis des Dorian Gray.
von Molo, Im Titanenkampf.
Schleich, Erlebtes — Erdachtes — Erstrebtes.

Prospekte in jeder Buchhandlung oder direkt von

H. Fikentscher, Verlag Leipzig C 1

Staatl. Fachingen

Natürliches Mineralwasser

Vorbeugend bei Neigung zu Gicht usw.

Staatl. Fachingen erhält Körper und Geist frisch und gesund!

Brunnenschriften durch das Fachinger Zentralbüro, Berlin W 8, Wilhelmstr. 55.

Erhältlich in Mineralwasserhandlungen, Apotheken, Drogerien usw.

Jss kalt so wirst Du alt!

Jss roh so wirst Du froh!

Die neue kraftvolle Ernährung ohne Kocherei. Grossartig f. Junggesellen u. überlastete Mütter. Ein Genuss für Kinder! Eine Befreiung für Reisende! Eine Kraftspende für Sportleute! Eine Wohltat f. Kopfarbeit. u. Studierende! Eine Lebenskur für Kranke!

Drebber's Rohkosttafel

m. köstlich. Kraftspeis. bringt überall neues Leben hervor. Preis des Büchleins 90 Pfg. u. Porto 15 Pfg. freibleibend.

Drebber's Diätschule

Oberkassel-Bonn N. 159

Daß wirklich Lebens-Ziele

gefördert werden durch **solche Charakt.-Beurteilg. nach Ihr. Handschr.** — das ist in hundert. von Presse-Aufsätz. seit 30 J. **erwiesen!** Darum **vorher** Prospekt, frei. — Der Psychographolog. P. P. Liebe, **München 12,** Amt 12, Pschorr-Ring.

OHROPAX

GERÄUSCHSCHÜTZER FÜR LÄRMNERVÖSE

während des Schlafes, bei der Arbeit, auf Reisen, auf dem Krankenlager. Seit Jahrzehnten von Aerzten erprobt, begutachtet, verordnet. Schachtel mit 6 Paar Kugeln M. 2.—, lange reichend. — Ueberall zu haben.

Fabrikant: **Max Negwer,** Apotheker, **Potsdam 5**

Depots: **Wien, Alte Feldapotheke; Prag I, Brauners Apotheke zum weissen Löwen, Graben 37**

„Lies dieses kleine Buch, mein Kind, Zeile für Zeile

. . . vieles Wissenswerte wird darin erklärt“

Nur wenige Lehren über die Pflege und Hygiene des weiblichen Körpers beruhen auf wissenschaftlicher Basis. Manche sind unsinnig — — andere gefährlich. Nur die Wissenschaft kann Ihnen eine Garantie für die Zuverlässigkeit und Gefahrlosigkeit eines Präparates geben.

„Sagrotan“ Desinfektionsmittel ist ein derartiges, auf wissenschaftlicher Basis aufgebautes Präparat. Zwei Broschüren aus der Feder einer Autorität geben jeder Frau Aufschluß über die Notwendigkeit persönlicher Hygiene. Senden Sie noch heute den untenstehenden Abschnitt ein, der Ihnen in kürzester Zeit kostenlos die Broschüren über „Sagrotan“ Desinfektionsmittel bringt, deren erste „Jugend, Schönheit und die Wissenschaft“ betitelt, von besonderem Interesse für die Frauenwelt ist.

In der Zwischenzeit seien Sie vorsichtig bei der Benutzung von Desinfektionsmitteln, ganz gleich zu welchem Zweck.

„Sagrotan“ Desinfektionsmittel ist ein unbedingt zuverlässiges Mittel, von angenehmem Geruch, das in richtiger Lösung selbst das zarteste Hautgewebe nicht angreift. Jeder Flasche ist eine ausführliche Gebrauchsanweisung beigegeben.

SAGROTAN

Eingetragenes Warenzeichen

DESINFEKTIONSMITTEL

BROSCHÜREN GRATIS!

SCHÜLKE & MAYR Aktien-Gesellschaft (Abt. O 4a) Hamburg 39

Senden Sie mir kostenlos Ihre ausführlichen Broschüren über „Sagrotan“ Desinfektionsmittel!

Name: .....

Adresse: .....

.....

die der beste Kenner dieses Gebietes, Pazaurek, über den brandenburgischen Glasschneider Gondelach geschrieben hat. Er lehrt ihn uns, gestützt auf gründliches Quellenstudium und ausgezeichnete Fachkenntnisse, als den bedeutendsten Meister seiner Kunst kennen.

Pfister, Kurt. **Vincent van Gogh.** Mit 6 farbigen und 46 schwarzen Tafeln und 16 Abbildungen im Text. (Gustav Kiepenheuer, Potsdam.)

Platz, Gustav Adolf. **Die Baukunst der neuesten Zeit.** Mit 510 Abbildungen. (Propyläen-Verlag, Berlin.) — Der erste große Versuch, die Baukunst unserer Zeit zusammenfassend darzustellen. Nach einem geschichtlichen Überblick über die neue Bewegung in der Baukunst seit 1895 wird der Bau als Zelle des städtebaulichen Organismus betrachtet. Die Elemente der Stilbildung und die Gesetze der architektonischen Komposition werden erörtert.

Raumkunst, Farbige. 4. Folge. 100 Entwürfe moderner Künstler. Preis Mk. 38.—. (Julius Hoffmann, Stuttgart.) — Wer sich in die schönen farbigen Abbildungen, Entwürfe von Hallen, Dielen, Wohn- und Arbeitszimmern, Schlafstuben, Empfangsräumen, Wirtsstuben usw. vertieft, bekommt Lust zur Farbe auch im eigenen Heim.

Ströver, Ida C. **Bekenner.** Fahrten und Fährnisse, Etstasen und Visionen der Apostel und Evangelisten. Text ausgewählt nach der Heiligen Schrift. (Treue-Verlag, Wülfingerode-Sollstedt.) — Eine Bilderfolge zur Apostelgeschichte.

Wolf, Georg Jacob. **Arnold Böcklin.** Aus Leben und Schaffen. Mit 40 Abbildungen. Preis Mk. 2.50. (F. Bruckmann, A.-G., München.)

Musik und Tanz

Aubel, Hermann und Marianne. **Der künstlerische Tanz unserer Zeit.** Mit 110 großen Bildseiten. (Blaue Bücher.) Preis Mk. 3.30. (Karl Robert Langewiesche, Königstein/Taunus.) — Ein Bilderbuch, umfassend — zwei Namen seien nur genannt — die Entwicklung von der Duncan bis zur Palucca.

Gentges, Ignaz. **Tanz und Reigen.** Mit 30 Abbildungen. Preis Mk. 4.20. (Bühnenvolksbundverlag, Berlin SW 68.) — Ein Sammelband zur Wesensdeutung des modernen Tanzes, u. a. Beiträge von Hans Brandenburg, Max v. Boehn, Karl Gagemann, Frank Thieß, Mary Wigman.

Hildenbrandt, Fred. **Die Tänzerin Valeska Gert.** Mit 27 ganzseitigen Bildern auf Kunstdrucktafeln. Preis Mk. 5.80. (Walter Hädecke, Stuttgart.) — Es gibt viele Bücher über Tänzerinnen. Dies ist eines der sehr seltenen, die sich nicht mit ästhetisierenden Redensarten begnügen, sondern in denen wirklich etwas steht, von der Zangengeburt der Gert bis zu ihrer höchst merkwürdigen Kunst. Man kann sagen — und das ist viel —: selbst wer sie nie hat tanzen sehen, bekommt durch diese Schilderung ihres Bildes eine richtige Vorstellung von ihr. —gl—

v. d. Pfordten, Hermann. **Mozart.** Mit einem Porträt des Meisters von Doris Stock. 3., durchgesehene Auflage. (Wissenschaft und Bildung, 41.) (Quelle & Meyer, Leipzig.)

Schnoor, Hans. **Musik der germanischen Völker im XIX. und XX. Jahrhundert.** (Jedermanns Bücherei. Natur aller Länder, Religion und Kultur aller Völker, Wissen und Technik aller Zeiten. Abteilung: Musik. Herausgegeben von Johannes Wolf.) (Ferdinand Hirt, Breslau.)

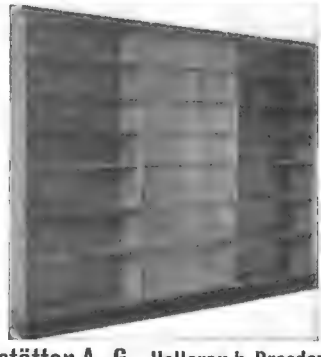
(Fortsetzung S. 26.)

KARL FOERSTER
BORNIM bei Potsdam-Sanssouci
Moderne winterharte Blütenstauden

KARL FOERSTER & Co.
Gartengestaltung G. m. b. H.
BORNIM

Der grosse Bilderkatalog 1928/29, erweitert um viele Bilder und fast 100 Neuaufnahmen von Pflanzenarten und -sorten, wird gegen M. 2.— versandt. ★ Bestellungen und Schriftwechsel unter Bezugnahme auf diese Zeitschrift erbeten.

Zusammensetzbare
DeWe-Bücherschränke
Man verlange Bücherschrank-Prospekt 4. Bezugsquellen an allen grösseren Plätzen werden nachgewiesen.



Deutsche Werkstätten A.-G., Hellerau b. Dresden

Gesunde Füsse
durch natürliche,
dabei doch
schöne Schuhe

Erstes Spezialhaus für Reformschuhe
Michael Dorn, Stuttgart V
Katalog 5 gratis und franko
Augustenstrasse 18, Ecke Silberburgstrasse / Fernruf S. A. 62364

Handbetrieb-Fahrräder, elektr. betrieb. Krankenfahrzeuge u. Krankenfahrstühle für Strasse u. Zimmer.
Katalog gratis.
Erste Oeynhausener Krankenfahrzeug-Fabrik H. W. Voltmann, Bad Oeynhausen 4.
Gegründet 1871.

Velhagen & Klasings Künstler-Monographien
Neuauflage: **Andrea del Sarto**
von **Prof. Dr. Fritz Knapp.** 2. Aufl. Mit 107 Abb., darunter 4 Farben- u. 4 Doppelton-Tafeln. Preis elegant gebunden Mk. 7.—
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen
Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

EIN GLÄNZENDES KOCHBUCH UMSONST

LESEN SIE NUR DIE KAPITEL-ÜBERSCHRIFTEN

Ratschläge fürs Einkaufen
Wenn Sie Gäste haben
Koch- und Bratzeiten
Speisezettel für den Familienkreis
Der gedeckte Tisch
Vorgerichte und Eierspeisen
Fachausdrücke der Küche
Suppen — Gemüse
Fische — Saucen
Fleischgerichte

„Vom Kochen und Würzen". Dieses wertvolle Buch enthält eine Fülle von Anregungen und Beratung. Es erspart Ihnen Zeit und Mühe — jedes Rezept hat die Verfasserin persönlich erprobt — und es kostet Sie nichts als eine Karte an die Firma H.W. Appel Feinkost A.-G., Abtlg. E 2, Hannover

VON LEA & PERRINS

HERSTELLER DER BERÜHMTEN WORCESTERSHIRE-SAUCE

Das macht Freude

das fröhliche Herumtollen auf dem eleganten, leichtlaufenden

Steiff-Bärkopf-Roller

dem bevorzugten, fahrsicheren Roller für harten Gebrauch. Die pat. Metallscheibenräder mit Wälzlagerung u. dicken Vollgummireifen gewährleisten den mit Recht geforderten lautlosen und erschütterungsfreien Lauf. Überall zu haben. Prosp. V u. Bilderheft kostenfrei.

Margarete Steiff GmbH., Giengen a. Brz. 17 (Württ.)

Ich staune immer,

dass ich diese erstklassigen Photo-Apparate mit

1/3 Anzahlung
Rest 3—6 Monatsraten

ohne Mehrberechnung u. ohne Zinsen, zum Originallistenpreis erhalten kann. Diese Firma versendet ausserdem jedes gewünschte Kamera-Modell

5 Tage zur Ansicht

Katalog mit 84 Seiten kostenlos.

Deutschlands grösstes Photo-Spezialhaus

PHOTO-PORST
NÜRNBERG 161
Lorenzerpl. 15, 17 u. 19

Jagd-, Sport- u. Luxus-Waffen

kaufen Sie am vorteilhaftesten unter 5jähriger Garantie direkt von der Gewehrfabrik

Emil von Nordheim
Zella-Mehlis 2 (Thür.)

Reichhalt. Hauptkatalog 1928 an Interessenten gratis u. franko.

Kinderwagen

unerreichte Auswahl. Nur Ia Qualität bei billigsten Preisen. — Verlangen Sie illustrierte Preisliste K.

Korb-Sauer, München
Sendlingerstrasse 29

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung von S. 24).

Geschichte und Kulturgeschichte

v. Czibulka, Alfons. **Prinz Eugen von Savoyen.** Mit 8 Einschalttafeln und 69 Abbildungen im Text. Preis Mk. 7.80. (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.) — Eine tüchtige und warmherzige Lebensbeschreibung des großen Wahldeutschen, dessen weltgeschichtliche Sendung in Deutschland wohl kaum bekannt ist.

Breysig, Kurt. **Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte.** 2., stark vermehrte Auflage. Preis Mk. 12.—. (J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger, Stuttgart.) — Der geistvolle Versuch, die Geschichte der Menschheit zu einer gedanklichen Einheit zusammenzufassen.

Deutsche Geschichte in Bildern. Herausgegeben von Karl Pagel. Mit über 700 Abbildungen. Preis Mk. 18.—. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.) — Ein Bilderatlas der deutschen Geschichte, die Ergänzung zu jedem Geschichtswerk. Nur eins bedauert man: daß die Bildunterschriften etwas karg sind. Man wünscht oft etwas mehr zu erfahren.

Geisterhelden. (A. Ziemsen, Wittenberg a. d. Elbe.) — Die alte Biographiensammlung, gelehrt und volkstümlich zugleich, erscheint jetzt neu. M. Ruges „Columbus" (Preis Mk. 5.25) und W. Bolins „Spinoza" (Preis Mk. 5.—) sind von tüchtigen Bearbeitern auf den neuen Stand der Forschung gebracht.

Heyck, Ed. **Gaja.** Sinne und Sitte des Naiven in vier Jahrtausenden. Preis Mk. 7.—. (Moritz Schauenburg, Lahr i. B.) — Eine lockere, aber doch künstlerische Folge von feingeschliffenen kulturgeschichtlichen Aufsätzen des unseren Lesern seit vielen Jahren wertgewordenen Historikers. Heyck zeigt seine Kunst, gründlich und amüsant zu schreiben, in diesen durch Sage und Historie, Dichtung und Religion, Sitte und Unsitte schweifenden Beiträgen aufs schönste. Er schreibt knapp und klar, mit Witz und Behagen, und läßt den Leser nicht los, mag er das Buch aufschlagen, wo er will.

—gl—

Much, Hans. **Hippokrates der Große.** Preis Mk. 7.50. (Hippokrates-Verlag, Stuttgart.)

Strasser, Karl Theodor. **Wikinger und Normannen.** Mit 47 Wiedergaben zum Teil erstmalig veröffentlichter Funde auf 27 Kunstdrucktafeln sowie reichhaltigem Kartenmaterial. Preis Mk. 12.50. (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg.) — Die erste Darstellung der Geschichte und der Kultur der Wikinger, die nicht bloß Seeräuber waren, sondern Staatengründer von weltgeschichtlicher Bedeutung und Schöpfer einer eigentümlichen Kultur.

Literatur und Recht

Benda, Oskar. **Der gegenwärtige Stand der deutschen Literaturwissenschaft.** Eine erste Einführung in ihre Problemlage. Preis Mk. 2.50. (Hölder-Pichler-Tempsky A.-G., Wien.)

Bessell, Hans und Else **Sander. Rechtskunde für den Alltag.** (Julius Klinkhardt, Leipzig.)

Borchling, Conrad und Hermann **Quistorf. Tausend Jahre Plattdeutsch.** Proben niederdeutscher Sprache und Dichtung vom Heliand bis 1900, mit einem ausführlichen Entwicklungsgang der niederdeutschen Literatur. Preis Mk. 5.—. (Verlag „De Eekboom", Glückstadt.) — Ex-

(Fortsetzung S. 28.)

ALFONS GRUPP
SPEZIALFABRIK FÜR FEINEN JUWELENSCHMUCK
PFORZHEIM 3.

Prachtvolle Juwelenstücke zu
ORIGINAL-FABRIKPREISEN
direkt an Private.

Garantie für erstklassige Brillanten und Diamantrosen sowie für hochelegante Ausführung.
Scharfe Lupe wird beigegeben.

Illustrierte Preisliste gratis.

GEGRÜNDET 1887

REICHHALTIGE AUSWAHLEN IN JEDER PREISLAGE

Literarische Schriften
aller Wissensgebiete, Romane, Novellen, lyrische u. dramatische Dichtungen, auch Kompositionen übernimmt z. baldig. Veröffentlichung
Der **Xenien-Verlag,** Leipzig C 1

Stottern
(Sprechangst) heilt
Prof. **Rud. Denhardt's Anstalt, Eisenach/Th.**
Auskunft kostenlos.

KAKTEEN

10 verschiedene Kakteen und Sukkulenten für Anfänger (schönes Geschenk, auch für Kinder geeignet!) M. 5.—

25 verschied. Kakteen u. Sukkulenten (eine Freude für jeden Anfänger) M. 12.—

Sämtliche Pflanzen werden in sauberen roten Ringeltöpfen geliefert. Versand gegen Nachnahme oder Vorauszahlung auf mein Postscheckkonto Berlin 16828 porto- und verpackungsfrei.
Illustrierte Preisliste auf Anfrage!

C. L. Klissing Sohn, Barth i. Pommern
Gegründet 1818 / Größte Kakteen-Spezialkulturen Deutschlands

Wie blühend siehst Du aus!

„Was für rosige Wangen, was für eine volle Figur hast du doch bekommen!" „Ja, das verdanke ich nur den **Eta-Tragol-Bonbons.**" Die unschönen Knochenvorsprünge an Wangen und Schultern schwinden. Pfund für Pfund nehmen Sie zu, an allen Körperteilen zeigt sich Fettansatz, Unbehagen und Unlust weichen und nach ein paar Wochen hat das bisherige schmächtige Aussehen einer vollen ebenmässigen Erscheinung Platz gemacht. Durch den Genuss der **„Eta-Tragol-Bonbons"** lässt sich das Körpergewicht in einigen Wochen um 10—30 Pfund erhöhen. Zugleich schaffen sie aber auch, indem sie die roten Blutkörperchen bis zu 50% vermehren, Nervenkraft u. Blut. *Schachtel M. 2.50 gegen Nachnahme.*
Zu beziehen von der
„Eta" Chem-techn. Fabrik, Berlin-Pankow 84, Borkumstrasse 2.

Bei Verstopfung
Blähungen und Fettsucht
verlange man **Gratisprobe** von **Schmelzers allein echten Bad Mergentheimer Pillen** (aus pflanzlichen Stoffen hergestellt) durch **Merzsche Apotheke, Bad Mergentheim.**

Das Holzhaus als ideales Eigenheim

Friedr. W. Lohmüller
Werkstätten für Holzhausbau
Güsten i. Anh.
Musterbuch Nr. 4 . . . M. 1.40

Chr. Tauber
Photo-Haus
Wiesbaden V.

Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfacher bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel. Illustr. Preisliste Nr. 30 kostenl. Direkter Versand nach all. In Weltteilen

Krankenfahrstühle
für Zimmer und Strasse, Selbstfahrer, auch mit Motorantrieb, Ruhestühle, Lesetische, verstellbare Keilkissen. Katal. gratis.
Rich. Maune, Dresden-Löbtau 91.

Archimedes
weltbekannt
rechnet elektrisch und mit der Hand
Weltvertrieb
Rechenmaschinenfabrik
hans Jabelny
Dresden A 24

Neue Modelle der Glashütter „Archimedes"Tasten-Rechenmaschinen für alle 4 Spezies in jeder Preislage — vollautomatisch-elektrisch oder für Handbetrieb. Verlangen Sie heute noch kostenlos ill. Katalog Nr. 28.

Zelte
für Sport u. Wochenend

Kompl. Giebel-Zelt von 24 M. an.
Katalog 28 mit Mustern gratis.

Rudolf Jäger
Zelte-Fabrik
Wolfenbüttel

Die Firma Kraft & Steudel, Fabrik photographischer Papiere, Dresden-A. 21, bringt ihr beliebtes Handbuch „Anleitung zur Verarbeitung photographischer Papiere" jetzt in 9. Auflage heraus. Die steigende Nachfrage nach diesem Werk ist ein Beweis für das große Interesse, welches der ernsthafte Liebhaberphotograph demselben entgegenbringt. Das Büchlein hat insofern eine wertvolle Bereicherung erfahren, als es mit reichhaltigem Bilderschmuck und interessanten textlichen Ergänzungen ausgestattet worden ist. Anfänger des Photosports wird besonders die ausführliche Abhandlung über den Positiv-Prozeß interessieren, aber auch der fortgeschrittene Amateur findet darin nützliche Fingerzeige von genannter Firma hergestellten Marken. Das Handbuch ist in allen Photospezialhandlungen und in Geschäften mit angegliederter Photoabteilung kostenlos erhältlich. Evtl. verlange man direkt von der Firma, Abteilung 11, das neue Handbuch.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Das Kleinhaus
von Reg.-Baumeister **Wentscher.**
2. Auflage.
Mit 113 Abbild., Grundrissen und Plänen. Preis geb. 4.50 Mk.
Durch alle Buchhandlungen

O, diese Kinder!

Milch lassen sie stehen, aber meine Milchflammeris reichen nie aus!

Wissen Sie, woher das kommt, liebe Leserin?

Natürlich! Weil ihnen Mutter die Flammeris aus Mondamin bereitet! 6 gestrichene Eßloffel voll mit 6 Löffeln kalter Milch angerührt, auf ½ Liter Milch. Da können sie nie genug bekommen. Na, ich weiß ja, daß es kein Luxus ist, wenn ich ihnen Tag für Tag solch einen bekömmlichen Mondamin-Flammeri auftische. Für den Aufbau des jungen Körpers kann ich nichts Besseres tun. Kurz und gut: Diese vielgeliebten Milchspeisen machen meinen kleinen Topfleckern immer eine Riesenfreude, mir aber herzlich wenig Arbeit. Darum: Kein Flammeri ohne Mondamin!

Wichtig!
Neben Mondamin gibt es jetzt auch Puddingpulver aus echtem Mondamin zu 10, 15 und 25 Pfennig

Eine von den Millionen, die auf MONDAMIN *schwören.*

Albrecht Dürer-Gedenktaler
zum 400jähr. Todestag
Silber 990/1000, 15 g schwer M. 4.50
gebenkelt M. 5.—; als Brosche M. 5.50
Medaillen 60 mm nach Prof. Dasio
Bronze M. 6.—; Silber M. 19.—
emaill. Ständer mit Silbertaler M. 11.—
L. CHR. LAUER, Münzprägeanstalt, NÜRNBERG 4

Sie sparen Zeit,
Arbeit und Kosten am Waschtag
und schonen ausserdem Ihre Wäsche,
wenn Sie künftig Johns bewährte
„Volldampf"-Waschmaschine
benutzen. In einschl. Geschäften erhältl.
Prosp. Wm. 713 kostenlos.
J. A. John A.-G., Erfurt

klärungen und mittel- und neuniederdeutsche Wörterverzeichnisse erleichtern auch dem Hochdeutschen den Genuß dieser zum erstenmal versuchten Blütenlese unseres reichen und starken niederdeutschen Schrifttums.

v. Goethe, Johann Wolfgang. **Faust.** Eine Tragödie. Mit den 49 Bildern der „Faust-Wirklichkeiten" von Prof. Hans Wildermann. (Gustav Bosse, Regensburg.)

Handbuch der Preußischen Unterrichts-Verwaltung, Jahrgang 1927. Preis Mk. 5.—. (Weidmannsche Buchhandlung, Berlin.) — Praktisch eingerichtetes und zuverlässiges Nachschlagewerk.

Omar Chajjam, Vierzeiler. Übersetzt von Walter von der Porten. (L. Friederichsen & Co., Hamburg.) — Zum erstenmal wird eine ganze, die Bodleysche Handschrift (von 1461) der berühmten Verse in deutscher Nachdichtung wiedergegeben.

Stölzle, Hans. **Der letzte Wille des Menschen in rechtlicher und steuerrechtlicher Beziehung.** Für Laien verfaßt. Preis Mk. 2.—. (W. Kohlhammer, Stuttgart.)

Film — Theater — Sport

Otto **Gebühr-Buch.** Herausgegeben von Walter Gottfried Lohmeyer. Mit 19 Abbildungen. Preis Mk. 2.—. (August Scherl, Berlin.) — Abgesehen von einigen allzu dürftigen Anekdoten ein sympathisches Buch von dem Darsteller des Alten Fritz. Besonders anziehend die bescheidene Autobiographie des Künstlers.

Japanische Dramen. Für die deutsche Bühne bearbeitet von Wolfgang von Gersdorff. Mit 8 Abbildungen. Preis Mk. 9.—. (Eugen Diederichs, Jena.) — So ausgezeichnet bearbeitet und übersetzt sind diese Dramen, daß sie mit unmittelbarer Wirkung zu uns sprechen, ohne gelehrte Vermittlung, die freilich in der geschickten vom Verfasser gefundenen Form trotzdem mit Dank genossen wird.

Peltzer-Hoff: Der Weg zum Erfolg. Ein sportliches Führerbuch herausgegeben von Dr. Otto Peltzer. Band II. Richtlinien für die Betätigung im Leistungssport. Mit 8 Bildertafeln. 89 Textabbildungen. Preis Mk. 3.80. (Gerhard Stalling, Oldenburg i. O.).

Moholy-Nagy, L. **Malerei. — Fotographie. — Film.** Mit 102 Abbildungen. (Bauhausbücher 8.) Preis Mk. 9.—. (Albert Langen, München.) — Unterrichtet über abstrakte und gegenständliche Malerei und zeigt die noch längst nicht ausgewerteten Möglichkeiten der Photographie.

Wille und Werk. Ein Handbuch des Bühnenvolksbundes. Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft in der Reichsgeschäftsstelle des Bühnenvolksbundes. Unter Leitung von Wilhelm Karl Gerst. (Bühnenvolksbund-Verlag, Berlin.) — Seit 9 Jahren steht der Bühnenvolksbund in Kampf und Arbeit. Sein Aufgabengebiet ist erstaunlich weit. Hier wird uns Aufbau und Ziel dieser christlich-deutschen Organisation geschildert.

Reisen Sie nicht ohne Velhagen & Klasings Monographien zur Erdkunde!

(Land und Leute)

Bd. 1.	**Thüringen.** Von Albert Scobel	8	M.
„ 2.	**Cuba.** Von E. Deckert . . .	7	„
„ 3.	**Norwegen.** Von Dr. S. Ruge .	9	„
„ 4.	**Tirol u. Vorarlberg.** Von Haushofer und Steinitzer	9	„
„ 5.	**Die Schweiz.** Von Leo Wehrli	9	„
„ 6.	**Bayerns Hochland u. München.** Von M. Haushofer u. H. Rothpletz	7	„
„ 9.	**Der Harz.** Von Fr. Günther-Ambrosius	7	„
„ 10.	**Am Rhein.** Von H. Kerp . .	8	„
„ 11.	**Genua und die beiden Rivieren.** Von W. Hörstel	9	„
„ 12.	**Rom.** Von O. Kämmel . .	9	„
„ 13.	**Der Schwarzwald.** Von L. Neumann	8	„
„ 16.	**Dresden und die Sächsische Schweiz.** Von W. Ruge . .	8	„
„ 17.	**Neapel und Sizilien.** Von G. Greim	8	„
„ 18.	**Die Lüneburger Heide.** Von R. Linde	7	„
„ 20.	**Das Riesen- und Isergebirge.** Von P. Regell	7	„
„ 21.	**Palästina.** Von Guthe . . .	8	„
„ 23.	**Das Frankenland.** Von Wilh. Götz	8	„
Bd. 24.	**Das Weserbergland u. der Teutoburger Wald.** Von Reißert-Stille	8	M.
„ 25.	**Oberitalienische Seen.** Von W. Hörstel-Tornquit	8	„
„ 27.	**Norddeutsche Moore.** Von Tacke und Lehmann	8	„
„ 28.	**Die Niederelbe.** Von R. Linde	7	„
„ 29.	**Schwabenland.** Von H. Haas	8	„
„ 30.	**Westfalen.** Von Fritz Mielert	8	„
„ 31.	**Alte Kulturstätten.** Von R. Linde	8	„
„ 32.	**Die Nordseemarschen.** Von Tacke und Lehmann	8	„
„ 33.	**Sturmsee und Brandung.** Von Franz Graf von Larisch-Mönnich	9	„
„ 34.	**Böhmerwald u. Bayrischer Wald.** Von E. Beer	8	„
„ 35.	**Ostpreußen.** Von Fritz Mielert	8	„
„ 36.	**Klima und Landschaftsbild.** Von S. Passarge	7	„
„ 37.	**Die Niederweser.** Von Dietrich Steilen	7	„
„ 38.	**Spanien.** Von Dr. E. Schäfer	7	„
„ 39.	**Die deutsche Nordsee.** Von Br. Schulz	7	„

*

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

VERLAG VON VELHAGEN & KLASING IN BIELEFELD UND LEIPZIG

VEREINIGTE WERKSTÄTTEN

FÜR KUNST IM HANDWERK A.G.

SPEISEZIMMER · ENTWURF PROF. KARL WACH
AUSSTELLUNG DEUTSCHE KUNST · DÜSSELDORF 1928

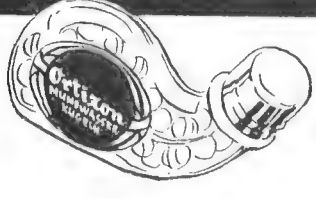
VERLANGEN SIE UNVERBINDLICHES
ANGEBOT VON UNSEREN VERKAUFSSTELLEN

MÜNCHEN · ODEONSPLATZ 1
BREMEN · AM WALL 138

ANKER
TEPPICHE
GEBRÜDER SCHOELLER
DÜREN - RHLD.

Nach langer Fahrt

ist eine Mundspülung mit Ortizon die angenehmste Erfrischung! Gleichzeitig gibt die kräftig reinigende und nachhaltig desinfizierende Wirkung des Ortizons die Gewißheit einer wirklich hygienischen Mundpflege. Dabei sind Ortizon-Kugeln viel praktischer als flüssige Präparate, die trotz aller Vorsicht leicht auslaufen können.



Ortizon
MUNDWASSER-KUGELN

Erscheinungsort Leipzig. Anzeigenannahme: Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig C1, Hospitalstraße 27.
Für die Anzeigen verantwortlich: H. Burkel in Leipzig C1, Hospitalstr. 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.
Mit einer Sonderbeilage von: Leo-Werke A.-G. in Dresden-N. 6.

Londoner Omnibus. Gemälde von William Maw Egley 1798—1870
(Sammlung Hugh Blaker Esq.)

An unsere Leser!

Das nächste Heft, das zur Ausgabe gelangt, das Septemberheft, eröffnet den neuen Jahrgang. An seiner Spitze bringt es

ein Preisausschreiben von 15000 Goldmark, das jeden angeht:

wer nicht selbst daran teilnimmt, wird an den Ergebnissen teilhaben, denn dieser ganz neuartige Wettbewerb dient der Wohnkultur und damit der Gesundung unseres Volks, dem Wiederaufbau, dem Eigen heim der jungen Welt, der neuen Zeit. Das Preisausschreiben enthält soviel neue und packende Forderungen, daß es den Anstoß geben dürfte zu einem Umschwung im gesamten Wohnungsbauwesen.

Mehr sei von diesem Preisausschreiben heute nicht verraten.

Ein Spiegel des ganzen Jahrgangs möchte das Septemberheft sein — aber es kann doch nur den kleinsten Teil all der Gaben andeuten, die im Laufe von zwölf Monaten unseren Lesern dargeboten werden sollen. Im Septemberheft beginnt der neue Roman von

Clara Viebig: „Die mit den tausend Kindern".

Daneben erscheinen noch drei Novellen von Rudolf Hans Bartsch, Carl Rutcke und Werner Bergengruen. Von fabelhafter Wirkung sind die farbig illustrierten Aufsätze des Heftes: über die Belvedere-Galerie in Wien, die köstliche Gemäldesammlung des 19. Jahrhunderts, schreibt ihr Direktor Hofrat Dr. Fr. Martin Haberditzl. Die Eskimofrauen schildert an der Hand seltener Aufnahmen der Weltreisende Dr. Knud Rasmussen. Dem Polospiel sind die äußerst lebendigen und farbenfrohen Skizzen des Malers Toni Schönecker gewidmet. Auch die Illustrierte Rundschau der Kunst, des Kunstgewerbes, der Mode bringt durchweg farbige Abbildungen. Über die Kunstbeilagen, Meisterdrucke nach den Werken moderner und klassischer Künstler, steht das Urteil fest: sie sind technisch vollendet! Bedeutende Gelehrte haben uns für dieses Heft neue Ergebnisse ihres Forschens und Denkens zur Verfügung gestellt: der Philosoph Prof. Dr. Eugen Kühnemann schildert ergreifend Tolstojs Weg zu Gott; der Historiker Prof. Dr. Ludwig Frh. von Pastor zeichnet ein Bild der eigenwilligen Königin Christine von Schweden; Prof. Dr. Tams erweist mit seinem stark aktuellen Beitrag über „Erdbeben" die seltene Fähigkeit, das schwierige Thema für den Laien spannend zu behandeln. Der Reichtum des Heftes ist hiermit nicht erschöpft. Erwähnt seien wenigstens noch die ständigen, der Literatur, dem Leben, der Anekdote dienenden Rubriken „Neues vom Büchertisch" (von Karl Strecker und Hans Friedrich Blunck) und „Der Beobachter".

Für die weiteren Hefte des neuen Jahrgangs sind Romane und Novellen von altbewährten Meistern der Erzählungskunst wie von neuaufstrebenden starken Begabungen erworben worden. Dem Liebigschen Roman folgt das neueste Werk von Paul Oskar Höcker, der auf bunten Schauplätzen spielende, in starker Handlung vorwärtstreibende, bis zum Schlusse spannende Roman: „Im Hintergrund der schöne Fritz". Der Wiener Dichter Ernst Lothar, dessen große Romantrilogie „Macht über alle Menschen" weit über Österreich hinaus Aufsehen erregt hat — unsere Leser kennen seine glänzende Feder aus der entzückenden „Gouvernantennovelle" im ablaufenden Jahrgang — erscheint mit seinem neuen Roman „Der Hellseher". Reife und reiche Werke bieten Ernst Zahn, Rudolf Hans Bartsch, Eva v. Bonin, Ludwig Finckh, Fred Hildenbrand, Hanns Johst, Viktor v. Kohlenegg, Friede H. Kraze, Otto v. Leitgeb, Emil Lucka, Robert Neumann-Wien, Wilhelm Scharrelmann, Albert v. Trentini, Ernst Wiechert.

Die gefeiertsten Gelehrten, die glänzendsten Schriftsteller sind mit einer Fülle von Beiträgen aus allen Gebieten des Wissens, der Forschung, des Lebens vertreten: Namen wie Dr. Bovensiepen-Kiel, Prof. Dr. His-Berlin, Prof. Dr. Penck-Berlin, Prof. Dr. Norbert Krebs, Prof. Dr. Hans Gruhle-Heidelberg, Paul Borchard-München, Prof. Dr. Paul Häberlin-Basel, Dr. C. W. Wirtz-Kiel, Prof. Dr. Jul. Tandler-Innsbruck, Prof. Dr. Bastanier-Berlin, Prof. Dr. K. A. v. Müller-München tauchen zu unserer und unserer Leser Freude auf. Erlesene Gaben zur Belehrung und Erhebung dürfen wir alle von ihnen erwarten.

Die Gebiete der Geschichte und Erdkunde, Kulturgeschichte, Naturwissenschaften und Technik, Sport und Spiel, Theater, Musik und Literatur, Reisen in aller Welt finden eifrige Bearbeitung im neuen Jahrgang.

Das Allerbeste aber, was die neuen Kunstausstellungen von unseren deutschen Malern und Bildhauern bieten, gelangt in farbigen Aufsätzen und kostbaren Kunstbeilagen zur Wiedergabe. Die Technik unserer bunten Wiedergaben ist unerreicht. Neben den klassischen Werken vergangener Jahrhunderte, neben der von aller Welt anerkannten Kunst der Vorkriegszeit, bringen unsere Hefte aber auch immer wieder einzelne Proben der neueren Richtung. Dem neuen Geschlecht der Künstler soll in jedem Heft wenigstens die Möglichkeit zu einem Rhodus geboten werden. So kommt jede Richtung zu Wort — und jeder Geschmack hat reiche Auswahl.

Schriftleitung und Verlag
von Velhagen & Klasings Monatsheften

Velhagen & Klasings Monatshefte
42. Jahrg. / August 1928 / 12. Heft

Die englische Frau im Leben und Bildnis

Von Univ.-Prof. Dr. Max Eisler-Wien

Die Reihe unserer Bilder setzt mit einem Porträt der Königin Elisabeth ein und endet in der Gegenwart. Drei Jahrhunderte englischer Malerei werden durch diese Auslese anschaulich.

Der Maler der Königin Elisabeth, Geeraerts der Jüngere, war 1561 im flämischen Brügge geboren und 1568 mit seinem Vater nach England gekommen, wo sich die Kunst beider bald eine neue Heimat erworben hat. Das war kein Ausnahmefall. Schon seit den Tagen Hans Holbeins hatte man, namentlich in den Kreisen des Hochadels und hier wiederum fürs Porträt, seine Ansprüche hochgestellt, jedenfalls höher, als die heimische Kunst sie aus Eigenem befriedigen konnte. Und dieses Bedürfnis hatte mit der Zeit noch zugenommen. Die gesteigerte

Miß Tyler of Bath. Gemälde von Thomas Gainsborough. 1727—1788. (Sammlung Lord Iveagh)

 Nachdruck verboten. Copyright 1928 by Velhagen & Klasing

Miß Mary Horneck. Gemälde von Sir Joshua Reynolds 1723—1792. (Sammlung des Right Hon. Viscount Astor)

Reichsmacht, das üppige Hofleben, das von seinem Mittelpunkt, der Residenz, bis in die fernsten Landsitze des Kleinadels aneifernd wirkte, der Reichtum und der Weltverkehr, das alles begünstigte die Einfuhr fremder, verfeinerter Kunst. Im Grunde lebte England von der Malerei des Kontinents. Die Erscheinung, noch mehr die Wirkung Anton van Dycks ließ diese andauernde Abhängigkeit von der Kunst des benachbarten Festlandes wieder einmal besonders deutlich hervortreten. Während die Dichtung lange schon volkstümlich und national geworden, fand man nichts daran auszusetzen, daß Flamen und Holländer die Malerei beherrschten. Im Gegenteil: man ließ sich am liebsten von ihnen bedienen und bezahlte sie am besten, mit Geld und mit Ehren. Kein Wunder, daß den wenigen Namhaften auf ihrem einträglichen Wege sehr viele minder Begabte folgten, die im Lande die meisten Nachahmer hatten. Sie brachten aus ihren Heimstätten eine sehr ansehnliche Fertigkeit, aber auch das uneigentümliche Wesen der fahrenden Künstler mit. Das und jenes erleichterte ihnen die Anpassung an die neue Gesellschaft, die zu malen sie gekommen waren. Nach Jahr und Tag ist ihr Wert von dem ihrer englischen Kameraden kaum mehr zu unterscheiden.

Schon der bemerkenswerte Umstand, daß die Maler aus dem Umkreise des jüngeren Geeraerts Zeitgenossen Shakespeares gewesen sind, zeigt an, wie lebensfremd, in allem nur auf „Haltung" bedacht ihre Kunst beschaffen war. Schlagender noch zeigten das die Komödien Ben Jonsons. Bei ihnen müssen wir uns Rat holen, um die Frauen aus der Zeit der Elisabeth gründlich kennen zu lernen und hinter den Masken ihrer Bildnisse ihre wahren Gesichter zu erblicken.

Student, Soldat und Handwerker, hatte Ben Jonson alle Schulen des Lebens durchgemacht, ehe er Dichter wurde. Er kannte die Menschen aller Stände nicht bloß vom Hörensagen, er besaß — ein Vorläufer W. Hogarths — den Scharfblick für jede Schwäche, den Mut zu jeder Freiheit, freilich auch die satirische Lust, die Torheiten und Laster seiner Zeit schonungslos zu verhöhnen.

Ben Jonson kennt die sittsame und vornehme Frau, die ihr Leben im Hause verbringt, umgeben von der Zofe, dem Pagen und dem Kammerdiener, der ihr auch bei den seltenen Ausgängen gravitätisch voranschreitet, um den Weg für sie freizuhalten. Die umständliche Toilette, wobei feine Seifen und starke Parfüms — diese in Kapseln am Hals- oder Armband verwahrt — ihre besondere Rolle spielen, Spinnen und Weben, allerhand Sport, darunter sogar das Scheibenschießen, endlich Musik und Malerei füllen den Tag der Dame. Bei Gelegenheit besucht man, schon um die neue Robe zu zeigen, eine Freundin, unterhält sich über die letzte Mode oder — nicht immer gutmütig — über gemeinsame Bekannte und erzählt, mit französischen und italienischen Brocken gewürzt, die neuesten Anekdoten, die einer der vielen diensteifrigen Schulfüchse am selben Morgen in Umlauf gesetzt hat. Wer Geselligkeit liebt, nimmt auch teil an der täglichen Promenade in Sankt Paul, an den tumultuösen Zusammenkünften in der Börse und an den Vorstellungen im Theater, wobei die Dame von Takt mit einer Halbmaske erscheint.

Aber in der großen Welt spielen nicht die

Königin Elisabeth
Gemälde von Geeraerts dem Jüngeren. 1561—1635
(Sammlung der Viscounteß Cowdray)

Ungeschminkte Natur. Gemälde von John Hoppner. 1758—1810. (Sammlung Lady Sassoon)

ehrbaren Hausfrauen, sondern die leichtfertigen Schönen die Hauptrolle. Und sie vor allen nimmt auch Ben Jonson aufs Korn. In dieser Welt der Galanterie herrscht — will man unserm glaubwürdigen Gewährsmann vertrauen — unter dem Mantel der strengsten und lächerlichsten Manieren eine Sittenlosigkeit ohnegleichen. Besonders der königliche Hof wird ein wahrer Tummelplatz dieser sehr zeremoniösen und doch auch sehr heiklen Liebesaffären. Der adelige Galan scheint immer auf der Liebesjagd. Auf jede nur denkbare Weise versucht er auszukundschaften, welches Kleid seine ebenbürtige oder bürgerliche und durch ihn hoffähig gewordene Partnerin für den Tag gewählt hat, damit auch er sich mit Bändern von gleicher Farbe schmücken kann. Begegnet man einander, dann nähert sich der Herr in aller Form mit sorgfältig geprobten Schritten und Verbeugungen seiner Dame, ungeachtet des steifen Wamses, das seinem Träger jeden Bückling zur Qual macht. Nun spielt er mit zitternden Gebärden den Zaghaften und beginnt seine Anrede. Die Gewohnheit der Zeit verlangt

Mrs. Davenport. Gemälde von George Romney. 1734—1802. (Sammlung Sir Joſeph Duveen, Bart.)

eine Doſis Melancholie. Aber nachdem einmal dieſes Vorſpiel der Scheu und Schwermut erledigt iſt, eilt man mit vollen Segeln in die unmäßigſte Schwärmerei. Man beſchwört die Dame bei dem Glanz ihres Haares, bei ihren roſengleichen Wangen und ihren Zähnen wie Elfenbein, den Beteuerungen der Liebe zu vertrauen; man überbietet ſich in angelernten, gezierten Redensarten; man ſchwelgt in allegoriſchen Vergleichen, wobei die Liebespaare aus den Gedichten des Ovid und Horaz herhalten müſſen und allerhand böſe Entgleiſungen mitlaufen. Dann endlich zeigt ſich die Dame gewonnen. Ein Kuß auf die Wange des Anbeters wird das Zeichen ihrer Huld, ein Kuß des Mannes auf ihre Hand beſiegelt vor aller Welt ein freies Verhältnis, dem auch die eheliche Verpflichtung des einen oder andern Teiles nichts anhaben kann.

Die überſpitzte Etikette des höfiſchen Lebens findet ihren ſinnfälligſten Ausdruck in den Tänzen, die die Zeit am meiſten liebte,

Die Paterſon-Kinder. Gemälde von Sir Henry Raeburn. 1756—1823
(Sammlung der Hon. Mrs. Ronald Greville)

beſonders in dem Pfauentanz. Es war — ſo ſchildert ihn ein Kenner jener Kultur — ein ernſter, majeſtätiſcher Tanz. Die Herren erſchienen mit Mänteln und Mützen, den Degen an der Seite, die Damen in ihren langen Roben mit Schleppen. Die Tänzer ſchritten zunächſt den Raum in der Runde ab, dann kreuzten ſich die Reihen in der Mitte. Hierbei führten ſie den ſogenannten Fünfſchritt aus. Der ganze Reigen zerfiel in drei Figuren. Shakeſpeare vergleicht ſie mit der Werbung, der Hochzeit und der Reue. Als es in „Viel Lärm um nichts“ darum geht, der Muhme Hero einen Rat zu geben, wie ſie ſich auf dem Balle zu den Werbungen des liebesheißen Prinzen verhalten ſoll, rät Beatrice: „Wenn der Prinz zu ungeſtüm wird, ſag' ihm, man müſſe in jedem Ding Maß halten. Vertanze alſo die Antwort: denn ſiehſt du, Hero, Freien,

Counteß Cowper, ſpätere Viscounteß Palmerſton, im Alter von 19 Jahren
Gemälde von Sir Thomas Lawrence. 1769—1830. (Sammlung des Right Hon. Wilfrid Aſhley)

Heiraten und Bereuen ſind wie eine Courante, eine Sarabande und ein Grave. Der erſte Antrag iſt heiß und raſch wie eine Courante und ebenſo fanatiſch; die Hochzeit iſt manierlich, ſittſam wie eine Sarabande, voll altfränkiſcher Feierlichkeit; und dann kommt die Reue und fällt mit ihren lahmen Beinen in den Pas Grave immer ſchwerer und ſchwerer, bis ſie ins Grab ſinkt.“ In dieſem Pfauentanz hatte, ſofern man dem Dichter glauben darf, die Bewegung nicht nur Wechſel, ſondern auch Sinn. In dem Kanarientanz hatte ſie keines von beiden. Denn hier führte der Herr die Dame fürs erſte an das Ende des Saales, wo er zurück- und wieder vortrat, dann ſchritt er allein bis zur Wand gegenüber und erwartete hier die Partnerin, die nun ſeine ſteifen Schritte und Figuren genau wiederholte.

Alles treibt der formelhaften Erſtarrung zu. Am lächerlichſten wirkt ſie dort, wo ihr

jeder lebendige Anlaß fehlt und sie in leere Nachahmung des Hofes verfällt. Das geschieht auf den Landsitzen der kleinen Edelleute. Mézières beschreibt eine Heimkehr von der Jagd. Ermüdet und durchnäßt, will man das Haus doch nicht betreten, bevor nicht alle notwendigen Förmlichkeiten erfüllt sind. Man wartet, bis sich die Kammerzofe der Schloßfrau an einem Fenster zeigt. Dann grüßt der Schloßherr in respektvoller Weise, indem er drei Schritte nach vorn und einen zurück geht und die Zofe folgendermaßen anspricht: „Liebe Nymphe, bitten Sie die Schönheit dieses Schlosses — womit er seine Gattin meint — sie möge durch ihr Erscheinen diese Seite des Gebäudes erglänzen lassen.“ Sobald nun die Dame erscheint, tut man so, als ob man einander zum ersten Male begegne, gerät in Ekstase, und der Edelmann ruft mit Enthusiasmus aus: „O, welche Schönheit, herrlicher als die himmlische, welcher Stapel, welcher Schatz von Segnungen!“ Zu guter Letzt bittet der Jäger unterwürfig um gastliche Aufnahme in seinem eigenen Hause, gerade wie ein fahrender Ritter, der sich im Wald verirrt hat.

Miß Papendiek. Gemälde von John Hoppner. 1758—1810
(Sammlung L. Breitmeyer, Esq.)

Bis zu einem solchen Grad hat in den maßgebenden Kreisen der Gesellschaft zur Zeit der Königin Elisabeth, in den Tagen der Dichter Shakespeare und Ben Jonson, ein gar öd verschnörkeltes Zeremoniell das blutwarme Leben übersponnen. Aber hinter diesem absonderlichen Gespinst ist in der Wirklichkeit und Dichtung das Leben leidenschaftlich da. Die Malerei zeigt nur seine prüde und verlogene Maske. Trotzdem sie fast ausschließlich Bildnisse hervorbringt, also Darstellungen von bestimmten Menschen der bevorzugten Klassen, die ihre Charaktere und Schicksale haben, gilt ihr — besonders im Frauenporträt — das Kleid mehr als der Kopf. Sie hält es mit Margareta, der Kammerfrau Heros, die in dem schon genannten Lustspiel nicht genug zu erzählen weiß vom Kleid der Herzogin: „Das Zeug von Goldstoff und die Aufschnitte mit Silber garniert und mit Perlen gestickt, niederhängende und Seitenärmel und Garnierungen unten herum, die mit einem bläulichen Brokat unterlegt sind.“ Man meint bei ihren Worten das Bild von der Hand des jüngeren Geeraerts vor sich zu sehen, der die Königin wie ein sachkundiger Schneider mit einem weit abstehenden Rock, einem schmalen Schnürleib, Pumpärmeln und Spitzenkragen bekleidet und dieses Kostüm hernach wie ein Goldschmied mit ziselierten Schließen und Schnüren, Ranken und Blumen kostbar belegt. In einem solchen Kleid scheint nur Haltung ohne Leben möglich. Aber bedenkt man, was zur selben Zeit bei ähnlichen Verhältnissen der Mode Velasquez an Physiognomien und Charakteren und überdies an kühnen, edlen malerischen Abenteuern hervorgebracht hat, dann fällt die peinlich saubere Kunst des Halbengländers weit zurück und erscheint als das, was sie ist: altflämische Manier, im offiziellen Dienst des Londoner Hofes erstarrt und aufgegangen. Die Frauen seiner Bildnisse — nicht nur die Königin, sondern ebenso die Comtesse of Nottingham und Lady Howard — wir-

La Ghirlandata. Gemälde von Dante Gabriel Roſſetti. 1828—1882
(Sammlung D. Croal Thomſon, Esq.)

ken vom Kopf bis zu den Füßen wie Zierpuppen, ohne Puls, ohne Herz, ohne Atem. Sie zeigen wohl, wie man ſich in ihren Zirkeln vor der Welt benimmt, aber ſie verleugnen ihr wahrhaftes Daſein, von dem Geſchichte und Poeſie berichten. — Ein Jahrhundert ſpäter ſcheint es, als wolle die engliſche Malerei, auch die des Porträts, das Verſäumnis nachholen, um von Grund auf lebensecht und national zu

Der Spiegel. Gemälde von Charles Sims. (Sammlung Francis Howard Esq.)

werden. Freilich, den Künstler, der diesen so mutigen Anfang unternimmt, William Hogarth, treibt nicht der naiv schaffende Instinkt, ihn treiben sittlicher Unwille und jene überlegene Vernunft auf seine Bahn, die in freien Bildern zu sozialen Satiren, in Bildnissen zu Charakterdarstellungen führt. Wie stark auch seine gestaltende Kraft sein mag, wie malerisch neu, was sie begleitet — die Kunst Hogarths beruht auf dem Intellekt. Auch ist sie gemalte Gesellschaftskritik. Und vor allem deshalb kann sie im Lande keine beträchtliche Nachfolge finden. Denn die tonangebende Gesellschaft, gegen die sie sich leidenschaftlich, ja erbittert wendet, wünscht in England vielleicht noch weniger als anderwärts, durch die Kunst demaskiert zu werden, sie wünscht weit eher, daß die Kunst ihr schöntut.

Die landläufige Meinung hält auch heute noch die englische Malerei des 18. Jahrhunderts für eine kaum vergleichliche Blütezeit der Bildniskunst. Nun verbinden sich anderwärts im Porträt höchsten Ranges — man denke etwa nur an Dürer, Velasquez oder Rembrandt — rein malerische Eigenschaften mit solchen der Charaktergebung. Man wird deshalb jenes gemeingültige Urteil, das die englische Bildnismalerei in den höchsten Rang versetzt, auch einmal auf seine lebendige Grundlage zurückbringen und überprüfen müssen. Die Frage lautet: Welches war die Lebensstimmung der Zeit, deren Gestalten uns in den Bildern erscheinen, welches vor allem die Lebensstimmung der schönen und geliebten Frauen?

Wer solchen zarten und doch entscheidenden Dingen nachspürt, wird sich mit den historischen Darstellungen berühmter Frauen nicht zufrieden geben können. Denn Berichte dieser Art sind nicht unmittelbar, sind — wohl oder übel — gefärbt. Aber auch die vielen Memoiren der Zeit sind, von Haß und Gunst entstellt, nur Zeugnisse geringeren Wertes. Das Beste sagen die Briefe, besonders zwischen den Zeilen.

Die erste Hälfte des Jahrhunderts wird hier — anders als in dem damals noch lebenschäumenden, hochbarocken Europa — beherrscht von einer übermäßigen Empfindsamkeit. „Es gibt keine Zeit," schreibt Robert Burns an Mrs. Le Lore, „wann die einmütig rauschenden Saiten der Liebe und Freundschaft solche Lust gewähren wie in den nachdenklichen Stunden der von unserm Liebling Thomson sogenannten philosophischen Melancholie." Diese Melancholie ist jetzt aus einer Mode eine

Der Flüchtling. Gemälde von Sir William Orpen. (Aus der Sammlung des Kriegsmuſeums zu London)

Lebensanſchauung geworden. Sie bringt es mit ſich, daß auch in der Sprache der Liebenden die Leidenſchaft zur Schwärmerei ſich verflüchtigt. Die Natur muß helfen, die Liebesklage beim Abſchied ſanft und zärtlich zu verſtärken. „O glückliche Steine!“ ſo iſt in einem Brief Sternes an Miß L. zu leſen, „ſie werden Deinen Verluſt nicht fühlen! Allein, wie willſt Du es über Dich bringen, Deinen Garten zu verlaſſen? Die Bäume, Sträucher, Blüten, die Du mit eigener Hand ſo oft ſtreifteſt, werden ſie nicht, bevor Du fortreiſt, welken und zu Boden fallen?“ Der Liebesgedanke gilt mehr als die Liebestat, durch ein volles Halbjahrhundert äußert er ſich in der nämlichen Weiſe. 1707 ſchreibt Steele an Mary Scurlock: „Heute morgen fragte mich ein Herr: Was erfahren Sie aus Liſſabon? Ich antwortete: Sie iſt wunderſchön. Ein anderer wollte wiſſen, wann ich das letztemal in H. C. geweſen wäre. Ich ſagte darauf: Es wird Dienstag abends ſein! . . . Bitte, erlauben Sie mir wenigſtens einen Hand-

Miß Iris Tree. Gemälde von Augustus John (Sammlung des Hon. Cecil Baring)

kuß vor diesem Tag, damit mein Geist ein wenig zur Ruhe kommt . . O Liebe!" Und fünfzig Jahre später Sterne: „Ich denke, wir hätten einen recht empfindsamen Nachmittag bis neun Uhr hingebracht! Aber Du, Elise, warst der Stern, der unser Gespräch geleitet und belebt hat. Und wenn ich nicht von Dir sprach, so erfülltest Du doch meine Seele und erwärmtest jeden Gedanken . . ."

Aber am Ende wird aus dem lauen Gefühl ein leeres Spiel, am deutlichsten vielleicht in den Briefen von Burns. Schon diejenigen, die er unter dem Decknamen Sylvander an Clarinda, in Wahrheit die Gattin eines ostindischen Beamten, richtet, bewegen sich auf einer heiklen Grenze. Und kaum minder bedenklich erscheinen die anderen an das Dienstmädchen Ellison Begbie, voll von jener „großherzigen", aber unsinnlichen Ekstase, die erst ein Jahrhundert später in der Kunst der Präraffaeliten Bild werden sollte.

Diese Zeugnisse eines blutarmen und doch hochgeschraubten Gemütslebens, geschrieben von auserwählten Liebespaaren, werden nun von den Dichtern der Zeit in einem geradezu gegenteiligen Sinne ergänzt. Freilich sind es — Fielding voran — satirische Dichter, und sie schildern nicht mehr die Ausnahmen, sondern den Durchschnitt der maßgebenden Gesellschaft. Darf man ihnen Glauben schenken, dann herrscht jetzt in diesen Kreisen nicht so sehr Lasterhaftigkeit, wohl aber Frivolität und eine überaus leichtfertige Genußsucht. Das schildert auf eine drastische und knappe Weise ein Pamphlet auf das Leben einer vornehmen Dame in folgendem

Lady Diana Manners als Kind. Gemälde von Sir J. J. Shannon (Sammlung Violet Ducheß of Rutland)

Lady Diana Cooper Gemälde von Ambroſe Mc Evoy. † 1926. (Sammlung Lady Diana Cooper)

Zwiegeſpräch: „Womit verbringen Sie den Tag?“

„Ich liege im Bett bis Mittag, kleide mich an am Nachmittag, diniere am Abend und ſpiele Karten bis Mitternacht.“

„Welche Lektüre, Madame, pflegen Sie?“

„Pikante Theaterſtücke und angenehme Romanzen.“

„Was lieben Sie?“

„Mich ſelbſt.“

„Sonſt nichts?“

„Meinen Pagen, meinen Affen und meinen Hund.“

Hält man zu guter Letzt den Bericht der Briefe an den der Dichtungen und Flugblätter, dann ſcheint die Wahrheit in der Mitte zu liegen. Aber auch dieſe mittlere Wahrheit iſt dürftig genug. Denn gemiſcht aus Sentimentalität und Frivolität, zeigt ſie einen faſt belangloſen Lebensgehalt.

Um ſo höher wird man ſchätzen, was von den Bildniswerken der Zeit bei den reizenden Spielen der Oberfläche nicht ſtehen bleibt, ſondern auch noch das verſchiedene menſchliche Weſen der dargeſtellten Perſonen umfaſſen möchte. — Die maleriſche Kultur dieſer Porträtkunſt iſt oft und meiſt in enthuſiaſtiſcher Weiſe geſchildert worden. Ihre Merkmale ſind auch aus unſerer Bilderreihe — Werken von Gainsborough, Romney, Raeburn, Hoppner und Lawrence aus engliſchem Privatbeſitz, die unlängſt in Wien ausgeſtellt geweſen ſind — leicht zu erſehen. Die Eigenheiten der Raſſe mit ihren ſchlanken, gepflegten Körpern und der zarten, durchſichtigen Haut werden aufmerkſam, wenn auch gleichmütig beobachtet und faſt gleichförmig dargeboten. Nach Hogarth gibt es in dieſen Bildniſſen kaum noch ein häßliches Modell. Alle Frauen ſind ſchön geworden und werden — auch Hoppners „Unſchuld vom Lande“ macht da keine Ausnahme — wie Damen behandelt. Und die milde Färbung, leicht überglänzt oder vom mouſſierenden Ton aufgenommen, unterſtützt nur jene Anmut der Erſcheinungen.

Freilich, dieſer Kunſt fehlt die Leidenſchaft und mit ihr die Tiefe. Sie wird beherrſcht vom Geſchmack. Hervorgegangen aus einer hundertjährigen Erziehung der Ge-

Bildnis der Herzogin von Marlborough. Gemälde von Francis Howard
(Original vom Künſtler geliehen)

ſellſchaft, umgibt er auch die Beobachtung und die Charakteriſtik im Wert der Porträtiſten mit engen Grenzen. Trotzdem wird man in ihren Bildern eine ſchöne, aufrichtige Schlichtheit und in den prächtigen Knabenbildern von Raeburn echte junge Lebendigkeit bemerken können. Und auch ſonſt erfreut manches durch Wahrhaftigkeit.

Aber im ganzen bleibt der maleriſche Ertrag dieſer Kunſt weitaus ſtärker und erfreulicher als ihre Seelenkunde. Denn anders als die übrigen nordiſchen Blütezeiten des Porträts, die von Mal zu Mal das Daſein und den Charakter des Dargeſtellten geradezu ausſchöpfen, jedenfalls ausdrucksvoll geſtalten möchten, bleibt die

Mein Pferd ist mein Freund. Gemälde von A. J. Munnings. (Original vom Künstler geliehen)

englische bei ihrer sorgfältigen Zurückhaltung, vor der der Typ mehr gilt als die Persönlichkeit. —

Nun aber scheint mit dem Beginn des vorigen Jahrhunderts ein innerer Umschwung in den englischen Menschenschlag gekommen. Die Geschichte, die Briefe führen eine neue Sprache. Am Tag vor der Schlacht bei Trafalgar, am Tor vor seinem Heldentod, findet Nelson noch Zeit, einen nicht mehr vollendeten Brief an die geliebte Lady Hamilton zu schreiben. Freier und heißer flammt das Gefühl für die Frau, worin wir wie in einem Spiegel ihre eigene Art erkennen, in den Briefen eines Byron, Shelley und Keats, um — nach einem recht pedantischen Intermezzo bei Dickens und Carlyle — in dem Briefwechsel Robert Brownings mit Elizabeth Barrett eine wunderbare Höhe zu erreichen. „Die Fähigkeit zu lieben, glaube ich," so schreibt sie, „ist meine größte Kraft — ich habe das geglaubt, ehe ich Dich kannte . . . Für viele könntest Du besser sein als alle Dinge und doch eines von allen Dingen: mir stehst Du statt aller; — vielen ein krönendes Glück, — mir bist Du das Glück selbst. Und aus tiefen, dunklen Schächten sehen die Menschen die Sterne nur glorreicher — de profundis amavi." Als dann das erste Jahr ihrer Liebe zu Ende geht, schreibt er an sie: „Meine Liebste, unaussprechlich Liebste! Wie kann ich Dir danken? Ich weiß, Du hättest nicht so gütig zu mir sein brauchen, so vollkommen gütig und lieb, — ich wäre doch Dein eigen geblieben, dankbar, völlig Dein eigen — durch nichts als die Erlaubnis, Dich zu lieben, und selbst ohne sie . . . Ich fing damit an, daß ich Dich im Vergleich mit aller Welt liebte, — jetzt liebe ich Dich gegenüber Deinem vergangenen Selbst, wie ich es in Erinnerung habe . . . Alle Worte sind töricht, aber ich küsse Dir den Fuß und biete Dir Herz und Seele . . ."

Man muß bis auf Dantes „Vita nuova" zurückgehen, um einen ähnlichen innigen Aufschwung zu finden. Die gleichzeitigen Maler um Dante Gabriel Rossetti, von dem wir die im Wohllaut verlorene „Ghirlandata" zeigen, gehen diesen Weg, über Raffael zurück bis ins Quattrocento. Aber ihrer Kunst fehlt die Naivität. Von Gefühlen und Sinnbildern entführt, verliert sie den Boden des Lebens unter sich. Die Kraft der Maler reicht nicht bis zu Dante, sie reicht nur — was der „Omnibus" von

Der Pelzhut. Gemälde von H. J. Lintott. (Sammlung E. H. St. John Hornsky)

Maw Egley anſchaulich dartut — bis zu Dickens.

Merkwürdig, daß auch jetzt die engliſche Malerei — wie ehedem bei Holbein, dann bei Van Dyck, endlich bei Claude Lorrain und den Venezianern ihre Anregungen vom Kontinent herholt. Auch während ihrer raſſigſten Entwicklungen iſt die Kunſt der Inſel nicht eigentlich bodenſtändig. Und wird das am wenigſten in der Gegenwart. Auch hier zeigen in unſerer Auslese einige Beiſpiele — etwa die Herzogin von Marlborough von Francis Howard, Lady Diana Cooper von Ambroſe Mc Evoy und die Reiterin neben ihrem Pferd von A. J. Munnings — beſondere nationale Merkmale: bei dem einen iſt es die leicht ſprühende Färbung, beim zweiten die herbe Sprache der Glieder, beim dritten das dekorativ beruhigte Sportbild. Aber ſonſt fehlt in der Vielheit der Richtungen der *eine* ſtarke und eigentümliche Zug. Seit beinahe fünfzig Jahren hält England nur die bedächtige Nachleſe der Ernten Europas. Und auch der Sturmwind des Impreſſionismus hat ſeine Küſten — das bekundet die Reihe der jüngſten Porträts — nur als eine ſanfte Briſe erreicht.

Hände weg von Seiberskirchen

Erzählung von Robert von Ehrhart

Ganz richtig. Einem von den Löwen iſt der Schwanz wurzweg abgebrochen und innen in der Einfahrt, da fallt der Mörtel nur ſo herunter.“

„Wie in einem Steinbruch ſchaut's aus, wie in einer Schottergruben.“

„Ich hab' doch Augen, Nepomuk. Ich ſeh's doch auch.“

„Und die Gruftkapelle, um Herrgotts Chriſti willen! Hereinregnen tut's, ein Rieſenſprung geht durch die Wand an der Wetterſeiten.“

„Die Kapelle macht's nicht mehr lang.“

„Das iſt doch gegen alle Pietät, Gräflich Gnaden. Man mag's nicht mit anſchau'n, es druckt einem förmlich das Herz ab. Wenn man auch die toten Herrſchaften gar nicht einmal alle gekannt hat.“

„Kann man ſchließlich von dir nicht verlangen, Nepomuk. Denn ein ſo braver, alter Diener du biſt, dreihundert Jahr alt biſt du halt doch noch nicht.“

„Und die Parkmauer, Gräflich Gnaden. Die Parkmauer! Lauter nackte Ziegeln und da und dort ein Trumm ganz weg, daß das Geſindel in der Nacht nur ſo hereinſpaziert.“

„Ja, ja, das ganze Schloß wird ſchön langſam ein koloſſaler Sauſtall. Aber ich hab' kein Geld. Nicht ſoviel. Nicht einmal auf ein neues Futter für den Wintermantel. Das weißt du ſo gut wie ich, mein lieber Nepomuk. Iſt übrigens auch gar nicht meine Sache, von Rechts wegen.“

„Na . . . und . . . und?“ Der Kammerdiener wies mit zaghafter Handbewegung in die Ferne.

Da verzog ſich der Galgenhumor im Geſichte der alten Frau zu höhniſchem Ingrimm, ihre Stimme wurde leiſe und ſchneidend: „Der Gutsherr, ja, der Gutsherr! Der hat eben auch kein Geld, wenigſtens für Seiberskirchen.“

„Aber wo doch die Herrſchaften eine ſo große Hofhaltung haben in Wien und das halbe Jahr auf Reiſen ſind mit einer Maſſe Domeſtiken?“

„Für ſich, mein lieber Nepomuk, das iſt etwas anderes. Bei ihnen, da muß alles erſte Klaſſ' ſein. Aber hier, je pitoyabler es wird, deſto lieber iſt's denen.“

„Wenn halt Gräflich Gnaden einmal ein Machtwort ſprechen täten?“

„Ein Machtwort von mir, das wär' ihm hübſch Wurſt, meinem Herrn Neveu. Nein, nein, wir müſſen uns ſchon damit abfinden, wie's eben iſt. Die Tini, dieſe nichtsnutzige Gans, die wird auf und davonlaufen, wahrſcheinlich. Aber du und die Kathi und die alte Roſalia, ihr werdet's bei mir aushalten. Und ſo warten wir halt alle miteinander ſchön ruhig ab, bis einmal die ganze Pablatſchen über uns zuſammenrumpelt und uns erſchlagt. Da kann man nichts machen.“

Der Kammerdiener verbeugte ſich und ging, ein wenig humpelnd, in ſteifer Lautloſigkeit hinaus. Schließlich ſtand ihm nicht an, über Widerwärtigkeiten zu murren, die die Gebieterin in Ruhe und Gottergebenheit hinnahm.

Gräfin Agathe ſchüttete ſich Tee nach. Natürlich hatte der gute Alte ganz recht. Es war ein Skandal, in welchen Zuſtand Seiberskirchen geraten war, und ein Skandal, daß Ottokar es dazu hatte kommen laſſen, trotz ſo und ſo vieler eindringlicher Vorſtellungen. Es war ſogar eigentlich unehrenhaft von ihm, geradezu unredlich. Denn ſchließlich ſtand ihr das Wohnrecht in Seiberskirchen zu, aus dem Teſtament ihres Vaters, dieſem Teſtament, das ſie zugunſten des älteren Bruders kümmerlich genug bedacht hatte und gegen das auch nur einen Finger zu rühren ihr niemals beigekommen wäre. Aber dieſes Wohnrecht, das hatte ſie einmal, und zwar in einem Schloß, nicht in einer Ruine. Und für Ottokar, auf den mit dem Großteil des Gunzendorfſchen Vermögens auch Seiberskirchen gekommen war, beſtand wahrlich die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, den Bau einigermaßen inſtandzuhalten. Darüber gab es ja gar keinen Zweifel, und ſie hätte ihn ſicherlich auch dazu zwingen können. Aber davor ſchrak ſie zurück. Lieber in einer Scheune ſchlafen, als dem Pöbel das Gaudium bereiten, daß ſich eine alte Familie im Gerichtsſaal miteinander herumſtreitet.

Agathe nahm den letzten Schluck aus der Taſſe und ging, nicht ohne mit taſtendem Schritt die Tragfähigkeit des riſſigen Bodens zu prüfen, auf die breit ausladende Altane. Ein langer, kreiſender Blick auf die ſanfte, friedliche Landſchaft, die ſich in der Taufriſche des Junimorgens ringsherum auftat, dann ſtülpte ſie die große Schildpattbrille vor die Augen und machte ſich über das Morgenblatt. Es war ihre Gewohnheit, die Zeitung tagtäglich von der erſten bis zur letzten Zeile gewiſſenhaft zu leſen, ſie förmlich zu buchſtabieren, mit einem ſo lebendigen Eindringen ihrer ganzen Perſönlichkeit in jede kleinſte Nachricht,

als wäre es ihre Aufgabe, die Dinge der Welt von einem zentralen Punkte aus zu leiten, und müßte sie um deſſentwillen von allem, was vorging, bis zu den letzten Einzelheiten auf dem laufenden bleiben. Von den Wolken, die den Horizont der engliſchen oder ſpaniſchen Politik auf der erſten Seite umdüſterten, bis zur Pelzſtola, die jemand auf der letzten Seite in einem Autotaxi vergeſſen hatte und die er gegen reichlichen Finderlohn beim Portier des Hotel Imperial abzugeben bat. Eigentlich gab es, und deſſen war ſie ſich auch bewußt, kaum ein lebendes Weſen, auf das die Ereigniſſe in der Welt ſich ſo ſchwach auswirkten und das ſich folglich darum ſo wenig zu kümmern brauchte wie ſie in ihrem Seiberskirchen. Aber die eifrige Verfolgung dieſer Ereigniſſe war die einzige Richtung, in der ſich ihre durch die Umſtände ſtets niedergehaltene und ſolcher Art ſtets wachgebliebene Vitalität ausleben konnte. Ihr Ich ging jeweils in dem Inhalte der einzelnen Nachricht auf, und da dieſer Inhalt oft genug unerfreulich und ärgerlich ſchien, in einer Folge heftiger Gemütserregungen, von denen ſie am Ende mehrſtündigen Leſens regelmäßig ſo zur Ruhe geknetet war wie ein tüchtig abgaloppiertes Pferd.

Eben am Schluſſe des erſten Leitartikels angelangt, vernahm ſie Hupenſignale, Rattern eines Motors, leiſes Knirſchen des Sandes unter Gummireifen. Wer mochte das ſein? Zu dieſer Stunde, im Auto? Sie konnte ſich's gar nicht denken.

Da kam Nepomuk. Der Herr Graf ſeien vorgefahren und ließen anfragen, ob Gräflich Gnaden zu ſprechen wären.

Ottokar? Der Langſchläfer ſo früh aus den Federn, der Großſtädter in dem vergeſſenen Seiberskirchen, der Neffe mit dem ſchlechten Gewiſſen bei der gereizten Tante? Sie hatte ja doch nicht einundvierzig Grad Fieber, daß er hier ſein wollte, um den Eintritt des Todes verläßlich feſtzuſtellen.

Da ſtand er ſchon vor ihr, mit der durch das ſchüttere Haar nur mühſam verdeckten Glatze, mit der ſchwächlichen Geſtalt, zu der das genealogiſch überprüfte, im übrigen miſerable Blut einer ausländiſchen Mutter die eiſerne Gunzendorfſche Raſſe verpatzt hatte. Da ſtand er vor ihr, küßte ihre Hand mit einer Hingebung, die wahrſcheinlich mehrere Löcher in der Parkmauer gutmachen ſollte, und fragte in ſorgender Zärtlichkeit nach ihrem Befinden.

„Wie's mir geht, willſt du wiſſen? Na famos, großartig, fabelhaft, das kannſt du dir doch denken. Ich ſchwelge in Reichtümern wie der Krösus, rufe durch die Pracht meiner Toiletten allgemeinen Neid hervor wie die Kaiſerin Eugénie und blicke rundherum auf Herrlichkeiten wie der Polykrates. Da muß eins doch zufrieden ſein.“

„Das iſt ſo ſtark aufgetragen, daß ich es leider, leider für Ironie halten muß,“ ſagte Ottokar in teilnehmendem Tone. „Aber die Geſundheit, die iſt doch wenigſtens ganz in Ordnung?“

„Uns Gunzendorfs hat überhaupt nie etwas gefehlt, wenigſtens bis in meine Generation. Man iſt ſchließlich aus gutem Ton geſtorben, weil ſich's halt gehört, daß man auch einmal tot iſt.“

„Wie mich das freut, daß es dir ſo . . . phyſiſch, meine ich . . . wenigſtens phyſiſch ſo ausgezeichnet geht. Das iſt ein wahrer Troſt für mich. Und das andere, liebe Tant' Agathe, ſagen wir das Finanzielle, das iſt jetzt überhaupt ſo eine Sache. Du lebſt hier ziemlich zurückgezogen, du wirſt es nicht ſo beobachten können, aber glaube mir, von ſeinen Renten kann heute kein Menſch mehr anſtändig exiſtieren.“

„Um dahinterzukommen, reichen ſogar meine beſcheidenen Seiberskirchner Erfahrungen aus.“

„Du biſt ſehr ſarkaſtiſch, liebe Tante,“ erwiderte Ottokar mit einer milden Beharrlichkeit im Tone, die verriet, daß er im Geſpräch auf ein ganz beſtimmtes Ziel hinſteuerte. „Niemand kann mehr von ſeinen Renten leben, man muß das Geld fortwährend umdrehen, es in allerhand Unternehmungen arbeiten laſſen.“

„Ich weiß, ich weiß. Darin beſteht doch bekanntlich deine Stärke.“

„Stärke iſt natürlich viel zu viel,“ meinte er mit Beſcheidenheit. „Aber was man ſo ſagt, eine glückliche Hand, die hab' ich ſchon in ſolchen Sachen, das glaub' ich langſam ſelbſt. Alſo kurz und gut, man muß ſich wirtſchaftlich betätigen. Und dazu gehört Geld, bares Geld, das iſt klar. Nun wirſt du vielleicht einwenden, man kann ſich's ja ausleihen?“

„Nein, nein, in ſo was miſch' ich mich überhaupt nicht hinein. Denn dazu, weißt du, dazu langen wieder die Seiberskirchner Erfahrungen nicht aus. Hier hat man kein Geld und hier pumpt auch niemand eins.“

„Darf ich, gute Tant' Agathe, über dieſen Punkt ernſthaft ſprechen? Man kann ſich ja gewiß das Kapital ausleihen. Nur muß man dann ſo gut wie den ganzen Nutzen hergeben und ſchuftet zu guter Letzt einfach für die anderen. Ich bin ja, Gott ſei Dank, eigentlich recht rangiert, Lizzie und ich ſind koloſſal ſparſam, du haſt keine Ahnung, wie wir auf jeden Kreuzer ſchauen.

Aber bares Geld, noch dazu in großen Summen — hm — hm —“

Gräfin Agathe deutete kopfnickend zur Faſſade hinauf, die gerade oberhalb der Altane das Bild beſonderer Verwahrloſung bot. „Das haſt du mir ſchon bei verſchiedenen Gelegenheiten geſagt.“

„Es iſt ſehr gütig, daß du dich daran erinnerſt,“ erwiderte er in unbeirrbarer Verbindlichkeit. „Ich will dich natürlich nicht mit Details beläſtigen, um was für eine Unternehmung es ſich momentan handelt, aber ſie iſt primiſſima, das kannſt du mir glauben, unerhört lukrativ und todſicher.“

Er hielt ein wenig inne, falls ſie etwa doch fragen ſollte. Aber Agathe ſchwieg.

„Alſo etwas geradezu Exzellentes. Dabei allerdings in ziemlich großen Dimenſionen. Das iſt auch gut ſo, denn aus Schnackerlgeſchäften kommt nie was Geſcheites heraus. Nur natürlich: große Dimenſionen, großer, ſicherer Gewinn, das bedeutet großes Kapital. Und damit ſind wir wieder an dem gewiſſen fatalen Punkte.“ Er wünſchte ſchon ſehr irgendeinen Einwurf ihrerſeits, der ihm weitergeholfen hätte. Aber ſie ſchwieg beharrlich. So mußte er wiederum ſelbſt anſetzen: „Ich habe ſelbſtverſtändlich alle Möglichkeiten der Geldbeſchaffung ſorgfältig durchgegangen. Vom Kreditwege haben wir ſchon geſprochen. Hypotheken, da zahlt man ſchauerliche Intereſſen, nicht wahr? Und mit einer Bank, da iſt's noch ärger. Schmuck verkaufen — Lizzie wäre natürlich zu jedem Opfer bereit — oder ein paar Bilder, Antiquitäten und dergleichen, das bringt einen nur ſchrecklich in den Mund der Leute, und gar viel ſteckt man auch nicht auf damit.“

Jetzt mußte ſie doch endlich neugierig werden, wie er das Geld auftreiben wolle, mußte ſie doch endlich fragen. Aber es intereſſierte ſie anſcheinend gar nicht. Sie ſchwieg noch immer.

So hieß es alſo, aus eigener Kraft die letzte große Hürde nehmen. Er gab ſich innerlich die Sporen: „Zufälligerweiſe bietet ſich mir jetzt eine ganz unglaubliche Chance. Etwas, woran ich gar nie gedacht hätte und das auch gewiß nicht wiederkehrt. Um es alſo ganz kurz herauszuſagen . . . wozu viele Umſchweife, nicht wahr, Tant' Agathe? . . . du kannſt ja ſo eine lange Dicerie nicht leiden und ich auch nicht, wie du weißt . . . mit einem Wort alſo, ich habe ein Angebot bekommen, ein verhältnismäßig günſtiges, was ſag' ich, ein beſonders günſtiges Anbot für . . . du wirſt ſelbſt erſtaunt ſein, liebe Tant' Agathe, enorm erſtaunt ſogar, ich wette drauf . . . ein geradezu ungeheuer günſtiges Anbot für . . . für . . . Seiberskirchen.“

Agathe riß die Augen weit auf und biß die unteren Zähne über die oberen. Was ihn aber noch mehr erſchreckte als der Ausdruck des Ingrimms, war, daß ſie langſam bleicher wurde, und je weiter das Blut hinter der Haut zurückwich, immer mehr das Anſehen eines rieſenhaften, feindſeligen Schloßgeſpenſtes annahm. Da war er nun, der Moment, vor dem er ſich ſeit acht Tagen gefürchtet hatte. Aber dieſer Moment mußte eben kommen und mußte überſtanden werden. Dazu galt es vor allem, ſich ſeine Schwäche nicht anmerken laſſen. „Ein wirklich glänzendes Anbot alſo,“ fuhr er mit einem Lächeln fort, deſſen Unbefangenheit die Mitwirkung ſeiner ganzen Nervenkraft koſtete, „und zwar von einem abſolut ſeriöſen Reflektanten. Es handelt ſich um einen ſehr reichen, ſehr angeſehenen Mann, der, nebenbei bemerkt, auch ſehr nett iſt, ſo daß ſich die ganze Geſchichte in der angenehmſten und fairſten Weiſe abwickeln wird. Das iſt auch ſehr viel wert, wo ſich doch unſereins ſo ungern in Geldſachen herumſtreitet. Der Preis, den er zahlen will, iſt nach Anſicht der Fachleute ſehr hoch, und dabei will er ihn — ich bitte das ja nicht zu überſehen, Tant' Agathe — er will ihn ſofort in barem erlegen. Solche Leute ſind heutzutag ſehr ſelten. Fery Palneck zum Beiſpiel hat ſein Rebenbichel dreimal hintereinander verkauft, weil die Käufer immer wieder die Kaufſchillingsraten nicht haben zahlen können, und jetzt hat er's noch immer. Wohingegen mein Käufer die koloſſale Summe ... auf einmal ... bar ... erlegt.“

Gräfin Agathe, nun ſchon ganz gigantiſches, böſes Schloßgeſpenſt, hatte ſich mit einem Ruck hoch aufgerichtet und hieb auf den Tiſch, hart und ſchmetternd, wie mit einer Knochenhand. „Mir das Dach über dem Kopf wegverkaufen? Mir, die hier teſtamentariſch ein Wohnrecht hat? Mir, die von Kindheit auf hier war, und die hier ſterben will? Sonſt haſt du keine Schmerzen, mein Lieber? Aber daraus wird nichts, mein Lieber! Schlag' dir das nur aus dem Kopf, mein Lieber! Ich nehm' einen Advokaten, ich prozeſſiere! Werden ſchon ſehen, ob du ſo was darfſt! Selbſt in unſeren niederträchtigen Zeiten, wo ſich die Leute weiß Gott genug herausnehmen.“

Ottokar ließ dieſen Ausbruch ſtill über ſich ergehn. Dann erwiderte er, ſehr höflich, aber nicht ohne Beſtimmtheit: „Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß wir die Sache à l'amiable behandeln werden und daß alles genau nach deinen Wünſchen gemacht wird. Be-

züglich der Durchführung nämlich. Was aber die Rechtsfrage anbelangt, so muß ich mir schon die Bemerkung erlauben, daß du die Situation verkennst, liebe Tante."

„Ich habe ein testamentarisches Recht ..."

„Ganz wohl, du hast aus dem Testamente deines Vaters, meines Großvaters, wie es auch in der Landtafel ordnungsmäßig eingetragen ist, das lebenslängliche Wohnrecht im Amalien-Trakt, ferner Anspruch auf Verpflegung für dich und deine Dienerschaft sowie auf Equipagenbenützung. Das alles gebührt dir. Aber mehr steht dir, wenn ich dir das sagen darf, nicht zu, absolut nicht. Beim Verkaufe der Herrschaft hast du nicht mitzusprechen, darüber verfüge ich vollkommen frei. Dies natürlich nur so nebenbei, denn, wie gesagt, wir behandeln die Sache ganz à l'amiable."

„Noch heute muß ein Advokat her!"

„Das ist mir außerordentlich angenehm. Ich kann nur wünschen, daß du dich von berufener Seite informieren läßt. Man wird dir haargrau das gleiche sagen wie ich."

„Wird sich weisen, wird sich schon weisen. Und wenn es wirklich so sein sollte, daß ich bei den Gerichten nichts durchsetzen kann, glaubst du vielleicht, ich lasse den Kerl herein, diesen impertinenten Protzen, diesen Haderlumpen, der das gute, alte Schloß krapfen will und vor dem du so devot knickst, weil er einen Sack voll Geld hat? Mir, weißt du, mir imponiert das gar nicht, mein Lieber. Der soll nur probieren, als Gutsherr hier einziehn!"

„Wenn er das Schloß gekauft hat und du wolltest ihn hindern, so wäre das Besitzstörung."

„Mir Wurst. Ich werde ganz einfach mit meinen Leuten . . ."

„Das wäre Hausfriedensbruch."

„Mir kommt vor, du bist nicht recht bei Trost, Ottokar. Wenn ich hier, wo ich bald siebzig Jahr' lebe, wo ich ein testamentarisches Recht habe, einen frechen Eindringling . . ."

„Du kannst es mir glauben, liebste, beste Tant' Agathe, das wäre ein ganz gewöhnlicher Hausfriedensbruch. Ich wäre desperat, wenn du durch eine Unüberlegtheit ..."

„Also soweit wären wir glücklich, daß du und dein sauberer Kompagnon mir die Polizei auf den Hals hetzen wollen. Wirklich scharmant, muß ich schon sagen!"

„Davon ist doch keine Rede, gutes, gnädiges Tanterl, und das glaubst du ja auch selber gar nicht. Du kannst überzeugt sein, ich werde beim Verkauf alle deine Rechte gewissenhaft wahrnehmen und dafür sorgen, daß sie auch der Käufer respektiert. Ob ich oder Herr Ammege als Eigentümer von Seiberskirchen eingetragen ist, kann dich schließlich kalt lassen. Wenn sich nur für dich, ich meine für deine Person, nichts ändert."

„Für mich nichts ändert! Weißt du, Ottokar, deine schäbige, deine infame Handlungsweise, die muß ich vielleicht über mich ergehn lassen. Aber daß ich den Stiefel anhör', den du da zusammenred'st, dazu bin ich nicht verpflichtet. Das ist einfach zum An-der-Wand-hinauf-laufen." Sie wandte sich zum Gehen.

Ottokar langte nach ihrer Hand, um sie zu küssen. Aber diese Hand schnellte weg wie an einer Feder. So begnügte er sich mit einer Verbeugung, die allerdings nur mehr Agathens Rücken zugute kam, verweilte noch einen Augenblick, bis sie in ihre Gemächer verschwinden konnte, auf der Altane und ging dann, innerlich sehr erleichtert, zu seinem Auto hinunter. Daß das Gespräch nicht gerade erquicklich ausfallen würde, darüber hatte er sich von vornherein keiner Täuschung hingegeben. Und die Tante war schließlich nicht rabiater gewesen, als man unbedingt erwarten mußte. Nun aber war es überstanden. Morgen würde er beim Notar den Vertrag unterzeichnen und in acht Tagen den Kaufpreis erhalten, auf Heller und Pfennig ausbezahlt. Und dann konnte er, kapitalskräftig wie noch nie in seinem Leben, an jene große Unternehmung herantreten, an der sich zu beteiligen die Sehnsucht ihn seit Wochen fast verzehrt hatte. Sich beteiligen als die große potente Finanzkraft, deren Wille herrschend, entscheidend sein würde, und hinter der die anderen, die ihn eben noch zur Not hatten mitlaufen lassen wollen, als rechte Schnorrer demütig zurückstanden. Dafür konnte man sich schließlich von einer alten Tante ein bißchen beschimpfen lassen. Insbesondere, wenn dieser alten Tante, unbeschadet der Wahrung ihrer Rechte, dabei schließlich doch etwas übel mitgespielt wurde und man ihr infolgedessen ein paar Grobheiten zugute halten mußte.

*

Noch am Nachmittag kam, von Agathe berufen, ein Advokat aus dem nächsten Gerichtsorte. Seine Kanzlei hatte schon zu ihres Vaters Zeiten die Seiberskirchner Angelegenheiten besorgt, man konnte ihm vertrauen. Die Honorarforderung war bescheiden, trotzdem verschlang sie ein Großteil dessen, was Agathe für die Instandsetzung ihres Wintermantels beiseite gelegt hatte. Und dabei war das Geld so gut wie hinausgeworfen. Denn man kriegte dafür nur allerhand moralische Zustimmung, aber

keine Rechtshilfe. Nach der Meinung des Advokaten ließ sich der Verkauf leider nicht anfechten. Daß die Ansprüche der Wohnberechtigten keinen Eintrag erleiden dürften, stehe juristisch außer allem Zweifel und würde von jedem Gerichte anerkannt werden. Bei den Behörden war mithin nichts zu holen. Da hatte sie nun in ihrem eigenen Schicksal einen kleinen Ausschnitt jener schnöden Welt vor sich, wie sie ihr aus den Zeitungen immer wieder entgegentrat, einer Welt ohne Recht. Denn wenn man's jetzt so drehte und wendete, daß sie auf ihre alten Tage ins Ausgedinge zu fremden Leuten kam, so war das selbstverständlich eine riesige Schweinerei.

Indessen mochte sich auch alles um sie herum so geändert haben, daß etwas derartiges möglich wurde, sie, Gräfin Agathe, war die alte geblieben. Und fehlte es gleich an jeglichem Beistande bei Menschen und Institutionen, sie selbst war noch da, entschlossen und streitbar, bereit, den Kampf aufzunehmen, und stark genug, ihn durchzufechten.

Den Kampf! Freilich, ihr erster Gedanke, geboren aus der Wut des Augenblickes, den Eindringling mit Gewalt abzuwehren, hielt ruhiger Überlegung nicht stand. Es galt aber, das liebe, alte Schloß zu beschützen gegen die Willkür eines protzigen, rohen Barbaren. Weiß der Kuckuck, was dieser Kerl für Ideen im Kopfe hatte. Vielleicht machte er aus dem Ahnensaal eine Tanzdiele oder aus der Gruftkapelle ein Lusthäuschen. Derartige Infamien, die würde sie verhindern.

Ruhelos wanderte sie durch das Schloß, mit erhitzter Einbildungskraft sich ausmalend, was der sogenannte neue Gutsherr da und dort an Schlimmem alles unternehmen könnte. Wenn er etwa den schleißigen Damast der weißen Barockmöbel im Amaliensaale durch geometrisch gemusterte Stoffe aus der Wiener Werkstätte ersetzte oder gleich die ganzen Möbel hinausschmiß und an ihrer Stelle krachmoderne Scheußlichkeiten hinpflanzte? Wenn er die Familienbilder — schön waren sie ja zum Teil wirklich nicht, aber alt und gemütlich und her gehörten sie einmal — wenn er sie wegnahm und dafür allerhand expressionistische Kleckfereien an die Wand hängte? Wenn statt der Lüster und Appliken mit ihrer ein bißchen stumpf gewordenen Vergoldung die neuen Beleuchtungskörper kamen aus blitzblanken, sinnlos verspreizten und durcheinander gebogenen Messingstangen? Die Erinnerung an eine Wiener Vorortvilla, die sie zufällig einmal gesehen und in der sich auf Kosten eines neuen Reichen die Erfindungswut eines stilschaffenden Innenarchitekten ausgetobt hatte, kam ihrer Phantasie zu Hilfe und führte ihr auf Schritt und Tritt, in Sälen und Gelassen, auf Treppen und Gängen, an Mauern und Innenwänden das visionäre Bild eines bis ins kleinste verballhornten, umgekrempelten, verhöhnten, geschändeten und vernichteten Seiberskirchen vor Augen. Nicht ein Jota von dieser Vision durfte Tat und Wahrheit werden!

Wenn er nur schon dagewesen wäre, der neue Besitzer, wenn sie ihm hätte entgegentreten, den Kampf beginnen können! Doch Herr Amwege ließ sich nicht blicken. Er sollte wohl einen Tag nach Ottokars Besuch Meierhöfe, Äcker, Wiesen und Wald besichtigt haben. Auf den Einzelheiten der Landschaft hatte also das Auge des ordinären Protzen schon geruht. Aber da war ja kein Feld für seine vandalischen Triebe. Der Mann hatte Geld wie Heu, wußte also offenbar, wie man es schafft und erhält, und würde sich hüten, dort, wo Jahr um Jahr der Ertrag des Gutes ausreifte, etwas zu zerstören. Park und Schloß hatte er nicht betreten. Und hier, hier hätte sie ihn schon endlich haben wollen, vor sich, wo er ihr nicht mehr entrinnen konnte, ausgeliefert ihrer Mannhaftigkeit und Kampfeslust. Warum kam er nicht? Fürchtete er sich vor ihr? Schwante ihm am Ende, daß diese in Ottokars Schilderung gewiß auf ein Nichts reduzierte Inwohnerin des Schlosses in Wahrheit doch ein sehr vorhandenes Wesen war, mit spannkräftigem Willen und, wenn es galt, mit tüchtigen Krallen? So mußte es sein. Ordinär war dieser Mensch, brutal und feig auch noch!

Einmal, als sie sich den ganzen Tag über eingebildet hatte, heute werde er bestimmt kommen, sagte sie nach dem Abendessen zu Nepomuk: „Spaßig, daß der Zwetschgenkrampus noch immer nicht da ist."

„Scheint's nicht eilig zu haben, der Mann," erwiderte der Alte verächtlich. „Na, wir auch nicht, Gräflich Gnaden."

Hätte sie es nicht schon früher gewußt, aus seiner Miene konnte sie erkennen, daß die Leute ganz mit ihr waren. Wortlos hatte man seine Gedanken ausgetauscht und stumm fühlte man sich eins in der Meinung über Herrn Amwege. Wie für sie selbst, so auch für Nepomuk, für Kathi, für die alte Rosalia, ja merkwürdigerweise sogar für die Tini, dieses nichtsnutzige Ding, in dem doch weiß Gott eine gute Portion Kalfakter steckte, war er der kecke Eindringling, der sich widerrechtlich breitmachen wollte im Schlosse. Ein Hergelaufener, dem zuzugehören für herr-

ſchaftliche Domeſtiken eine Entehrung bedeutet hätte und der ſich daher als Dienerſchaft nur Geſindel mitbringen konnte.

Überall im Schloſſe brütete der nämliche Geiſt des Abſcheus und der Verachtung gegen dieſen Gutsherrn zum Lachen, der nicht einmal das Anſehen eines Pächters oder Mieters beanſpruchen konnte.

Wieder verſtrich eine Woche. Agathe kam eben von der Gruftkapelle zurück. Dort würde der neue Gutsherr nolens volens etwas machen müſſen, ſo arg war es inzwiſchen geworden. Das Dach war weit offen, der Spalt in der Mauer dermaßen vergrößert, daß die Grabplatten an der Außenſeite demnächſt umfallen würden, auch die auf dem Fußboden lagen ſchon ganz ſchief, es mußte ſich unterirdiſch etwas geſenkt haben. Der ordinäre Protz konnte nicht umhin einzugreifen. Und würde es radikal tun, das ſtand außer jedem Zweifel. Wenn er aber ſchon ſein Geld hineinſteckte, dann doch nur um etwas Praktiſches zu haben. Gruftkapelle, wozu brauchte er denn die? Ein Luſthaus, nein, eine Garage würde er daraus machen, eine Garage, natürlich. Und der Raum, in dem jeweils die ſpäteren Generationen mit frommer Rührung der früheren von Seiberskirchen gedacht, für ihr Seelenheil gebetet und ſich mit ihnen in einer Jahrhunderte durchſchlingenden Kette verbunden gefühlt hatten, ſich in eine Betonhalle wandeln, als Unterkunft für einen Achtzigpferder, dunkelgrün lackiert und mit weit vorgeſtrecktem Motor. Hier, an der Gruftkapelle, würde die ganze Gemeinheit des Eindringlings hervorplatzen.

„Jetzt iſt er wieder einmal nicht gekommen, der Kirchenſchänder," ſagte Agathe zu dem die Tür öffnenden Kammerdiener.

„Ich mein' allweil," erwiderte Nepomuk mit ſchlauem Geſichte, „er kommt überhaupt nimmermehr. Dürft' ihm inzwiſchen der Guſto vergangen ſein."

Die Gräfin ſtutzte. Ganz von der Hand zu weiſen war das nicht. Ottokar, immer gelddurſtig und immer ſanguiniſch, hatte vielleicht die Ausſichten raſend überſchätzt und dem anderen war es gar nicht ſo ernſt geweſen. Ein Verkauf, der ſo günſtig, förmlich blendend ausſah und dabei nur den einen Haken hatte, daß er nämlich zu guter Letzt in Luft aufging, der paßte ja prächtig zu jener Art des Geſchäftemachens, die ſie bei ihrem Neffen immer wieder zu ihrer großen Bekümmernis wahrnehmen mußte. Ja, ja, ſo verhielt es ſich offenbar. Der andere dachte nicht mehr daran, die Herrſchaft zu erwerben, und Ottokar hetzte wahrſcheinlich ſchon wieder auf einer neuen Fährte hinter den von ihm ſo überaus dringend gebrauchten Moneten her.

Seiberskirchen war noch einmal gerettet.

*

Aber man hatte ſich geirrt. Am nächſten Vormittag fuhr Herr Amwege vor, in einem Auto ungefähr von jener Geſtalt, wie es Agathens Viſion in der Gruftkapelle hatte erſtehen laſſen, und fragte an, ob er ſie ſprechen dürfe. Sie, längſt auf den Augenblick vorbereitet, beſaß einen bis ins kleinſte ausgearbeiteten Schlachtplan, nach dem für die erſte Begegnung der Ahnenſaal auserſehen war. Hier, wo die alten Seiberskirchner, Heunradls, Franconnays und Gunzendorfs ſtolz auf ihn herniederſchauten, nicht alle gerade ſchön, aber insgeſamt anſehnlich und vornehm, wollte ſie ihm entgegentreten und ſeine eigene Schäbigkeit zwiſchen den geringſchätzigen Blicken der Jahrhunderte Spießruten laufen laſſen, damit, wenn nur ein Funke Schamgefühl in ihm war, er ſeines Unwertes innewurde, Nachfolger und Erbe von ſoviel verklungener Größe zu ſein.

Starr aufgerichtet, feindlich und mit einer Miene von nicht zu überbietender Hochnäſigkeit erwartete ſie den Eintretenden. Sie wußte genau, wie er ausſehen würde: feiſt und ſelbſtgefällig, mit rohem Geſicht, in übertriebener Eleganz gekleidet und mit blitzenden Ringen an den manikürten Speckfingern. Unter der Tür aber, neben dem ihn verächtlich muſternden Nepomuk, erſchien, das graue Haar zurückgeſtrichen, Lippe und Kinn raſiert, mit ein wenig Backenbart, goldener Brille und in einem langen ſchwarzen Gehrock, ein ziemlich großer, ſchlanker Mann, der beſcheiden auf ſie zukam und deſſen höfliche Verbeugung nicht ohne etwas altmodiſche Steifheit war. Die Erſcheinung die eines anglikaniſchen Geiſtlichen, das Gehaben verbindlich und anſpruchslos. Blitzartig ging es da Agathe durch den Kopf, daß bösartige und dabei innerlich ſchwache Menſchen ſich gerne den Anſchein großer Harmloſigkeit und Verbindlichkeit geben, weil ſie ſich erſt vor dem eingelullten Gegenpart mit dem wahren Ich heraustrauen. Brutal, feig, und ein Heuchler obendrein.

„Ich nehme mir die Freiheit, mich ergebenſt vorzuſtellen, mein Name iſt Amwege. Die Herrſchaft Seiberskirchen iſt kürzlich in meinen Beſitz übergegangen, was ja wohl bekannt ſein dürfte."

Agathe nickte froſtig.

„Ich möchte nur anmelden," fuhr er gelaſſen fort, „daß ich von jetzt ab öfters, ja faſt täglich ins Schloß kommen werde.

Meine Frau und ich haben einſtweilen die Villa Tannenhort in Gleichwieſen gemietet, damit ich bequem herüber kann, die Arbeiten zu überwachen. Es ſind gründliche Reſtaurierungen nötig, was mir beim Ankauf geſagt wurde und was ich jetzt auch ſelbſt ſehe."

Mit einer ſchneidenden Schärfe des Tones, berechnet, den andern von vornherein einzuſchüchtern, erwiderte Agathe: „Sie werden ſich wahrſcheinlich nicht auf Reparaturen beſchränken, die vielleicht notwendig ſein mögen, ſondern das Unterſte zu oberſt kehren, wie's einmal die Manier neuer Beſitzer iſt. In den übrigen Teilen des Schloſſes kann ich Sie dran nicht hindern, wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade. Aber im Amalientrakt, da hab' ich ein Wohnrecht, ein lebenslängliches Wohnrecht aus dem Teſtamente meines ſeligen Vaters, verſtehen Sie? Und zwar in einem Schloſſe. Daher geht's mich ſchon an, was Sie damit anfangen, und ich brauch' mir's abſolut nicht gefallen zu laſſen, wenn Sie vielleicht ein ſezeſſioniſtiſches Vogelhaus draus machen."

Amwege ſah ſie durch ſeine Brille groß an. Sie hob die Naſe noch um eine Linie höher. „Ich kenne meine Rechte ganz genau und hinausekeln wird man mich auch nicht, wenn man vielleicht ſo was im Sinn hätte. Was mir nicht paßt, das werd' ich ganz einfach nicht dulden."

Eine Blutwelle ſtieg in das Geſicht des Mannes, bis unter die grauen Haare hinauf. Aber er beherrſchte ſich und antwortete mit ſeiner ruhigen Stimme, deren dunkler Wohllaut Agathe beſonders ärgerte: „Ich hoffe, das als einen Scherz betrachten zu dürfen. Denn ich wüßte nicht, wie ich dazukomme, daß man mir im Ernſt dergleichen zumutet. Welche Rechte Sie haben, iſt mir genau bekannt, und ich werde ſie mit der äußerſten Loyalität achten."

Agathe wurde es ſchwer, ihre bisherige Schroffheit aufrechtzuerhalten. In einem kaum ſpürbar einlenkenden Tone ſagte ſie: „Je gewiſſenhafter Sie meine Rechte reſpektieren, deſto weniger Reibungen wird es abſetzen."

Herr Amwege lächelte. „Es wird ganz beſtimmt überhaupt gar keine Reibungen geben. Sie ſcheinen die Situation zu verkennen, Frau Gräfin. Ich habe von allem Anfang an gewußt, daß der Amalientrakt auf Lebenszeit Ihnen gehört. Das iſt für mich eine gegebene Tatſache, genau ſo wie Bauzuſtand des Schloſſes, Rentabilität des Gutes, etwas, womit ich vollkommen rechne. Sie darin zu ſtören oder gar Sie durch irgendwelche Mittel hinausbringen zu wollen, könnte mir nie beifallen. Sie werden mir ſagen, was Sie ſich anſonſten vorzubehalten wünſchen, Wege, Gartenplätze und dergleichen, wie Sie Ihre Verpflegung belieben — es kommt nämlich morgen eine Köchin her, weil ich ſelbſt öfters . . ." Plötzlich hielt er inne. Während des Sprechens durch ſeine Brille umherſchauend, war ſein Blick an einer Anzahl Bilder haften geblieben, die ſämtlich ſtatt des rechten Auges ein kleines kreisrundes Loch aufwieſen. „Ach, was iſt denn das? Man dächte, lauter Einäugige?"

Agathe wurde etwas verlegen. „Ein Skandal, nicht wahr? Da waren einmal meine Großneffen da, die Söhne vom Ottokar — der Hanſi war nicht dabei, der war immer ein anſtändiger Burſch — aber die zwei anderen und die von meiner Nichte Nadovich, und da haben dieſe infamen Lausbuben, weil's Regen war und ſie ſich gelangweilt haben, mit der Armbruſt Scheiben geſchoſſen auf die Augen. Bis es der Nepomuk bemerkt und mich gerufen hat. Ein Beſen war auch da zum Glück, daß ich mit dem Stiel hab' loshauen können auf dieſe Miſtbuben. Aber die Augen waren weg, da und da und da auch."

Herr Amwege war ganz entgeiſtert, nicht anders als hätte ſich eben vor ſeinen Blicken etwas geradezu Greuliches abgeſpielt. Er ſchien nach Worten zu ringen. „Das hätte man denn doch nicht für möglich gehalten," keuchte er nach einer Weile hervor. „In meinem ganzen Leben iſt mir ein derartiger Vandalismus noch nicht vorgekommen."

Vandalismus? Fühlte er gar nicht, wie komiſch ſich dieſes Wort in ſeinem Munde ausnahm? Er fühlte es offenbar nicht. Er ſprach weiter, immer noch mit nachzitternder Entrüſtung: „Solch einen offenen Schaden kann man nicht beſtehen laſſen. Da muß man reſtaurieren, es geht nicht anders. Hm, hm."

‚So ſind ſie, die Geldleute,' dachte ſie. ‚An den Bildern als ſolchen, an der Pietät, an der Tradition liegt ihm natürlich gar nichts. Aber daß etwas, was jetzt ihm gehört, entwertet iſt, das wurmt ihn. Läßt ſich's auch was koſten, damit's gerichtet wird, und iſt ihm dabei ums Geld auch wieder leid.'

In der Tat, Amwege ſchien ganz verſorgt. „Gibt eine böſe, eine furchtbar kitzlige Arbeit. Man hat gut einen erprobten Reſtaurator nehmen, weiß der Kuckuck, ob's ihm ganz glückt. Ein neues Auge einmalen neben das andere, iſt faſt ein ſo großes Kunſtſtück, wie ein lebendiges einſetzen. Eine verdammte Geſchichte, Frau Gräfin."

„Aber gehn Sie," meinte Agathe, „Auge iſt Auge, höchſtens, daß eins blau iſt oder eins braun."

Amwege ſchüttelte ſtreng den Kopf. „Bitte um Entſchuldigung, das iſt grundfalſch. Um nur auf etwas ganz Grobes und Schematiſches hinzuweiſen: Auf den alten Porträts ſtehn die Augen gewöhnlich in der Vertikalachſe des Bildes, der Stern iſt ziemlich in der Mitte und man ſieht unteres und oberes Lid in faſt gleichmäßiger Entwicklung. Die heutigen Maler dagegen ſtellen das Auge meiſt unter einen Winkel zur Vertikalachſe und verſchieben den Stern in der Höhenrichtung oder auch ſeitlich. Sie bringen dadurch im Blick mehr Innerlichkeit und Tiefe heraus, aber man erhaſcht ihn nur, wenn man vom richtigen Punkte hinſieht. Bei den alten Bildern iſt der Blick meiſt ein klein wenig vag und leer, dafür findet man ihn, wo man auch ſtehen mag, immer wieder feſt auf ſich gerichtet. Die Ahnenbilder ſehen von den Wänden auf einen herab, pflegt man zu ſagen. Das werden natürlich die künftigen Generationen einmal von ihren jetzt gemalten Vorfahren nicht behaupten können. Und ſo gibt es noch unzählige Unterſchiede, auffallende und verſteckte. Auch die tüchtigen Maler machen ſich vom Zeitgeſchmack nicht leicht los, unbewußt verfallen ſie in ihn. Da bitte ich, ſich jetzt vorzuſtellen, wenn man mir hier neben einem Barockauge beiſpielsweiſe ein expreſſioniſtiſches hinkleckſt!"

Agathe konnte nicht ganz folgen. Sicherlich gebrach es ihr nicht an geziemender Anhänglichkeit für die Familienbilder. Aber daß ſie gerade Barockaugen haben ſollten, das wäre ihr nie eingefallen.

„Ich werde vorſichtshalber zuerſt Skizzen anfertigen laſſen," ſagte Amwege, nachdenklich den Zeigefinger an die Wange legend. Seine Augen wanderten von Bild zu Bild den ganzen Saal ab. „Reinigen und nachſpannen muß man ſie alle durch die Bank. Firniſſen, das weiß ich noch nicht. Bei ſehr vielen ſind Reſtaurierungen nötig, und, wie ich fürchte, wird man eins oder's andere wohl rentoilieren müſſen."

Dann fragte er, ob ſie ihm auch die übrigen Räume zeigen wolle, und ſie wanderten ſtundenlang miteinander durch das Schloß. Amwege kehrte in keiner Weiſe den Gutsherrn heraus, ſondern benahm ſich eher wie ein Gaſt, allerdings wie ein ſchrecklich neugieriger und eindringlicher. Er erinnerte in ſeinem Gehaben verdächtig an die Antiquitätenhändler, die gelegentlich gekommen waren, etwas zu kaufen, und die Ottokar zu Agathens großem Ärger immer wieder ein paar Stücke hatte mitnehmen laſſen. So wie jene, beäugte, betupfte, beſchnüffelte er die Möbel, ſtrich er mit den Fingern die Beſpannungen herab, nahm er kleine Gegenſtände in die Hand und hielt ſie gegen das Licht. Wenn ihm etwas gefiel, nickte er freundlich und mehrmals ſchnalzte er leiſe mit der Zunge, wie in höchſtem Behagen. Auszuſetzen fand er auch manches. An dieſem oder jenem Stücke ſei etwas ergänzt, ein drittes ſei überhaupt erſt ſpäter zu ſchon vorhandenen hinzuverfertigt worden. Dergleichen kam ihr wenig glaubhaft vor; ſie hätte einen Eid darauf ſchwören wollen, daß alles hier von Anfang an ſo daſtand wie heute und daß ſich daran auch nicht ein I-Tüpferl geändert habe. Beinahe in Konflikt gerieten ſie vor einem beſonderen Prachtſtück, das ſie ihm mit großem Stolze zeigte, einem Schrank aus Roſenholz mit eingeſchnittenen Glasſcheiben und wuchtigen Bronzen. Er machte eine ſäuerliche Miene, wollte nicht recht heran, und als ſie ihn energiſch zur Bewunderung verhielt, meinte er: „Ich möchte ja nicht gerne widerſprechen, aber nach meiner Anſicht iſt dieſer Schrank überhaupt nicht alt, ſondern in den ſechziger Jahren nachgemacht und obendrein nicht einmal gut. Es gibt ganz anders feine Arbeiten aus dem zweiten Kaiſerreich."

Die ganze Art weckte ihren Argwohn. Offenbar wollte der neue Beſitzer in Seiberskirchen einen Ausverkauf veranſtalten und mit dem Erlös des Mobiliars ſich einen guten Teil des Kaufſchillings für die Herrſchaft zurückholen. Eine Niederträchtigkeit natürlich, aber wahrſcheinlich eine gute Spekulation.

Im weißen Gartenſalon feſſelte ihn beſonders die Feuerſtelle, vor der der Kamin fehlte. Ottokar hatte ihn nämlich vor einem Jahre verklopft, und es war kein Erſatz gekommen. Das rahmenloſe Loch mit den Bruchſtellen der Mauer ſah recht triſt aus. Herr Amwege aber war gar nicht betrübt, die Sache ſchien ihn merkwürdigerweiſe zu freuen. „Bitte, Frau Gräfin, der Kamin, der hier ſtand, der war doch wohl aus weißem Porzellan, mit ſehr reichen Voluten, und die Ränder des Ornaments vergoldet?"

„Woher können Sie das wiſſen?" rief ſie, übermannt durch ſoviel Scharfſinn.

„Wiſſen nicht, bloß vermuten, und auch das nur durch einen puren Zufall. 's iſt nämlich ſo: Geſtern ſah ich bei einem Händler einen Kamin genau in den Dimenſionen hier, der aus einem Schloſſe in der Gegend ſtammen ſollte. Mir ſchwante gleich etwas, und ſo ſagte ich, er ſolle mir den Kamin

Bergdorf. Gemälde von Oskar Mulley

drei Tage lang aufheben. Und es ist der Kamin, gar kein Zweifel, daß er's ist. Auf der Stelle klingle ich auf, der Kamin muß postwendend heraus. Es ist doch was anderes, wenn man so das richtige alte Stück wieder an seinen Platz bringt, als daß man sonst woher was halbwegs Passendes auftreibt. Sie werden mich auslachen, Frau Gräfin, aber es kommt mir vor, so ein Stück muß dann selbst das trostvolle Gefühl des Heimgefunden haben."

Er wurde immer vergnügter, wiegte den Kopf zwischen den Schultern, rieb sich die Hände, und sie hätte sich nicht gewundert, wenn er auch noch angefangen hätte, vor Freude zu hüpfen. Jetzt kannte sie sich gar nicht mehr aus. Auf der einen Seite war es sonnenklar, daß er mit den Seiberskirchner Altertümern einen schwunghaften Handel zu eröffnen gedachte, und auf der anderen wollte er das, was schon draußen war, um jeden Preis zurückschaffen. Angesichts dieses vorläufigen Widerspruches und darüber hinaus verschiedener Gegensätzlichkeiten zwischen ihrer von vornherein bedachtsam zurechtgelegten Meinung und allerhand im Gespräche mit Amwege sich ihr aufdrängenden Eindrücken blieb sie nach Beendigung des Rundganges in einer an Verwirrung grenzenden Unklarheit.

Indessen, mochte manches an dem neuen Gutsherrn Wahrgenommene zu ihrer vorgefaßten Meinung auch nicht ganz stimmen, ein durchschlagendes Argument gegen deren Richtigkeit lag gewiß nicht vor und im Laufe des Nachmittags gelang es Agathe, die sympathische Erscheinung Amweges, das unleugbar wohlerzogene und korrekte Benehmen und — dies war am schwersten — die ehrliche Entrüstung über die ihm unterschobenen schnöden Absichten restlos zu überwinden. Als sie sich zum Abendessen setzte, war zu ihrer großen Genugtuung sein Bild wieder in den ursprünglichen Zügen hergestellt.

*

Nicht lange darauf durfte sie sich sagen, wie gut es war, sich nicht irremachen zu lassen. Eines Nachmittags waren etliche Pferde eingetroffen zu Herrn Amweges Gebrauch. Alles war insgeheim schrecklich neugierig, Agathe voran. Aber niemand würdigte die Tiere eines Blickes. Wenn der Schloßherr Luft war, konnte er auch nur auf Luftpferden reiten und mit Luftpferden fahren. Lediglich die Tini, die nichtsnutzige Gans, war natürlich hinübergerannt, hatte mit den Stallburschen getratscht und die Pferde angesehen Sie wußte sich nicht genug zu rühmen, wie schön sie seien, die zum Reiten und die für den Wagen, wie gut genährt, glänzend und lebhaft. Nun, etwas gar so Besonderes konnte Amwege in seinem Stalle wohl nicht haben. Die Tini ging eben vom Vergleiche mit Ajax und Eglantine aus, den beiden Schindmähren, denen seit Jahren die Aufgabe zufiel, Agathens testamentarischem Anspruch auf Equipagenbenützung den Schein einer Verwirklichung zu bieten.

Am nächsten Morgen aber kam Nepomuk, zitternd vor Wut, kaum der Sprache mächtig, und meldete, daß Ajax und Eglantine weggeführt worden seien, auf den Rheinbacher Meierhof. „Jetzt hab' ich ihn!" rief Agathe frohlockend. „Jetzt kommt er mir nicht mehr aus! Spring hinunter, Nepomuk, und sag' unten, ich will sofort nach Sankt Emmeran fahren!

Eilig rüstete sie sich. Sie wollte beim Tor stehn, völlig marschbereit, als würde der Wagen wirklich vorfahren, ein paar Minuten warten und dann fragen, was denn sei, bis die Schweinerei ans Tageslicht kam. So flagrant als möglich sollte dieser erste große Rechtsbruch dastehen.

Sie war noch nicht ganz fertig, als sie einen Wagen hörte. Etwas verwirrt lief sie die Treppe hinab. Da stand ihre gewöhnliche gelbe Kalesche, unverändert bis auf die neue Wagendecke, statt Ajax und Eglantine aber zwei sehr hübsche Halbblüter davor, die an die besten Seiberskirchner Zeiten erinnerten. Auch nicht der alte Kutscher aus der Ökonomie, sondern einer von Herrn Amwege, im Jägergewand.

Welche Gemeinheit steckte da wieder dahinter? Einsteigend erinnerte sich Agathe der Versicherung Amweges, er werde ihre Ansprüche mit äußerster Loyalität achten. Wollte er am Ende wirklich dem auf Wagenbenützung anständiger Rechnung tragen als Ottokar mittels seiner beiden Rosinanten?

Fast schämte sie sich jetzt des Fahrzieles. Sankt Emmeran, eine kleine Wallfahrtskirche, lag mehr als zwanzig Kilometer entfernt und stark bergan. Einst ein Lieblingspunkt ihrer seligen Mutter, hatte sie selbst ihn auch später gerne aufgesucht. Nun aber schon seit Jahren nicht mehr. Es war eine Leistung für gute Pferde, mit Ajax und Eglantine wäre man nicht hingekommen. Dem säumigen Schuldner gegenüber hatte es ihr gepaßt, soviel zu verlangen. Wenn aber Amwege tatsächlich für ihre Ausfahrten geziemend vorsorgen wollte, wenn er in dieser Hinsicht wirklich guten Willen hatte, dann war es eine Unbescheidenheit, gleich für den Anfang, und noch

dazu, wo die Tiere erſt tags vorher eingetroffen waren. Indeſſen mochte ſie nicht gleich widerrufen; wurden die Pferde müde, konnte ſie immer noch umkehren.

Dazu war kein Anlaß. Flott und ohne Antreiben ging es in kaum anderthalb Stunde nach Sankt Emmeran, mit der ſchier unerſchöpflichen Leiſtungsfähigkeit der guten Raſſe bei richtiger Wartung und Fütterung. Agathe blieb eine Weile in der Kirche und verhielt hierauf ein wenig an den verſchiedenen Ausſichtspunkten. Der Kutſcher hatte die Pferde erſt ſorgfältig zugedeckt, dann rieb er ſie mit Stroh trocken, und vor der Abfahrt tränkte er ſie. Genau ſo hatten es die Leute unter ihrem Vater tun müſſen, der über ſeinen Stall fachmänniſch und väterlich waltete. Rechtzeitig war man zum Eſſen zurück, und Nepomuk ſchüttelte leiſe den Kopf, als er ihr aus dem Wagen half. Die Dinge verliefen ganz anders, als er gedacht hatte.

In der Folge wurde jeden Morgen nachgefragt, wann die Frau Gräfin den Wagen befehle. Um Schonung der Pferde willen brauchte ſie ſich nicht zu beſchränken, es waren drei Paar da, eigentlich nur für ſie, da Amwege, der täglich kam, faſt ausſchließlich ſein Auto benützte. Das Ausfahren war jetzt wirklich ein Vergnügen.

*

In Seiberskirchen war gewaltige Unruhe eingezogen. Antiquitätenhändler, Maler, Bildhauer gingen aus und ein, geheimnisvolle Laſtautos fuhren vor, um Möbel zu holen oder zu bringen. Der Dienerſchaftstrakt wurde zeitweilig in eine Art Kaſerne verwandelt, für Unterkunft und Verpflegung der Handwerker. Das ganze Schloß war eingerüſtet, in den verſchiedenen Rängen des Balkenwerks wimmelte es von Menſchen in weißen Kitteln, wiſchenden, kratzenden, ſchabenden und putzenden. Es ſah aus wie der Angriff auf eine feſte Burg, mit Leitern in allen Stockwerken gleichzeitig ins Werk geſetzt. Waſſereimer ſtiegen auf und ab, an den Mauern floſſen ſchmutzige Bäche hernieder, ein feiner Sprühregen ſpritzte nach allen Seiten. Durch einen hölzernen Vorbau war aber geſorgt, daß man nichts davon abbekam. Obgleich es nun auch ganz nach einem umfaſſenden Angriff auf die feſte Burg ausſah, Sinn hätte er freilich keinen gehabt, da der größte Teil der feindlichen Armee ſich bereits im Innern befand. Wenn man dieſe Menge Arbeitskräfte des Morgens antreten ſah, wurde einem erſt bewußt, wie unendlich viele Zimmer es im Schloſſe gab. Nur der Amalientrakt blieb ganz unberührt.

So ging es mehrere Monate lang. Anfangs war Agathe über die Anweſenheit ſo vieler fremder Leute recht erboſt. Allmählich aber gewöhnte ſie ſich daran, und als dann eines Tages die Gerüſte wegkamen und die Leute abzogen, übrigens durchweg mit jener Art vergnügter Geſichter, wie ſie eine unerwartet günſtige Entlohnung hervorruft, ſpürte ſie nicht einmal beſondere Erleichterung.

Bald danach ließ ſich Amwege melden und lud ſie zu einem gemeinſamen Rundgange ein. Sie war ſehr neugierig, und auch ein bißchen von der guten alten Kampfbereitſchaft erwachte wieder in ihr. Daß er nicht ſezeſſioniſtiſche Einrichtungsſtücke und öden Schieberprunk eingeſchleppt hatte, wußte ſie wohl. Aber auch den kleinſten Verſtoß gegen Pietät und Geſchmack würde ſie nicht ungeahndet hingehen laſſen.

An ſeiner Seite treppauf, treppab das ganze Schloß durchwandelnd, geriet ſie in namenloſes Erſtaunen. Wie war es menſchenmöglich, daß Hunderte von Leuten monatelang wie die Beſeſſenen hier herumhantiert hatten, daß mächtige Möbelfuhren gekommen und gegangen waren, und daß ſchließlich ſo gut wie keine erhebliche Veränderung entſtand? Auf den erſten Blick meinte man, es ſei überhaupt nichts geſchehen. Aber dem war eben doch nicht ſo. Denn ſo wie Seiberskirchen jetzt daſtand, ſo hatte es früher nicht in Wirklichkeit, ſondern, wenn ſie die Augen ſchloß, in ihrer Erinnerung und Vorſtellung ausgeſehen. Die Schäden, die Lücken, die nicht gutgemachten Zerſtörungen, in denen früher der Abſtand zu jenem vergleichsweiſen Idealbild gelegen war, die gab es nicht mehr. Jetzt meinte man, der Ferdinandustrakt, den Ferdinand Franconnay gegen Ende des 17. Jahrhunderts umgebaut hatte, die Räume in der Vorderfront, eine Schöpfung Balthaſar Gunzendorfs aus den Zeiten der Kaiſerin Maria Thereſia, und das, was in den ſüdöſtlichen Teilen des Schloſſes noch von den alten Seiberskirchnern und den Heunradls herrührte, aus dem Übergang von der Gotik zur Renaiſſance, das alles ſei vom erſten Augenblick an vor jeder mechaniſchen Unbill behütet und nur den ſtillen, ehrwürdigen Einwirkungen der Zeit überlaſſen geblieben. Denn, und das war das Merkwürdigſte an der Sache, trotz der gründlichen Erneuerung ſah Seiberskirchen alt aus, faſt älter, als bevor Amwege und ſeine Bande ſich darübergemacht hatten.

Wiederum, wie das erſtemal, begannen ſie mit dem Ahnenſaal. Die Geſichter auf den Bildern waren aus dem Dunkel der

Jahrhunderte hervorgebrochen, richteten ſich plaſtiſch und lebensvoll auf den Beſchauer, mit warmem, ſtarkem Blick. Jede Spur von dem Verbrechen der mißratenen Urenkel war getilgt, die Einäugigen hatten, wie durch ein Wunder, das fehlende Auge wiederbekommen.

„War das ein ſaures Stück Arbeit," meinte Herr Amwege. „Wußt's ja von Anfang an. Wollen Sie nur mal gefälligſt herſehen, Frau Gräfin!" Er öffnete einen mächtigen deutſchen Renaiſſanceſchrank, jenem zum Verwechſeln ähnlich, den Ottokar vor zwei Jahren an einen Münchner Antiquitätenhändler vergitſcht hatte, und wies auf einen ganzen Berg Ölſkizzen, lauter Geſichtsausſchnitte mit je einem Auge.

„Was, das haben Sie alles zur Probe machen laſſen?" entrang es ſich ihr.

Er ſuchte ein Stück heraus, lächelte in ſchlauer Befriedigung, ſtellte einen Stuhl auf die große Truhe, ſchwang ſich hinauf und hielt die Skizze vor das Geſicht des alten Franconnay, als wollte er ſie einſetzen.

„Bitte jetzt genau hinzuſehen, recht genau! Das da hätte Profeſſor Ziegelmaier tatſächlich hinaufpatzen wollen, der beſte Reſtaurator in Wien, Lehrer an der Akademie. Das iſt das Auge eines Menſchen von heute, Medizinalrates, Generaldirektors, Abgeordneten oder was Sie wollen, aber ſein Leben nicht das eines Mitgliedes des Hofkriegsrates aus der Zeit Wallenſteins. Sagen Sie ſelbſt, Frau Gräfin, wie kommt der würdige alte Herr dazu, ſich ſo was aufpfropfen zu laſſen? Eine Gemeinheit wär's geweſen."

Agathe konnte bei aller Aufmerkſamkeit die entſcheidende Nuance nicht herausfinden, aber das mit der Gemeinheit leuchtete ihr nichtsdeſtoweniger ein. „Haben S' ſchon recht g'habt, daß Sie dem Ziegelmaier, oder wie er halt heißt, ein biſſerl auf die Finger g'ſchaut haben," ſagte ſie in billigendem Tone.

Den Kamin im weißen Gartenſalon hatte Agathe wiederzuſehen erwartet. Zu ihrem Erſtaunen war aber auch der Roſenholzſchrank noch da, den ſie Amwege beim erſten Rundgange gezeigt und den er damals ſo abſchätzig beurteilt hatte. Sollte er ſich inzwiſchen eines beſſeren belehrt haben?

„Ah, den haben Sie alſo doch gelaſſen," bemerkte ſie mit leiſem Triumphe.

„Bitte um Verzeihung, das iſt nicht der nämliche. Das iſt ein guter, alter, den ich glücklicherweiſe aufgetrieben habe, nur ganz ähnlich. Er könnte beinahe das Vorbild geweſen ſein, nach dem der andere kopiert wurde. Franzöſiſche Provinzarbeit, wahrſcheinlich lothringiſche, aus den letzten Jahren Ludwigs XV. Der frühere iſt übrigens auch noch da, er ſteht nur in einem Magazinraum, falls etwa Frau Gräfin Wert auf ihn legen ſollten."

Allenthalben konnte Amwege Veränderungen nachweiſen, die offenbar um ſo mehr Sorgfalt erfordert hatten, als man ſie auf den erſten Blick gar nicht bemerkte. Jedenfalls hatte er das Vierteljahr ſeit dem Gutskauf weidlich ausgenützt, eine Unſumme von Arbeit und ein ganzes Vermögen hineingeſteckt.

Gegen ſein Vorgehen ließ ſich beim beſten Willen nichts einwenden. Es war geradezu das Gegenteil deſſen, was ſie gefürchtet hatte. Sie ſelbſt, Agathe Gunzendorf, hätte nicht mehr Liebe, nicht mehr Pietät für Seiberskirchen aufbringen können, nur daß es ihr an den nötigen Fonds mangelte und, wie ſie ſich ſagen mußte, wohl auch an dem nötigen Verſtändnis. Der moderne Geldmenſch, ſonſt Gegenſtand ihrer tiefſten Verachtung, flößte ihr mit einem Male Reſpekt ein. Daß man nicht nur einen Haufen Geld hatte, ſondern es auch ſo klug zu verwenden, ſich damit Wiſſenſchaft und Kunſt ſo dienſtbar zu machen verſtand, das gefiel ihr. Sie und ihresgleichen brachten es heutzutage, trotz aller perſönlichen Streitbarkeit, dem Laufe der Dinge gegenüber meiſt nur zu einer ziemlich unwirkſamen Proteſtſtellung.

Beim Auseinandergehen hatte Amwege einen Vorſchlag, der ihr eigentlich als die frechſte Zumutung erſcheinen mußte. Ob ſie nicht zeitweilig in die Gaſtzimmer überſiedeln wolle, damit auch der Amalientrakt ein wenig hergerichtet werden könne, ſelbſtverſtändlich ganz nach ihren Wünſchen und Angaben. Er perſönlich lege nicht den mindeſten Wert darauf, würde ſich auch nie herausnehmen, in ihre Domäne hinüberzugreifen. Es ſei lediglich ein Angebot und ſie möge ganz nach Belieben entſcheiden.

Die Gefühle des Widerſtandes und Ingrimms, die, ſeit Monaten in ihrer Seele parat, ſie wie durch den Druck auf den Taſter jeweils ſerienweiſe in ſich wachrufen konnte und für die feſte Formen des Ausdrucks in reicher Auswahl fertig waren: daß ihr dies gerade noch gefehlt habe, man ſich jenes nur nicht unterſtehen ſolle, ob man am Ende nicht wiſſe oder ob man etwa vergeſſen habe — dieſe zahlreichen, wohl vorbereiteten, ſcharfgehämmerten und blankgeſchliffenen Varianten für Trotz und Kampf ſtanden im Augenblick nicht zu ihrer Verfügung. Sie konnte ſich des Eindrucks nicht erwehren, daß man ihr etwas Gutes er-

weiſen, von anderen Verſäumtes nachholen und es nicht nur reichlich tun wollte, ſondern auch mit bemerkenswerter Tüchtigkeit.

„Ich dank' Ihnen vielmals," ſagte ſie, „das iſt aber wirklich ſehr nett von Ihnen," und empfand dabei das Staunen in ihrem Unterbewußtſein, daß es ihre eigene Stimme war, die dieſe Worte ſprach, als einen leichten Hauch von Unſicherheit.

Am nächſten Tage trugen Nepomuk, Kathi, die alte Roſalia und Tini, die leichtfertige Gans, ihre Habſeligkeiten in großen Körben nach den Gaſtzimmern hinüber. Am übernächſten hielt die neue Schloßherrſchaft ihren endgültigen Einzug.

*

Frau Amwege, geborene Cochemer, wirkte älter als ihr Mann, war ſichtlich leidend und zeigte ſich nie anders als auf einen Stock geſtützt am Arme einer Krankenſchweſter, Fräulein Margaret Dewiſch. So kam ſie, wenn das Wetter tadellos ſchön war, herab, um ſich in den Park zu ſetzen, ab und zu auch zu einer kleinen Ausfahrt im Auto oder in der Kutſche.

Agathe machte Bekanntſchaft und fand eine beſcheidene, wohlerzogene und gebildete Frau, die, im allgemeinen ſchweigſam und zurückhaltend, wenn ſie redete, recht vernünftige, etwas gemeinplätzige Sachen ſagte. Von der betulichen Lebendigkeit des Gatten, von der Federkraft der Anſichten und Neigungen und der Luſt, ſie in Tat umzuſetzen, die das Zuſammentreffen mit ihm ſtets anregend und unterhaltſam machten, war bei ihr keine Spur. Agathe fand Frau Amwege langweilig. Aber ſchließlich war die gute Frau ja nicht dazu da, ſie zu amüſieren. Beläſtigend war ſie durchaus nicht, vielmehr in ihrer farbloſen Art ebenſo rückſichtsvoll wie er in ſeiner bunten.

Einmal wurde ſie übrigens ſogar recht ſcharf. Fräulein Margaret Dewiſch, ichbewußt und überehrgeizig, neigte dazu, ihre Aufgabe als Krankenſchweſter zu einer geſchichtlichen Miſſion herauszuarbeiten, um derentwillen man alles andere ſchonungslos beiſeite ſchieben und, wenn nötig, über Leichen gehen mußte. So nahm ſie gelegentlich einmal keinen Anſtand, einen Gartenſtuhl, der ſonſt in Agathens Benützung ſtand, für Frau Amwege herbeizuholen. Da wies dieſe ſie zurecht, und zwar ſo nachdrücklich, daß die Schweſter drei Tage lang die Miene der Maria Stuart in der Gartenſzene zur Schau trug.

Amwege war gegen ſeine Frau überaus rückſichtsvoll und aufmerkſam. Er kam immer wieder zu ihr, wenn ſie im Garten ſaß, las ihr vor, ſpielte mit ihr Halma oder erzählte. Seine Zerſtreuung ſuchte er aber offenbar nicht bei ihr. Seine eigentliche Freude war die innere Ausſtattung des Schloſſes. Sonderbarerweiſe betrachtete er nämlich dieſe Ausſtattung, die Agathe nunmehr für ein Werk von ſeltener Vollendung gehalten hätte, als keineswegs abgeſchloſſen, für ihn war ſie kaum noch aus dem gröbſten heraus und tauſend Einzelheiten boten ihm weiterhin den willkommenen Anlaß zu Studien, Verſuchen und Ausgaben. Auch mit der Gruftkapelle befaßte er ſich.

Daß daraus nicht etwa eine Garage werden ſollte, deſſen war Agathe nun wohl ſicher. Und daß ein nur halbwegs ordentlicher Gutsherr etwas vorkehren mußte, unterlag auch keinem Zweifel. Überraſchend waren ihr nur die Probleme, die Amwege hier ſah. Für ernſte Furchen zwiſchen den Augenbrauen, für ein nachdenklich verkniffenes Geſicht und ſorgenvoll konzentrierte Blicke war ihres Erachtens hier kein Anlaß und in ihrer Vorſtellungswelt kein Raum.

Herr Amwege aber mit dem hervorragenden Talente, in ſein Leben, das ſich ſo leicht und reibungslos abwickelte, allerhand Widerſtände einzuſchalten, zerbrach ſich den Kopf, als gälte es das Perpetuum mobile oder mindeſtens das elektriſche Fernſehen zu erfinden. Tagelang ſchnüffelte er mit zergrämter Miene an der Gruftkapelle herum, wobei die ernſten Schäden, die ſie ſeit langem mit Bekümmernis bemerkt hatte, der furchtbare Riß in der Weſtmauer, die Lockerung der Grabplatten, die unheimliche einſeitige Senkung des Bodens ihn nicht im geringſten anfochten. Es mußten ganz andere Fragen ſein, auf die ein normaler Menſch zeit ſeines Lebens nicht gekommen wäre, und über die er verzweifelt ſpintiſierte.

Endlich trat er vor Agathe, wunderbare Befreiung über Stirn und Augen, ein Lächeln von olympiſcher Heiterkeit um die Lippen. Das Problem war gelöſt. Und ſie kriegte einen langen Vortrag darüber.

Die Fundamente ſtammten aus älteſter, wahrſcheinlich vorromaniſcher Zeit. Der Aufbau in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt war gotiſch, ſo auch die Fenſterausſchnitte, das Portal hingegen, ſowie ein Teil der Gruftplatten aus der Renaiſſance und die Inneneinrichtung barock. Auf welche Zeit ſollte man nun zurückreſtaurieren? Peinvoll, ſich ſchon im voraus unter den Gewiſſensbiſſen eines vielleicht nicht wieder gutzumachenden Fehlgriffes windend, hatte er darüber nachgegrübelt. Nun aber wußte er es. Er begriff gar nicht mehr, wie es überhaupt hatte einen Zweifel geben können.

„Na, also," meinte Agathe ohne besondere Rührung.

Herr Amwege kam immer mehr in die Hitze. Seine Stimme erhob sich, er kämpfte mit bösartigen Gegnern, die nirgends zu sehen waren, seine Rechte fuchtelte bedrohlich. „Die Kapelle ist ein Produkt der Geschichte, Frau Gräfin, der Geschichte! Vier Epochen haben daran gearbeitet und geschaffen, sie sind gleichberechtigt, vollkommen gleichberechtigt. Alles muß bleiben, wie's ist."

Agathe war ganz einverstanden. Sie wünschte nur, die Kapelle solle nicht zusammenfallen und kein wesentlich anderes Aussehen bekommen als früher. Insgeheim aber mußte sie sich sagen, wenn sie selbst die Restaurierung veranlaßt hätte, ohne viel Kopfzerbrechen und mit der schlichten Absicht, einfach die Schäden auszubessern, wäre ungefähr das nämliche herausgekommen wie bei Herrn Amwege nach soviel Studium und Seelenpein.

Die Arbeiten gingen rasch vonstatten. In ein paar Wochen stand die Kapelle gesund und sauber da, und durchaus nicht blitzneu, sondern mit ihrem angestammten Ansehen und ihrer ehrwürdigen Patina. Agathe ging jetzt gerne hinüber, mit dem alten französischen Gebetbuche, das sie zur Firmung bekommen hatte, verrichtete eine kleine Andacht und blieb dann versonnen ganze Stunden lang in einem der alten Kirchenstühle. Da lagen unter den grauen Marmorfliesen all die alten Seiberskirchner, Heunradls, Franconnays und Gunzendorfs, und sie selbst saß dazwischen, ihnen verbunden durch eine innige Gemeinschaft der Überlieferung, sich eigentlich nur dadurch von ihnen unterscheidend, daß die anderen längst den ewigen Schlaf schliefen und sie zufällig noch unter den Lebenden weilte. Aber dieser Umstand fiel nicht allzu schwer ins Gewicht und war jedenfalls ziemlich vorübergehender Natur, eine Sache von zehn, zwanzig, äußerstenfalls fünfundzwanzig Jahren. Wohl fühlte sie sich gesund und bei Kräften wie immer, aber auch die sprichwörtliche Langlebigkeit der früheren Gunzendorfs hatte schließlich jedesmal ein Ende gefunden, und so würde auch sie nicht gegen allen Brauch und Sitte ewig im Lichte wandeln. Dann aber winkte ihr hier ein stilles Plätzchen zwischen Timotheus und seiner Gattin Cordula und Klemens mit seiner Eleonora, zwischen denen gerade noch Raum war. Hieroben, unter den Überlebenden, würde dabei nicht viel Aufhebens sein. Dafür mochte sie sich bei den Alten da unten des allerbesten Empfanges versehen, denn zu denen hatte sie zeit ihres Lebens treu gehalten. So würde sie als würdige und geachtete Gruftgenossin zu ihnen eingehen und damit die Periode der adeligen Schloßherrschaften von Seiberskirchen ihr allerletztes Ende gefunden haben. Das bürgerliche Zeitalter ließ sich übrigens gar nicht schlecht an. Amwege zeigte in verheißungsvoller Weise Eigenschaften eines richtigen Gutsherrn, Seiberskirchen hatte aufs neue Widerstandskraft bekommen, mindestens für hundert Jahre, auch die Nachfolger würden ja hoffentlich nicht gleich aus der Art schlagen.

*

Manchmal wunderte sich Agathe, daß sie jetzt viel lieber in der Gruftkapelle verweilte als früher. Ihre Existenz war doch unzweifelhaft angenehmer und besser geworden, der Druck der Armut, die Vernachlässigung des Schlosses lasteten nicht mehr auf ihr, sie brauchte nichts mehr von dem zu missen, was in ihren Augen von jeher Behagen und Würde des Daseins ausmachte. So wäre es natürlich gewesen, vor den Schatten des Todes zu fliehen und sich mit zäher Lust an das wieder wertvoll gewordene Leben zu klammern. Und statt dessen zog es sie gerade jetzt mächtig an die Stätte ihrer künftigen Ruhe. Einst hätte sie sich vor denen da unten ihrer Ohnmacht geschämt, daß sie nicht vermocht hatte, den Niedergang der Herrschaft, ja nicht einmal den Verfall der Gruftkapelle aufzuhalten, dieser so solid angelegten letzten Zufluchtstätte ihrer Vorgänger. Jetzt aber mochte sie unbedrückt unter ihnen weilen, als Lebende wie im Tode. Sie konnte mit der tröstlichen Botschaft unter sie treten, daß oben endlich wieder alles in Ordnung sei.

Einmal fiel ihr vor einer der Gruftplatten ein prächtiges Blumengewinde auf. Sie betrachtete ein paar riesenhafte, schwärzlichrote Rosen durch das Lorgnon und dabei blieb ihr Blick an dem Datum der Inschrift haften: 17. 9. 1712. Hier ruhte, an der Seite der ihm im Tode vorangegangenen Gattin Cordula Timotheus Franconnay, „nobilis origine ac virtute, sapientia non minus resplendens quam gloria militari, uxorem antea decessam, morte tamen ab eo non separatam, septuagesimo vitae suae anno consecutus". Am 17. September 1712 war der alte Feldhauptmann gestorben, der sich zuerst in den Türkenkriegen mit Ruhm bedeckt und dann der Wissenschaft gelebt hatte, insbesondere, wie es hieß, der Alchimie. Und heute war der 17. September. Sollte das Zufall sein oder Absicht?

Agathe eilte ins Schloß. Nepomuk konnte

Beſcheid ſagen. Es hatte nämlich Frau Amwege ſchon vor mehreren Tagen beim Gärtner für den 17. beſonders ſchöne Blumen angeſchafft, und da dieſer nicht genug vorrätig hatte, die ſchwarzen Roſen eigens aus Wien kommen laſſen. ‚Zum Kuckuck,‘ ſagte ſie ſich, ‚wir haben uns doch auch eingebildet, ein biſſerl was auf Pietät zu halten. Aber gegen die da waren wir die reinen Schuſterbuben.‘

Trotz der bündigen Verſicherung Nepomuks kam ihr die Geſchichte ſpaniſch vor. Und bei der nächſten Begegnung mit Amwege führte ſie das Geſpräch darauf.

Er hatte einen bronzenen Klinkengriff in der Hand, eine Seejungfrau darſtellend. Eben war das Stück von einem Münchner Antiquitätenhändler eingetroffen, und er konnte ſeine Aufmerkſamkeit kaum davon abwenden. „Ach, die Blumen,“ meinte er, ſich ſichtlich Gewalt antuend und immer noch mit einem heimlichen Blick auf ſeine Seejungfrau, „das veranlaßte Annemarie. Heute iſt doch der 17. September, freilich, der Todestag — warten Sie nur — ganz recht, des Feldhauptmanns Timotheus Freiherrn von Franconnay. Annemarie legte ſich ein kleines Regiſter an, ganz praktiſch, ſo wie man's im Geſchäft für die verſchiedenen Zahlungstermine hat.“

„Und da werden Sie jetzt an jedem Todestage . . .?“

„Freilich,“ erwiderte Amwege ſehr gleichmütig. „Annemarie nahm ſich's vor und 's gehört ſich auch, meiner Meinung nach. Die alten Gutsherren haben doch wohl Anſpruch drauf. Bedenken Sie bloß einmal, Frau Gräfin, ſie hielten Schloß und Herrſchaft inſtand, übergaben ſie verſchönert ihren Nachfolgern, errichteten die Gruftkapelle, ließen ſorgfältig und in leſerlicher Schrift ihr Todesdatum auf den Marmorplatten verzeichnen. Was ſoll denn eins noch tun, damit ſein Andenken in Ehren gehalten wird? Man vergißt überhaupt nur zu leicht, was jene Leute leiſteten. Vor ſiebenhundert Jahren oder etwas länger war hier noch Ödland. Um da eine geordnete Wirtſchaft aufzubauen, brauchte es harte Kämpfe gegen die Natur und gegen feindliche Menſchen. Man mußte Leute anſiedeln in der Einſamkeit, ſie führen, damit ſie was Rechtes ſchufen, ſie ſchützen, damit die Früchte ihrer Arbeit nicht geraubt würden. Vergeſſen Sie das bloß nicht, Frau Gräfin! Heute eine Herrſchaft kaufen, das kann jeder Eſel, jeder Schwächling.“

Agathe lächelte ungläubig.

„Ich ſage Ihnen,“ fuhr Amwege eifrig fort, „der größte Idiot bringt's fertig. Aber um aus einer Wüſtenei eine ſolche Stätte der Wohlfahrt und Kultur zu machen, um ein ſolches Gut zu ſchaffen, es zu behaupten gegen die Gier der Nachbarn, in den Kriegsſtürmen, den Kämpfen der Gegenreformation, in all den Fährlichkeiten und Wechſelfällen der alten Zeiten, gegen die eine heutige Wirtſchaftskriſe oder ein Börſenkrach das harmloſeſte Kinderſpiel iſt, dazu brauchte es Mordskerle. Ich, wie Sie mich da ſehen, Frau Gräfin, daß ich ſo 'ne Herrſchaft kaufe, dazu langt es. Aber wenn man mich vor ſechshundert Jahren hierhergeſetzt hätte in die Wüſte, die's damals war, wiſſen Sie wohl, was mit mir geſchehen wäre? Verhungert wäre ich, glatt verhungert. Und vor dreihundert Jahren, da iſt es fraglich, ob ich mich behauptet hätte. Wahrſcheinlich wäre ich vertrieben worden.“

„Es iſt ſchön von Ihnen, daß Sie die Leiſtungen Ihrer Vorgänger ſo anerkennen,“ bemerkte Agathe. „Aber ſagen Sie mir, haben Sie zum Beiſpiel von den Raubrittern auch eine ſo gute Meinung?“

„Die Raubritter? Hm, die Raubritter? Das iſt eine Sache für ſich. Aber es will mir ſcheinen: Wir Heutigen haben gar keinen Grund, die Naſe zu rümpfen vom Standpunkte der Moral, die ſich im Zeitalter der fixen Gehälter, ſozialen Einrichtungen, Bankzinſen und Dividenden ſo bequem wahren läßt. Am wenigſten aber ſteht es dem Nachfolger auf der Scholle an.“

Das Geſpräch, in dem manches Agathe überraſcht hatte, kam dann zu einem ſie geradezu verblüffenden Abſchluſſe. Amwege fragte ſie nämlich, ob ſie nicht Luſt hätte, gelegentlich mit ihm auszureiten. Zwei ſeiner Pferde ſeien unter dem Damenſattel gegangen, und ſo dürfe er ſie getroſt anbieten, für ihn aber wäre es eine große Freude. Die arme Annemarie könne ja nicht einmal ordentlich gehn, und ſo müſſe er allein hinaus oder mit dem Reitknechte.

Agathe war betroffen. Sich zu Pferde begleiten zu laſſen, hatte ſie ſtets als beſonderen Beweis ihrer Huld betrachtet, den ſie nur den Erleſenſten angedeihen ließ. Ein paar Leuten, die ihr in der Jugend nicht übel gefielen und die dann die ehrgeizigen Eltern doch nicht gut genug fanden. Im übrigen aber, wenn zarte Empfindungen nicht mitſpielten, nur Perſönlichkeiten, die geſellſchaftlich und ſportlich ganz erſte Klaſſe waren. Auf fremde Pferde aber war ſie, außer um ſie zu probieren, nur geſtiegen, wenn ſie irgendwo zu Gaſt weilte. Jetzt, auf ihre alten Tage, ſollte ſie ſich von

Herrn Ammwege einen Gaul borgen laſſen und mit ihm ausreiten? Sie ſagte nicht mehr: mit dem Eindringling, dem Protzen, dem Kirchenſchänder. Sie ſagte nur: mit Herrn Ammwege. Aber ſchließlich war er doch aus einer ganz anderen Sphäre, war eben derjenige, der ihr den ererbten Boden unter den Füßen weggezogen hatte und von dem außerhalb des Rahmens ihrer verbrieften Anſprüche Annehmlichkeiten zu akzeptieren ihr nicht paſſen konnte. Doch ihre Luſt war ſo unbändig, trotz der Gewißheit tüchtiger Reitſchmerzen nach ſo langer Pauſe, daß ſie kurzerhand einſchlug.

Ammwege war ſichtlich hocherfreut und beantragte neun Uhr nächſten Tages.

*

Reitkleider und Stiefel hatten die letzten Blutpferde in Seiberskirchen überdauert und waren ohne weiteres zu verwenden, ein Hut gleichfalls vorhanden. Freilich als ſie das alles am nächſten Morgen anlegte, mußte ſie ſich ſagen, daß damit eine längſt abgetane Zeit plötzlich wieder aus dem Kaſten geſtiegen ſei. Und die Leute, die ihr begegneten, würden ſich den unmodiſchen Aufzug kaum anders erklären können, als daß die gute Gräfin offenbar vor zwanzig Jahren ausgeritten ſei und eben jetzt nach Hauſe komme. Aber das verſchlug ihr nichts, und ſie tat ſich mit Sorgfalt an, ja nicht ohne etwas Koketterie.

Unten wartete Ammwege. Gegen die Pferde ließ ſich ebenſowenig einwenden, als gegen Sattelzeug und Zäumung. Das war alles tipp topp. Und Herr Ammwege im graubraunen Anzug auch ganz gut, höchſtens, wenn man boshaft ſein wollte, mit ſeiner Brille ein klein wenig berittener Naturforſcher. Dabei zeigte er ſich gar nicht ungewandt und, was ihr beſonders lieb war, ohne Furcht vor den Tieren. Ein exzellenter Reiter mußte er ja nicht ſein, aber ängſtlich, das hätte er nicht ſein dürfen, da wäre alle Stimmung beim Teufel.

Erſt ging es im Schritt und kurzen Trab am Rande der Landſtraße, und dann bogen ſie, von dem Groisbacher Meierhofe, auf die Hutweide ab, die ſich ein paar Kilometer bis gegen die Au des Groisbaches ausdehnte. Ach, wieder ein Galopp! Ein Seufzer entrang ſich ihrer Bruſt. Jetzt hörte ſie endlich wieder den leiſen, kräftigen Dreiklang der Hufe auf dem weichen Boden, das treuherzige Schnauben der Pferde, jetzt ſaß ſie wirklich wieder auf der himmliſchen Hutſche, ſpürte den würzigen Hauch der ſich langſam feuchtenden Tierhaut, ſah die kurze Mähne ſich leicht regen, die Haare immer glänzender werden in der Sonne, ſpürte an ihrer Wange das herbe Schmeicheln der ſcharf durchſchnittenen Luft. Tote Seligkeiten wurden warm in ihrem Herzen, und aus ihrem bewegten Blute ſtieg die uralte arabiſche Weisheit, die ſie auf hundert Rennpreiſen geleſen hatte, wohlig auf: alles Glück dieſer Erde ſei auf dem Rücken der Pferde. Was lag ſchließlich daran, daß man alt war und arm, von der Welt verlaſſen und vergeſſen, nicht viel anders als eine der Einlegerinnen im Dorfe, wenn man nur noch die Kraft hatte, da oben zu ſitzen, und unter ſich ſolch ein liebes, prächtiges Tier, gehorſam, willig und ſtark, mochte es ſelbſt demjenigen gehören, der einem alles weggenommen und ſich keck auf die Stätte der Väter geſetzt hatte! Eine Wonne, wie ſie ſie nie ſtärker empfunden hatte, kam über ſie, ein ſüßer Lebenshunger, der jeweils aus der Sättigung neue Kraft des Begehrens ſchöpfte.

„Der Fuchs iſt fabelhaft," ſtieß ſie nach einer Weile hervor, und vom Eiſenſchimmel zur Rechten kam es hocherfreut herüber: „Nicht wahr, er iſt nicht übel? Aus einem oſtelbiſchen Geſtüte mit viel engliſchem Blut, und trotzdem ſind noch die geſamten Qualitäten des alten preußiſchen Jagdpferdes darin, wie man's im achtzehnten Jahrhundert für die Hirſch- und Sauhatze zog. Ich halte den Fuchs für beſſer als meinen Irländer da, obgleich der auch ein ganz brauchbares Vieh iſt."

Die Pferde waren von langem Atem. Spielend wurde die Strecke bis zum Bach zurückgelegt, mit dem angenehmen Gefühl im Reiter, daß er aus ſchier unerſchöpflichen Kraftquellen hier zehre. Von einem Feldſtreifen ſchob ſich ihnen ein Dampfpflug entgegen, rauchend, pfeifend, krachend, ein wahres Ungetüm in Gottes ebenmäßiger Natur. Langſam ſchob er ſich ihnen entgegen, wie ein fürchterlicher Lurch auf unſichtbar kleinen Füßen, immerzu pruſtete er ſchwarze, ſtinkende Wolken aus, immerzu knatterte und raſſelte es in den eiſernen Gliedmaßen der rieſenhaften Mißgeſtalt. Ammweges Eiſenſchimmel ließ ſich nichts anfechten; mit ſchlappen Ohren, die breiten Hufe in raumgreifenden faulen Schritten voreinanderſetzend, ging er an dem Monſtrum vorbei. Ihr Pferd aber nahm es auf, Gott ſei Dank! Sie ſpürte die Muskeln ſich unter dem Sattel ſchlangenhaft winden, ſah, wie die Ohren ſich ſpitzten. Das Tier prallte auf vorgeſtreckten Beinen zurück, grunzte wie ein Schwein, und da ſie es vorwärtstrieb, lançadierte es mit bockenden Sprüngen auf dem Flecke. Agathe blickte

auf Amwege. Er war ganz unbesorgt, mutete ihr offenbar die nötige Tüchtigkeit zu. In kurzem hatte das Tier zu Vertrauen und Gehorsam gegenüber dem Menschen zurückgefunden, dem man sich unterwerfen muß, der es dafür aber auch vor Gefahr schützt. Ja, reiten, das konnte sie noch, trotz der langen, trübseligen Zwischenzeit.

Dann kam der zweite, ausgiebige Galopp zur Groisbacher Mühle. Roß und Reiter waren warm geworden. Heim ging es im Schritt durch die Au, längs des Baches, über dem kühle Luft strich. Er bot ihr Zigaretten an, sie plauderten vergnügt unterwegs vom Ritt, von den Pferden, von allem möglichen. Agathe wurde in der Wohligkeit ihres Behagens milde und teilnahmvoll.

„Ich möcht' Sie gern was fragen, Herr Amwege."

„Nur zu, Frau Gräfin!"

„Wissen Sie, wenn unsereins an der Vergangenheit hängt, so ist das ganz natürlich. Unsereins hat's halt früher besser gehabt, mehr gegolten, mehr besessen an Rechten, Macht und Glanz. Aber Sie, lieber Herr Amwege, was brauchen Sie eigentlich die Vergangenheit? Ihnen bietet ja die Gegenwart viel mehr, und tüchtig genug, daß Sie sich die Zukunft womöglich noch schöner einrichten, sind Sie auch."

Amwege machte einen langen Zug an seiner Zigarette. Und dann verging noch eine Weile, ehe er antwortete: „Erstens bin ich durchaus nicht so tüchtig, wie Sie glauben. Aber dazu müßte ich Ihnen meine ganze Lebensgeschichte erzählen. Und zweitens . . . aber dazu müßte ich sie Ihnen erst recht erzählen."

„Da werd' ich doch drum bitten müssen. Jetzt wollen Sie auf einmal nicht tüchtig sein. Was heißt denn das? Woher haben Sie denn dann Ihr vieles Geld, zum Kuckuck hinein?"

„Ich finde es auch recht merkwürdig, daß ich Geld habe. Aber soviel kann ich ruhig sagen: meine Tüchtigkeit ist nicht schuld daran. Wie Sie mich hier sehen, Frau Gräfin, bin ich ein Findelkind. Ich wurde durch die Fürsorge einer Gemeinde im Rheinland aufgezogen. Da ich ein ganz gutartiger, fleißiger Junge war, fanden sich Wohltäter, die mich studieren ließen, und ich sollte Gymnasiallehrer werden. Was gewiß eine recht stolze Laufbahn gewesen wäre für einen, den man neben der Chaussee aufgelesen hatte. Um mir Taschengeld zu verschaffen, gab ich während der Ferialzeit Unterricht im Hause des Herrn Cochemer, bei seinen Kindern Joachim und Annemarie. Das war ein ungewöhnlicher Mensch, der Herr Cochemer. Vom einfachen Gesellen hatte er es zum Besitzer einer kleinen mechanischen Weberei gebracht. Tüchtig war er, aber etwas anderes auch noch, und das war das Entscheidende: er hatte einen unbezwinglichen Drang, Geld zu schaffen. Um das Geld war es ihm dabei gar nicht zu tun, nur ums Schaffen. Als ich mit den Studien fertig war, heiratete ich seine Annemarie und kam ins Geschäft, um die Schreibereien zu besorgen. Dazu brauchte man damals schon einen eigenen Menschen, denn das Unternehmen war inzwischen größer geworden. Und nun kam es in ein geradezu unheimliches Wachstum. Was mein Schwiegervater verdiente, das wurde alles wieder drin angelegt, aufs zweckmäßigste, nutzbringendste. Und die Leute, die ihn an der Arbeit sahen, drängten ihm förmlich ihr Geld auf. Er konnte es immer wieder mit Zinsen und Zinseszinsen zurückzahlen, und dabei verblieb ihm soviel, daß er reicher und reicher wurde. Gescheit, was man eben im allgemeinen so zu nennen pflegt, das war er gar nicht einmal. Seine Gespräche waren dürftig, und Gedanken bekam man von ihm nicht oft zu hören. Aber er besaß eine wunderbare Treffsicherheit im Handeln. Auf einem Pferdemarkt hatte er auf eins zwei das beste, brauchbarste Tier heraus, auch wenn das Ansehen dagegen sprach. Wenn man im Schlüsselschrank suchte, er griff sogleich nach dem rechten, und im Wetter irrte er sich nie, sofern's nämlich drauf ankam, denn sonst dachte er nicht einmal drüber nach. Und wie im Kleinen, so auch im Großen, Riesenhaften. Seine Arbeit hatte gut ins Ungemessene, ins schier Unüberblickbare zu wachsen, er stürmte mit ihr im gleichen, rasenden Tempo weiter und in voller Sicherheit, fast ohne Rückschläge. Das riß auch die anderen mit. Ich selbst wurde äußerlich so ein wilder Arbeitsmensch, dabei war ich doch immer nur seine Marionette. Kurzum, als Vater Cochemer starb, da war er an der Spitze eines gewaltigen Textilkonzerns, der in einer Unzahl Fabriken nicht nur alle Stadien der Produktion erledigte, sondern sich auch seine Hilfsmittel selbst erzeugte, von den Spezialmaschinen bis zu den Spulen und Emballagen. Jetzt leitet Joachim, mein Schwager, das Ganze, und da ist es nur billig und gerecht, daß er mehr kriegt als wir. Aber für Annemarie und mich fällt noch immer genug ab, obwohl ich bloß nur zweiter stellvertretender Vorsitzender bin und jetzt einfach gar nichts mehr leiste. Die Sache ist so gut fundiert und so richtig auf-

Mantelpavian. Aufnahme von Renger-Patzsch

gebaut, daß man sie nur ruhig und solid weiterzuführen braucht, um von Jahr zu Jahr die gleichen oder sogar höhere Einkünfte zu haben."

„Hören Sie," rief Agathe, „jetzt versteh' ich Sie aber schon gar nicht mehr. Und im Grund genommen sind Sie, daß Sie's nur wissen, ein schrecklich undankbarer Mensch, Herr Amwege. Ich an Ihrer Stell', wo die Gegenwart und die Zukunft für Sie so geradezu brillant ist, ich möcht' mich um die Vergangenheit, um den alten Kram und so weiter einen blauen Teufel kümmern, kreuzfidel, mit Begeisterung tät' ich in der neuen Zeit herumplätschern, und alles andere wär' mir total Wurst."

Er schüttelte den Kopf. „Die Welt, die ich Ihnen vor Augen führte, ist Ihnen fremd, und Sie sehen sie bloß von außen an. Sie spüren noch nicht, was ihre eigentliche Signatur ist, ihre innere Formel."

„Innere Formel, papperlapapp! Ein großer Herr sind Sie, Geld haben Sie wie Heu, Macht haben Sie und Bildung und Geschmack auch, um das Leben in der schönsten Weise zu genießen. Möcht' wirklich wissen, was einem dabei noch fehlen könnt'."

„Was dabei noch fehlt?" Er wiederholte jedes Wort einzeln, mit starker Betonung. „Nichts, oder eine Kleinigkeit, oder alles. Sie werden gleich sehen. Betrachten Sie bloß einmal den Namen, den man mir gegeben hat! Ist das überhaupt ein menschlicher Name? Gewiß können nicht alle Leute gleich Gunzendorf heißen. Müller oder Huber tut's auch. Das ist menschlich. Das deutet auf die Mühle oder Hube, die Stätte, wo die Vorfahren gelebt und gewirkt haben. Da ist schon der Zusammenhang von Geschlecht zu Geschlecht. Aber der Chausseerain ist keine solche Stätte. Und Amwege ist ein Name für einen Strauch oder einen Stein, aber nicht für einen Menschen. Es ist doch wohl das Mindestmaß an Überlieferung, daß einer überhaupt Eltern gehabt hat. Und bei mir läßt sich nicht einmal das nachweisen, obgleich es ja vielleicht recht wahrscheinlich ist. Die Gemeinde, die mich versorgte, die Wohltäter, die für mein Studium aufkamen, haben Anspruch auf meinen treuen Dank. Aber wie sollte ich mit ihnen verwachsen? Mit einer Behörde? Mit Leuten, die zweimal im Jahre die Zeugnisse ansahen, ehe sie das Geld abschickten? Und nun kam ich ins Haus des künftigen Schwiegervaters. Webergesellen haben meist keine Geschichte, und Cochemer hatte schon gar keine. Die Familie wohnte damals in ein paar Räumen an der Werkstatt, mit der Einrichtung einer Wachstube. Später kam eine kleine Villa, und der Luxus darin war nicht anders als im Wartezimmer eines Zahnarztes. Zum Schlusse baute Vater Cochemer dann ein riesenhaftes Wohnhaus, Palast, Burg, Krematorium, ich weiß nicht, wie man es nennen soll. Drinnen starrt alles von zeitgenössischem Prunk, ein wahres Paradies für reichgewordene Hottentotten oder Australneger. Das Ganze ist so prächtig, daß die Leute von weither kommen, um es staunend anzugloßen, und so ekelhaft, daß es niemand drin aushält, weder wir zwei, noch mein Schwager. Selbst der junge Herr von Trothenapp, Joachims Tochtermann, der doch Order parieren muß, drückt sich, bleibt zehn Monate des Jahres im Jagdhaus und gondelt von dort hin und her. Mein Schwiegervater bestellte bei Bildhauern und Malern Kunstwerke für sein Geld und nach seinem Auftrag, seine Frau den Lurleifelsen, einen Lieblingshund. Er kaufte jedes neue gute Buch und ließ es einbinden wie ein Missale. Was gebaut, geschnitzt, gebosselt wurde, das hatte er vorher im Entwurfe genehmigt. Sehen Sie, das ist's! Die Dinge, die uns umgaben, erst arm, dann reich, dann überreich, die waren allesamt jünger als wir, die hatten wir alle selbst geschaffen. Wie trieben sie herrisch vor uns her, und dann warfen wir sie aus der Bahn, um Neues an ihrer Stelle erstehen zu lassen. Solche Dinge sind schmeichelhaft für die Eitelkeit und vielleicht aneifernd für die Tatkraft. Aber auferbaulich, das können sie nicht sein. Darf die Kreatur wagen, den Schöpfer zu belehren, und wenn sie es wagte, hat sie ihm denn was zu sagen? In selbstgeschaffenen Dingen liegt nichts, was sittlich läutert, was innerlich vermenschlicht, und liegt — vor allem, Frau Gräfin — nichts Tröstliches. Von uns selbst erzeugt, teilen sie unsere eigene Vergänglichkeit. Aber die alten Stücke, insbesondere wenn sie schön sind und edel, die sprechen zu uns. Die Überlieferung, Gräfin, ruht gar nicht in den Menschen, sondern in den Dingen, und jene können sie nur von diesen erfahren. Großmutters Perlbeutel und Stammbuch machen die gute bürgerliche Familie, alte Porträts und Waffen die feudale. Sind die Dinge weg, dann kommt auch die Tradition ins Wanken. Wäre Ihr Neffe immer hier geblieben, im alten Schloß, zwischen all den Wahrzeichen stolzer Vergangenheit, er hätte vielleicht auf Tod und Leben gekämpft, um das Gut zu halten, und es nicht losgeschlagen für das lumpige bißchen Geld, das er in ein paar Jahren verjubelt haben wird wie der Nächstbeste."

„Da können S' schon recht haben," sagte Agathe sehr ernsthaft.

„Doch dies nur nebenbei. Und überdies mit der Bitte um Entschuldigung. Ich wollte mich ja nicht in Ihre Angelegenheiten einmengen, sondern nur meinen Fall auseinandersetzen. Jetzt werden Sie auch begreifen, was ich mit der Signatur der Welt um uns Erben Vater Cochemers herum meine. Sie können, Frau Gräfin, diese ganze Fülle von gewiß höchst nützlichen und wertvollen Dingen überhaupt nicht in eine positive Formel zusammenfassen, sondern nur in eine negative. Gar kein wahres inneres Band verknüpft sie, es ist kein Geist, keine Seele ist in ihnen. Aber eins ist ihnen gemeinsam, eines beherrscht sie allesamt, durchdringt sie bis ins letzte: absolute Überlieferungslosigkeit."

Agathe sah ihn nachdenklich an. Und da er spürte, sie wolle etwas sagen, machte er geduldig eine Pause. „No ja," meinte sie nach einer kleinen Weile. „Das ist alles gut und schön. Aber das kommt doch nur davon, oder Sie empfinden's wenigstens nur so, weil Sie halt keine Kinder haben."

„Richtig. Annemarie und ich haben keine Kinder. Angenommen, wir hätten, wäre es dann anders? Glauben Sie, diese Umwelt würde für unsere Kinder Gemütswert und Weihe erhalten? Müßten wir die armen Würmer nicht erlösen von diesem wurzellosen Vorwärtshasten? Sie wären doch genau dort, wo wir selbst sind. Annemarie ist leider Gottes kränklich, sogar recht elend, und ich bin zwar gesund, aber durchaus nicht mehr jung. Es hilft nichts, man kommt auf einen höchst leidigen Aussterbe-Etat. Und so begannen wir zu sammeln, wie es die meisten wohlhabenden Leute schließlich einmal tun, ohne uns viel dabei zu denken. Da ging uns der Knopf auf. Der Blick auf die Fabriksanlagen, der gab uns nichts, aber der auf ein altes Bild, das Architektur und Leben einer friedsamen Stadt darstellt, mit dem Nachtwächter, den Marktleuten, den Bürgern in ihrer treuherzig bunten Gewandung, das war anheimelnd und trostvoll. Und ähnlich ging's uns mit dem alten Betschemel, auf dem so viele Geschlechter in Andacht gekniet, mit dem gotischen Schrein, in dem sie ihre Kostbarkeiten aufbewahrt hatten. So ferne sie uns auch stehen, wir haben ihr Vermächtnis. Und jedes Stück, das wir ins Haus brachten, schlug uns ein Band in die Vorzeit."

„Wird schon sein. Aber dazu haben Sie ja nicht Seiberskirchen gebraucht. Hätten sich ja einfach das gewisse pompöse Landhaus alt einrichten können."

„Nein, nein, Frau Gräfin, auf diese Weise kommt bestenfalls ein Museum heraus. Überlieferung läßt sich nicht improvisieren. Man muß mitten 'rein, dort, wo sie bodenständig ist. Der geschickteste Sammler kann die Geschichte nicht ersetzen. Zufällig hörten wir nun von Seiberskirchen. Nach Bildern und Beschreibungen lockte es uns an, wir fuhren im Auto vorbei und hatten einen ausgezeichneten Eindruck. Gewiß gibt's hervorragendere Schlösser, solche zumal, die den Charakter einer frühen Zeit strenger, reiner bewahrt haben. Aber Seiberskirchen, sehen Sie, das war nicht irgend einmal vor fünfhundert Jahren erstarrt, das hatte fortgelebt von den Babenbergern bis in unsere Tage, da war die Kette der Tradition völlig geschlossen."

„Und Sie kauften es ohne Besichtigung?"

„Das Geschäftliche war genau geprüft, und sonst, da wollten wir's uns gar nicht erst ansehen. Das mag kindisch gewesen sein. Indessen, ein bißchen Überraschung sollte es auch geben dabei. Erst alles begucken, abschätzen und abwägen, dabei geht aller Schmelz durch die Lappen."

„Das ist aber doch mehr sentimental, hören Sie, als praktisch. Auf die Art kommt's zu den grandiosesten Enttäuschungen. Und ist auch natürlich gekommen."

Amwege schüttelte den Kopf. „Nicht zur kleinsten. Was uns im Augenblick auch vielleicht als solche anmutete, von dem stellte sich dann jedesmal heraus, daß es gerade so sein müßte."

Sie lächelte. „Zum Beispiel die alte Gräfin, die einem auf dem Hals sitzt. Sterben will sie nicht, und lebendig bringt man sie auch nicht hinaus."

„Da konnte es niemals eine Enttäuschung geben, denn das war von vornherein bekannt. Sie hielten sich übrigens mit Ihren Ansprüchen jederzeit innerhalb der Grenzen, Frau Gräfin, bis zu denen wir zu leisten verpflichtet sind. Aber das ist noch gar nicht die Hauptsache. Denn, ganz abgesehen von den hocherfreulichen Beziehungen, in die wir mit Ihnen zu treten die Ehre hatten, Sie gehörten dazu. Ja, ja. Es ist sehr schön, daß jemand mit uns ist, der die frühere Zeit von Seiberskirchen darstellt. Das erleichtert die Einfühlung, das schließt den magischen Kreis. Ihr Neffe hat seinen Vorteil nicht verstanden, sonst hätte er, aus dem Titel Ihres Wohnrechts, ein paar hunderttausend Mark mehr verlangt."

Agathe war in dem Behagen des lang entbehrten Rittes für seine freundlichen Gesinnungen besonders empfänglich, und es wurde ihr ulkig zumute. „Das ist aber

kolossal schmeichelhaft, ich muß schon sagen. Soviel zahlt nicht einmal der Schah von Persien für die schönste Zirkassierin."

„Ich meine auch das ganz ernst, so wie alles, was ich Ihnen eben gesagt habe. Annemarie und ich sind restlos glücklich über den Ankauf von Seiberskirchen. Alles, was wir hier finden, ist so schön, so fein, so voll Kultur, gerade wie wir's uns gewünscht haben. Und das, was fehlt . . ."

„Aha, ein bisserl fehlt halt doch!"

„Jawohl. Und das ist gerade besonders wertvoll. Denn darin liegt für uns die Lebensaufgabe. Nicht als ob wir das Schloß verbessern, verschönern wollten, beileibe nein. Wir möchten es nur verinnerlichen, auf sich selbst zurückführen. Und wenn wir das treffen, Annemarie und ich, wenn wir Seiberskirchen im guten alten Geiste herausarbeiten, dann haben wir was Rechtes geleistet. Dann dürfen wir uns, in aller Bescheidenheit und in gebührendem Abstande, neben die großen Vorgänger stellen, die Seiberskirchen geschaffen haben und im Lauf der Jahrhunderte fortgebildet. Manchmal sind wir recht verzagt, alle beide, weil wir oft nicht wissen, wie wir dies oder jenes machen sollen. Und da kommt uns die Angst, daß wir überhaupt das Ganze verpfuschen. Aber schließlich beißen wir uns doch wieder durch. Und dann fühlen wir uns sehr, sehr glücklich."

Er schwieg und Agathe dachte, er sei zwar ein wunderlicher Heiliger, aber trotz seiner Manie ein kreuzbraver Kerl. Inzwischen waren sie in den Schloßhof eingebogen. Er half ihr vom Pferde und sagte: „Sie mögen mir glauben, Frau Gräfin, Annemarie und ich haben Ihr Seiberskirchen gebraucht wie einen Bissen Brot."

*

Am nächsten Tage war sie steif wie ein alter Bock. Mit der bösesten Ischias hätte sie nicht mühseliger vom Sessel aufstehen können. Sie hätte am liebsten geschrien und mußte sich am Tisch anhalten. Als aber Ammwege nachfragen ließ, ob sie vielleicht wieder auszureiten beliebe, sagte sie mit Begeisterung zu. Zu Pferde war alles vergessen. Sie fühlte sich weich und elastisch, geradezu zwanzigjährig.

Die gemeinsamen Ritte wurden ständige Einrichtung. Agathe versuchte auch die übrigen Pferde, den Irländer, einen großen, dunkelbraunen Vollblüter, der Hundegebell nicht vertrug, sonst aber lammfromm war, und einen italienischen Rotschimmel, der besonders gut sprang und sich über die höchsten Hindernisse hinüberwand wie an einem Kran.

Eine bessere Führerin hätte Ammwege sich freilich nicht wünschen können. Sie kannte den gesamten Boden der Umgegend wie ihre Tasche, wußte genau, wo man sorglos galoppieren durfte, wo man sich vor Steinen oder sumpfigen Stellen zu hüten hatte, und über jedes Hindernis war sie hundertmal gesprungen. An den Kulturen hatte sich nicht viel geändert, ihre Kenntnisse galten samt und sonders noch. Und so kam es, daß, während Ammwege mit dem Reitknechte fast immer die nämliche Richtung eingeschlagen hatte, sie unzählige Abwechslungen fand und kein Ritt sich vollkommen wiederholte. Sie führte ihn den schmalen Auweg östlich vom Groisbache, wo man hintereinander reiten mußte, und in einem Abstande, um nicht die Zweige ins Gesicht zu bekommen, an der kleinen Aukapelle vorbei. Dort war vor siebenundvierzig Jahren, wenn sie des Weges kam, jedesmal ein blasser junger Mann gestanden, der mit leidendem Blicke den Hut bis zur Erde zog. Er war damals Unterlehrer in Groisbach. Zehn Jahre später wurde er Schulleiter, heiratete eine Wirtstochter und taufte seine erste Tochter Agathe. Ein andermal ritten sie zum Schneckengraben. Dort hatte sie vor zweiundvierzig Jahren den regierenden Herzog von Bodenstadt-Schwarzheim in ihrer bosshaften Neugier hingelockt. Man mochte ihm nicht gram sein mit seiner munteren Selbstgefälligkeit, die so tat, als gehöre die Welt ihm und warteten siebenhundert Millionen Frauen sehnsüchtig auf das zugeworfene Schnupftuch. Er konnte so komische Dinge sagen, daß man vor Lachen förmlich hinausbrüllte in die stillen Felder, und dazwischen kam wieder etwas so verblüffend Gescheites, daß man ihn eigentlich bewundern mußte. Nur daß er so eingebildet war, so arglos, kindlich und dabei so unverschämt eingebildet. Das verdiente wohl eine kleine Lektion. In scharfem Tempo und unter eifrigem Schwätzen waren sie angeritten, sie flog hinüber, sein Pferd aber versagte das Hindernis, und als sie zurücksah, da war der Herzog aus dem Sattel gekommen und lag mit dem Gesicht in der Mähne. Das war sehr lustig und eine süße Genugtuung, aber es kostete den Flirt. Der hohe Herr war auf dem Rückritt und beim Essen unwirsch, geradezu unausstehlich, fuhr nach dem schwarzen Kaffee davon und kam nie wieder.

Hunderte von Wegen gab es und Tausende von Erinnerungen. Ab und zu ließ sie ihren Begleiter etwas davon hören. Und der paßte auf wie bei einer förmlichen Offenbarung. Auf nichts war er so aus,

als etwas über das Seiberskirchner Treiben in der Glanzzeit aufzuſchnappen. Agathe aber ſah ihr eigenes Leben in jungen und mittleren Jahren wieder vor ſich aufſteigen. Seine Einzelheiten hatten faſt insgeſamt mit dem Reiten irgendwie zuſammengehangen. Auf den Bällen ging es ihr freilich recht gut, denn ſie tanzte hervorragend. Ihre wahren Erfolge aber hatte ſie im Sattel. Schlank, groß, elaſtiſch und mit ihrer nicht gewöhnlichen Beherrſchung des Tieres war ſie als Amazone geradezu ſchön. Sie konnte ſich ſagen, daß ſie zu den Höhepunkten ihres Daſeins buchſtäblich hinaufgeritten war. Sogar jetzt noch, wo ſie in Alter und Armut alle Eitelkeit abgetan hatte, zeigte ihr gelegentlich ein Waſſertümpel auf dem Fuchſen das Bild einer ſtolzen Erſcheinung.

*

Der Oktober ließ ſich regneriſch an. Man erhaſchte nur ſelten mehr einen Tag zum Ausreiten, und im November, der voll von Stürmen und Schneegeſtöber war, hörte es ganz auf. Agathe entbehrte auch für kurze Zeit ſchmerzlich, was miſſen zu lernen ſie doch zwanzig Jahre Gelegenheit gehabt hatte. ‚Das iſt es eben,‘ ſagte ſie ſich, ‚wenn man alt iſt. Da iſt einem um jede Stunde leid, in der man unverhofft wiedergewonnene Freuden genießen möchte.‘ Ab und zu dachte ſie auch, wie wohl Herr Amwege ſich die Zeit vertreiben würde. Mit der Ausſtattung des Schloſſes mußte er ja ſchließlich einmal fertig ſein, zum Kuckuck hinein. Waren doch vermittelſt der ſeltſamſten Machinationen die meiſten beſſeren Stücke, die der ewig geldhungrige Ottokar im Laufe der Zeit vergitſcht hatte, wieder glücklich zurückgekauft, in Wien, in München, in Holland, ja ein Schrank — es war nicht zu glauben — ſogar in Amerika.

Er ſaß jetzt ſehr viel bei ſeiner Frau. Teilte er ſich's etwa ſo ein, daß er die ſchlechte Jahreszeit zu gründlicherer Betätigung der Gattenliebe ausnützte? Aber ihre Geſpräche waren viel lebhafter, als wenn er ihr ſonſt ein Viertelſtündchen Geſellſchaft leiſtete; er zeigte ihr Korreſpondenzen, die ſie aufmerkſam las und über die ſie dann in endloſes wichtiges Reden kamen. Die Sache war ſehr myſteriös. Und ſchließlich klärte ſie ſich auf. Die äußere Geſtalt von Seiberskirchen war auf den Glanz hergerichtet, jetzt ſollte ſeine Geſchichte drankommen. Ein junger Hiſtoriker, Doktor Philibert Floßwärtel, wurde aufgenommen, kam auf einige Zeit heraus, wühlte hierauf ein paar Wochen lang in Wiener Archiven und erſchien dann wiederum. In der Bibliothek häufte ſich Material in unzähligen rieſenhaften Pappſchachteln. Die Arbeiten gingen übrigens nicht ſo vor ſich, wie Agathe gedacht hätte, nämlich vom Anfang chronologiſch herunter, wie in der bibliſchen Geſchichte von der Erſchaffung der Erde an. Sondern es wurde ein ganz wunderliches Syſtem von Stammblättern angelegt. Das Schloß, ſeine verſchiedenen Räume und bemerkenswerte Einrichtungsgegenſtände, die Gruftkapelle, die Meierhöfe, ebenſo alle Perſönlichkeiten, die nachweisbar in Seiberskirchen gelebt hatten, auch Agathe ſelbſt, jedes bekam ein eigenes Stammblatt. Und darauf wurde verzeichnet, was man eben im Laufe der Forſchungen Einſchlägiges herausbekam. ‚Soll das eine wiſſenſchaftliche Arbeit ſein?‘ dachte Agathe. ‚Das iſt doch eher ein Puzzle oder eine Patience.‘ Aber nun zeigte ſich, daß man damit ſehr gut weiterkam. Der Puzzle wurde immer erkennbarer, die Patience ſchien ausgehen zu wollen. In kurzem war eine Unmenge Stammblätter voll und ſtückweiſe die Chronik der Herrſchaft klargeſtellt. Da gab es zum Beiſpiel das ſagenhafte Geſchlecht der Seiber, die in Urzeiten hier geſeſſen und mit der von ihnen erbauten Kirche dem Orte den Namen gegeben haben ſollten; im Gegenſatze zu den Seiberskirchnern, die ſpäter auf der Scholle hauſten und den Namen vom Orte empfingen. Ihre Spuren waren dahin, nur unter einer beſonders verwiſchten Gruftplatte ſollten etliche von ihnen liegen. Nun aber konnte, an der Hand von ein paar Blättern, Amwege ihr die Stammreihe des Geſchlechts vorlegen, von Werbolt dem Älteren aus der Zeit der Babenberger bis auf Werbolt den Jüngeren unter Friedrich von Luxemburg. Man kannte ihre Schwägerſchaften, ihre Beteiligung an Kriegszügen und Turnieren, die Urkunden, auf denen ihre Namen ſtanden.

Noch merkwürdiger faſt als die Durchleuchtung der legendären Vorzeit waren allerhand Feſtſtellungen aus der jüngſten Vergangenheit. Agathe konnte aus ihrem Stammblatte erſehen, daß Erinnerungen, die ſie für vollkommen verläßlich hielt, zum Teil ganz falſch waren. Ihre erſte Amme war nicht, wie ſie pietätvoll annahm, die gute Hanka geweſen, dieſe vielmehr erſt ſechs Wochen nach ihrer Geburt ins Schloß gekommen, da ſich ihre Vorgängerin, eine ſichere Bozena Swatek, als ungenügende Milchquelle erwieſen hatte, wie dies aus Meldezetteln und anderen Belegen des Gemeindeamtes deutlich hervorging. Die Maſern hatte ſie nicht im zweiten, ſondern im dritten Lebensjahre durchgemacht. Darüber ließen die überaus genauen Aufzeichnungen

des Dorfarztes Doktor Wendelin Himmelsprung nicht den mindesten Zweifel. Ja sogar die rührende Geschichte vom Schimmel Ibrahim und ihrem zehnten Geburtstage mußte sich eine kleine Richtigstellung gefallen lassen. Sie sah alles noch deutlich vor sich, als wäre es heute. Wie der Geburtstagstisch gegen Brauch und Erwartung leer war und neben der obligaten Torte nichts darauf zu sehen, als ein Stückchen Pappe, an dem das Ende einer Rebschnur klebte. War sie denn gar so schlimm gewesen, daß man sie dermaßen strafte? Alle ihre kleinen Verstöße fielen ihr ein, und das Blut stieg ihr zu Kopfe. Aber die Eltern blickten gütig und verheißungsvoll. Sie war ganz ratlos und dem Weinen nahe. Da meinte der Vater, wenn nichts da sei als eine Schnur, möge sie sich eben an diese halten. So ging sie dem Faden nach, die Eltern hinterdrein, und dann die Dienstleute, ein ganzer Zug. Die Schnur spannte sich durch alle Zimmer und Stockwerke, ging durch den halben Park, kehrte wieder ins Schloß zurück und wieder in den Garten. Immer die Hand darauf ging sie ihr nach, lief, rannte, in einem tollen Fieber, daß die anderen kaum mitkonnten. Jetzt war man im Pferdestall, und da war das andere Ende der Schnur, angebunden an die Mähne eines himmlischen kleinen Ponys, weiß wie Zucker, mit rosenfarbenen Hufen und einem rosa Schnäuzchen. Freudentränen entströmten ihren Augen, sie kletterte auf das Tier hinauf und küßte beseligt seinen Hals. An dieser Geschichte hätte sie freilich nie und nimmer rütteln lassen, aber sie mußte zugeben, daß es nicht im September an ihrem Geburtstage, sondern im Februar darauf an ihrem Namenstage war, denn die im Rentamte erliegende Rechnung über den unter einem gelieferten türkischen Schimmelpony Ibrahim war vom 31. Jänner datiert, und man konnte ihr unmöglich schon im September etwas schenken, was man erst Anfang des nächsten Jahres kaufte.

Agathe konnte zu den Arbeiten auch aus eigener Überlieferung manches beitragen. Indessen kam sie damit einmal übel an und bereute tief, sich eingelassen zu haben. Da war ein schöner, goldtauschierter orientalischer Säbel in edelsteingeschmückter Scheide, der auf Philipp Gunzendorf zurückwies. So wie Timotheus Franconnay, der Feldhauptmann, in Sobieskischen Zeiten, so focht dieser Philipp, der die Franconnaysche Erbtochter aufheiratete und dadurch in den Besitz der Herrschaften Seiberskirchen und Würmlas kam, unter Gideon Ernst von Laudon ruhmvoll gegen die Türken. Und es war in der Schlacht von Semendria, daß er, damals Leutnant bei den Kaiserhusaren, ins feindliche Gedränge hineingeriet und dann glücklich mit einem Hieb über die Wange und jenem Säbel zurückkehrte, den er einem Pascha entrissen hatte. So hatte sie's immer gehört, und Herr Amwege, wie auch Doktor Floßwärtel, waren selig über diese Kunde, die nicht erst aus totem Papier herausgetüftelt werden mußte, sondern bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben war. Einige Wochen später kamen die beiden zu ihr, mit bleichen, verstörten Mienen, wie Bringer einer Schreckensnachricht, und Amwege sagte in Grabeston: „Denken Sie sich, Frau Gräfin, Philipp Gunzendorf war gar nicht in der Schlacht bei Semendria."

„Wo soll er denn gewesen sein?" erwiderte Agathe. „Vielleicht in Wien am Kohlmarkt? Da rennen ja die türkischen Paschas herum, daß man nur hinzugreifen braucht, um einen solchen Säbel zu haben."

„Graf Philipp Gunzendorf war nicht bei Semendria," wiederholte Amwege in tiefer Trauer.

„Woher können Sie das wissen?"

Jetzt griff Doktor Floßwärtel ein: „Drei Tage vor der Schlacht wurde behufs Erstattung eingehender Meldungen eine Abordnung an den Hofkriegsrat in Wien gesandt, und zwar unter Führung des Hauptmanns Johann Nepomuk Siegelwein. Zu dieser Abordnung war auch Graf Gunzendorf kommandiert. Ich habe den Befehl im Kriegsarchiv eingesehen und vorsichtshalber kopiert. Aber wir besitzen auch noch eine weitere Quelle dafür. Hauptmann Siegelwein, ein sehr tüchtiger Offizier, der für seine Verdienste später in den Adelstand versetzt wurde, hat mit seiner damals zum Kurgebrauch in Gleichenberg weilenden Gattin eine sehr eingehende Korrespondenz gepflogen, in der er ihr über seine militärischen Erlebnisse fortlaufend berichtete. Diese Korrespondenz befindet sich bei seiner Urenkelin, der Hofratswaise Amélie von Siegelwein in Wien, die sie mir zugänglich gemacht hat. Nun schreibt Siegelwein seiner Gattin unter dem 2. Oktober 1788, er sei zu der bewußten Mission abrückend gemacht worden, und erwähnt, was ich wohl zu beachten bitte, unter seinen Begleitern ausdrücklich Gunzendorf. Ja noch mehr, im Briefe vom nächsten Tage, aus der ersten Nächtigungsstation, berichtet er, daß er und seine Offiziere sich gottlob besten Wohlseins erfreuen, und nennt dabei wiederum Gunzendorf, den er als angenehmen Gesellschafter lobt. Frau Gräfin werden danach nicht umhin können, zuzugeben, daß meine Be-

hauptung quellenmäßig belegt und durchaus unanfechtbar ist."

Agathe zuckte die Achseln. „Na, war halt der Philipp Gunzendorf nicht bei Semendria. Da kann man auch nichts machen. Bedaure sehr, daß ich Ihnen was Falsches erzählt hab'."

Jetzt fiel Ammege ein: „Daran ist gar nichts zu bedauern. Zu bedauern ist etwas ganz anderes und sogar im höchsten Grade zu beklagen, daß sich nämlich hier zwischen der persönlichen Überlieferung und den archivalischen Behelfen ein Widerspruch ergibt."

„Ich kann nichts dafür. Ich hab' Ihnen einfach erzählt, wie ich's immer gehört hab'."

„Immer gehört! Das ist's ja eben, warum mir die Sache so bitter leid tut. Man darf aber auch nicht gleich wegen der nächstbesten schäbigen Urkunde die gute alte Tradition fallen lassen."

Ammege wollte, daß ihre Erinnerung um jeden Preis recht behielt. Doktor Floßwärtel wollte das nun allerdings nicht. Er verlangte vielmehr den Triumph seiner Forschung, aber einen so vollkommenen, daß Agathe sich mit ihrer Überlieferung davor förmlich verkriechen mußte. Und zu diesen verschiedenen Zielen gingen die beiden den nämlichen Weg. Sie sollte in ihrem Gedächtnisse nachkramen, ob sich nicht doch irgendein Anhaltspunkt finde, die Sache aufzuhellen. Tag für Tag gab es peinliches Verhör, sie hatte gut sich drehen und wenden, sie konnte nicht aus. Da kam Ammege, freundlich und milde, doch überaus eindringlich, immer voll Hochachtung für das, was Eltern und Großeltern ihr erzählt hatten, und immer mit neuen Varianten der Fragestellung. Philipp Gunzendorf habe doch gewiß in der Familie über seine Kriegszüge und insbesondere über jenes denkwürdige Ereignis öfter gesprochen, wohl auch manches in Aufzeichnungen niedergelegt. Es sei schlechterdings unmöglich, daß sich nichts, gar nichts davon erhalten habe. Und wenn sie nachdenken wollte, nur ein bißchen . . .

War sie dann seinen in Watte gewickelten Daumschrauben wieder einmal glücklich entglitten, durfte sie sicher sein, an der nächsten Ecke auf Doktor Floßwärtel zu stoßen. Dieser, sonst so unbeholfen und zerstreut, daß er über seine eigenen Füße stolperte und Möbel, an die er anstieß, um Verzeihung bat, war in Sachen seiner wissenschaftlichen Arbeit von furchtbarer Präzision und Zielsicherheit und von einem Nachdruck bis zum Grausamen. Ohne die äußeren Formen der Höflichkeit zu verletzen, führte er eine Inquisition gegen sie, als handelte es sich nicht um die gutgläubige Wiedergabe einer Familiengeschichte, sondern um den schimpflichsten Betrug. Oder mindestens um ein abscheuliches Lügengewebe, das im Hause Gunzendorf von Geschlecht zu Geschlecht weitergesponnen wurde, zu dem Zwecke, das Andenken des braven Hauptmannes Siegelwein zu verdunkeln, dessen Ehrenrettung für Doktor Floßwärtel zugleich die seiner fachlichen Autorität war. Agathe verfluchte den Ahnen, seine Kriegszüge und vor allem die unselige Stunde, in der sie mit der Geschichte vom Türkensäbel herausgerückt war. Philipp Gunzendorf wäre auch gescheiter zu Hause geblieben und hätte seinen Kohl gebaut, als militärische Heldentaten zu verüben, mit denen er noch den spätesten Nachfahren solche Scherereien bereitete. Und sie selbst, hatte sie es nötig gehabt, sich in die Tollhäuslerspiele der beiden Narren einzumischen, nur damit sie sie jetzt vom Morgen bis zum Abend mit dem Zeug drangsalierten?

Als Doktor Floßwärtel dann für einige Zeit nach Wien fuhr, bekam sie wohl von dieser Seite Ruhe. Um so hitziger war aber dafür Ammege hinter ihr her. Er wollte durchaus den wissenschaftlichen Adlatus bei dessen Rückkehr mit einer lückenlosen Widerlegung seines Urkundenbeweises überraschen. So kam sie vom Regen in die Traufe.

Einmal, als sie sich des Abends und zu Bette aus der ewigen Bedrängnis mit Philipp Gunzendorf in die geruhsame Lektüre der Zeitung geflüchtet hatte und ihr gerade die Augen im ersten Schlummer zufielen, klopfte es. Erschreckt fuhr sie auf und hörte die Stimme der alten Rosalia. Sie bäte kniefällig um Verzeihung, daß sie störe, aber Herr Ammege habe ihr strenge anbefohlen, der Frau Gräfin alsogleich ein Telegramm zu bringen. Es sei furchtbar wichtig und dermaßen dringend, daß die Frau Gräfin es auf der Stelle lesen müsse.

„Ja um Gottes willen, was kann denn da los sein!" rief Agathe und wandte sich mit der Depesche zum Licht. Sie war von Doktor Floßwärtel und lautete: „Philipp Gunzendorf war bei Semendria."

„Sag' ihm, der Teufel soll sie holen alle miteinander, ihn, den Doktor Floßwärtel und den Philipp Gunzendorf! Ach was, sag' ihm, ich lass' vielmals danken! Und jetzt bitt' ich mir aber aus, daß mich keins mehr stört. Sonst schaut's euch an!"

Am anderen Tage kam Doktor Floßwärtel aus Wien, um eingehend zu berichten. Bei nochmaliger genauer Nachforschung unter den Denkwürdigkeiten der Hofratswaise Amélie von Siegelwein hatten sich

zwei weitere Briefe ihres Urgroßvaters an seine Frau gefunden, die aber nicht in dem Bündel jener Korrespondenz lagen, sondern zwischen die Seiten des Buches „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich“ geraten waren. Deren eines Schreiben war aus der zweiten Nächtigungsstation und enthielt die Mitteilung, daß Leutnant Graf Gunzendorf unpaß geworden sei. Obwohl sein Zustand dermalen nicht bedenklich erscheine, sei doch bei den grassierenden Kriegsseuchen eine Ansteckung nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit, ja immerhin in Betracht zu ziehen, und so habe denn Hauptmann Siegelwein sich kurzerhand entschlossen, ihn zurückzuspedieren. Der zweite Brief war drei Wochen später, nach Rückkehr zur Armee, geschrieben und enthielt folgende Ausführungen: „Der Fall des Leutnants Grafen von Gunzendorf bietet einen neuerlichen Beweis für das wundersame Enchainement menschlicher Schicksale und die Ohnmacht des Sterblichen, die Ratschlüsse eines höheren Waltens zu beeinflussen oder auch nur ahnendermaßen vorherzusehen. Du magst Dich, meine vielgeliebte Eugenia, wohl noch dessen erinnern, daß bemeldeter Leutnant zu der von mir geführten Mission nach Wien commandieret war, sehr zu meinem contentement, zumalen sein guter Mut und munterer esprit zur Verkürzung der Zeit und der nicht ohnbeschwerlichen Reise ein Erkleckliches beitrug, daß ich aber, vielleicht allzu ängstlichen Sinnes, in Ansehung seiner sich auf dem zweiten Tagmarsche manifestierenden Unpäßlichkeit ihn zurückzuspedieren mich resolvierte. Durch sothane, in väterlicher Fürsorge und wohlmeinender Absicht für ihn gegebene Ordre ward nun der wackere Leutnant in erhebliche Gefahr, wie solche der Soldat allerdings niemals scheuen darf, zugleich aber in die Occasion gebracht, sonderlich Ehre einzulegen, dergleichen sein höchstes Glück darstellet. Vernimm, geliebte Eugenia, und erkenne gleich mir demütiglich den Finger der Fürsehung! Jene Unpäßlichkeit war durchaus insignifianter Art, so daß mehrbenannter Leutnant, als er bei seinem Regimento einrückend wurde, wieder besten Leibesbefindens war und an der zwei Tage nachhero entbrennenden Bataille von Semendria zu participieren vermochte. Er durfte sich hierin glücklicher schätzen als ich, den die Befolgung eines hohen Befehles von der Stätte jenes ruhmreichen événements fernhielt, worüber ich aber nicht rechten will, da dem Soldaten zwischen ihm obliegenden Pflichten Prädilektion walten zu lassen nicht ansteht. Bei jener Affäre nun kam der Leutnant Graf von Gunzendorf zusamt etzlichen Reitern in feindliches Gedränge und leichtlich hätte sein mögen, daß er alldorten sein junges Leben beließ. Von edelm Mute getragen und mit kaltem Blute aber geriet es ihm, zunebst seinen Reitern sich durch die Türken durchzuhauen, so daß unter diesen eine Lucken sich auftat, in die alsobald die Unseren vorstürmeten und solcherart an dieser Stelle den Feind zum Wanken brachten, was nicht ohnerheblichermaßen zu dem glücklichen Ausgange der Affäre contribuierte. Der Leutnant Graf von Gunzendorf kehrte heiler Haut zurück und trug als kostbare Trophäe einen gar kunstvoll gearbeiteten krummen Sabel in edelsteingeschmückter Scheide fort, den er einem hohen haidnischen Befehlshaber, glaublich einem Bassen, abgenommen. Mir aber verbleibet die Satisfaction, daß die wohlintentionierten Erwägungen, von denen ich bei bei meiner gegebenen Ordre mich leiten ließ, wenn auch in ganz anderer, als der von mir contemplierten Art, zum Guten ausgeschlagen haben, wasmaßen der brave Leutnant um dessentwillen dem allergnädigsten Kaiser und Herrn fürtreffliche Dienste zu leisten in Stand gesetzt ward, für die ihm wohl eine Allerhöchste Belobigung, möchte sein auch ein sichtbares Zeichen der Allerhöchsten Huld und Gnade nicht vorenthalten bleiben dürfte.“

„Alsdann, wozu war das alles notwendig?“ meinte Agathe trocken. „Wenn's mir gleich geglaubt hätten, hätten's Ihnen die ganze Aufregung erspart. Und notabene mir die gräßliche Sektatur.“

Niemand nahm diese Bemerkung übel. Amwege nickte voller Glückseligkeit und streichelte verliebt den Türkensäbel. Aber auch Doktor Floßwärtel war zufrieden. Denn wenn man die Sache genau betrachtete, hatte nicht das dumme Familiengeschwätz gegenüber der Wissenschaft recht behalten, sondern einfach die jüngere Forschung gegenüber der älteren.

Dieser neue Sieg von Semendria, der die beiden Vorkämpfer nicht minder glorreich dünkte, als jener, den Gideon Ernst von Laudon im Jahre 1788 erfochten hatte, befeuerte sie zu frischen Taten, und sie waren den ganzen Tag hinter ihren Seiberskirchner Geschichtsforschungen her. Die Arbeiten kamen immer mehr in Schwung. Doch Agathe hielt sich ferne. Sie wollte um keinen Preis wieder in eine solche Geschichte hineingeraten, wie die mit dem Türkensäbel. Herrn Amwege, der jetzt meist mit Doktor Floßwärtel zusammensteckte, ein wenig ausweichend, fühlte sie sich nun all-

mählich vereinſamt und unbehaglich und ſo knüpfte ſie ab und zu Geſpräche mit Frau Amwege an, was dieſe mit ſtiller Freundlichkeit aufnahm. Die kranke Frau verlor dabei mit der Zeit ihre urſprüngliche Muſchelhaftigkeit, ſie wurde mitteilſamer und aufgeſchloſſener.

Freilich, zu hören bekam man dabei auch nicht viel anderes als über Bau und Ausſtattung des Schloſſes, die Epochen, die der Reihe nach ihm den Stempel aufgedrückt hatten, die Hiſtorie von Seiberskirchen. Dabei ohne Amweges wohltuende Lebhaftigkeit, alles etwas bläßlich und monoton. ‚Mein Gott, die arme Perſon,' dachte Agathe, ‚viel Eigenleben hat in ihr ja wohl nie geſteckt, und das bißchen, was da war, das hat ihr das Leiden ausgetrieben. Jetzt iſt ſie froh, wenn ſie ein paar Intereſſen aus zweiter Hand bekommt und an den Liebhabereien ihres Mannes ſchmarotzen kann.' Einmal machte ſie eine Bemerkung, welch großes Verſtändnis Herr Amwege für alle Fragen des Stils und der Einrichtung habe und welchen ungewöhnlichen Geſchmack.

In den Augen der anderen blitzte es ſeltſam auf, und ein Lächeln ging über das bleiche, eintönige Geſicht. „Ja, das hat er wirklich. Wenigſtens jetzt. Es gab allerdings eine Zeit, früher einmal, wo das nicht gerade der Fall war."

„Was Sie nicht ſagen? Das kann ich mir abſolut nicht vorſtellen."

„Doch, doch. Als wir heirateten, da konnte er nicht einmal ſchauen. Das lag in ſeinen natürlichen Neigungen und auch in der Studienrichtung. Er wollte ja Gymnaſiallehrer werden für Humaniora. Und er las unglaublich viel darüber, mit Eifer und Aufmerkſamkeit. Um in eine frühere Periode einzudringen, brauchte er immer das Buch."

„Das geht doch überhaupt nicht anders."

„Es wundert mich, wenn S i e das ſagen, Frau Gräfin. Gerade Sie, die mit allen alten Seiberskirchnern, Heunradls, Franconnays und Gunzendorfs gewiſſermaßen zuſammenleben, quer durch die Zeiten durch. Ihnen ſtehn doch die Tore der Vergangenheit weit offen, Sie gehn ein und aus, ohne auch nur daran zu denken. Und das kommt doch nicht aus den Büchern, meinte ich."

„No ja, wenn man's halt von Kind auf immer gehört hat. Und ſo gewiß verwachſen iſt damit."

„Das hilft, das erleichtert, ſicherlich. Aber auch ohne den Vorzug der Abſtammung kann man ein ſolches Verhältnis herſtellen, ſoferne man bloß zu ſchauen verſteht. Goethe iſt beim Anblicke des Straßburger Münſters das Verſtändnis für mittelalterliche Baukunſt aufgegangen und die italieniſche Reiſe führte ihn mitten in die Antike. Daß die Iphigenie ſo ganz griechiſch geriet, und der Fauſt ſo deutſch, das kam doch nicht von den Schmökern, die er ſtudierte, ſondern von ſeinem Auge. Auch uns Kleinen und Kleinſten iſt ſo was nicht verwehrt, wenn wir's richtig anſtellen. Und da kann uns das vortrefflichſte Werk, ſagen wir über Rokoko, lange nicht ſoviel Zeitſtimmung geben wie irgendein farbiges Kupfer oder ein hübſches Möbel."

„Aber Herr Amwege, das iſt doch gerade ſo einer, der aus einem Stückerl Seidenſtoff, groß wie die Hand, ein ganzes Jahrhundert herausriecht."

„Jetzt wohl. Aber früher, da war's ganz gut möglich, daß er auf einem Ausfluge Raſt machte in einem alten Schloß, ein Buch über Burgen herauszog und darin mit Eifer die Konſtruktion der Zugbrücken ſtudierte, ohne zu merken, daß er dicht vor einer ſolchen Zugbrücke ſaß und bloß die Augen aufzumachen brauchte, um ſich zu überzeugen, wie ſo was ausſah."

Das Geſpräch wurde durch Amweges Eintritt unterbrochen. Aber es rumorte in Agathe nach. Hier gab es offenbar etwas richtigzuſtellen in ihren Anſichten. Eine ſo ganz kritikloſe, unſelbſtändige Nachbeterin ihres Mannes, wie ſie angenommen hatte, war dieſe Frau jedenfalls nicht.

Gelegenheit, der Sache auf den Grund zu ſehen, ergab ſich leicht zwiſchen den zwei Einſamen. Agathe fragte, wie Herr Amwege denn von ſeiner relativen Blindheit kuriert worden ſei, und die andere erzählte bereitwilligſt:

„Wir waren etwa ein Dutzend Jahre verheiratet. Damals beſchäftigte ſich Max in ſeinen Feierſtunden mit deutſchem Städteweſen am Ausgange des Mittelalters. Er hatte ſchon einen ganzen Wuſt von Daten, Ziffern, Einzelheiten beiſammen, aber kein Bild. Seine Vorſtellungen waren unlebendig, ſchematiſch, algebraiſch. Da ſagte ich mir, ſoll denn Max das Geld, wenn's nun ſchon einmal da iſt, nicht irgendwie nutzbar machen für ſeine Neigungen und ſein Streben? So ſetzte ich mich mit ein paar Antiquitätenhändlern in Verbindung, und als Max mal für kurze Zeit verreiſt war, wurde ein Raum bei uns ganz mit gotiſchen Möbeln eingerichtet. Wiſſen Sie, was nun war, als er dann wieder heimkam? Er bemerkte erſt gar nichts, ſo daß ich heimlich weinte über meinen Mißerfolg. Aber dann, als er mit all ſeinem Papierkram da drinnen ſaß, zwiſchen den eiſen-

Sinkender Tag. Gemälde von Prof. Carl von Marr

beſchlagenen rheiniſchen Schränken, im breiten Faltſtuhl, vor dem mächtigen Eichentiſch mit Kerbſchnitzerei und aufblickend von den Blättern die Zeit, der er nachſpürte, um ſich herum ſah, da ging ihm der Knopf auf."

„Und ſagen Sie mir, liebe Frau Amwege, warum haben Sie das überhaupt inſzeniert? Er war doch wahrſcheinlich auch früher ganz vergnügt mit ſeinen alten Scharteken."

„Nein, eben nicht. Unſer Leben war bequem und ſorglos, aber innerlich ſchauderhaft leer. Mir war gleich ein bißchen bange geweſen, als Max bei unſerer Hochzeit ins Geſchäft kam. Dieſer ſehnſüchtige Humaniſt, dieſer verträumte Gymnaſiallehrer, da mitten hinein unter die Ziffern und die Waren, ins Schuften und Verdienen! Indeſſen, mit Vater war nicht gut Kirſchen eſſen, man durfte nicht widerſprechen. Max ließ ſich ja ganz brav an, arbeitete fleißig und verſtändig, auch Vater war gar nicht unzufrieden mit ihm. Aber 's war doch nicht ſein wahres Leben. In der freien Zeit flüchtete er in eine andere Welt hinein, in die ſeiner früheren Studien und Neigungen. Und das war auch wieder nur was Halbes. Nichts Ganzes hier, und dort auch nicht. Was ſollte nun geſchehen? Ihn noch tiefer ins Geſchäftsleben hineinjagen, bis er völlig darin aufging? Dazu langte es bei ihm doch nicht recht. Nicht nur, daß er Vater nie erreicht hätte, auch mein Bruder Joachim war ihm über. Blieb alſo nichts anderes, als den heimlichen Hiſtoriker in ihm auf breitere, ſolidere, einem wohlhabenden Manne angemeſſenere Grundlage ſtellen. Und ſehen Sie, Frau Gräfin, an eine ſeit langem leidende Frau gebunden, ohne Kinder, ohne eigentlichen großen Beruf, wurde er trotz alledem ein glücklicher Menſch. Denn man darf es getroſt ſagen, er iſt es wirklich."

„Ja, das iſt er. Beneidenswert ſogar. In einem vollkommenen Gleichgewicht. Und jede Stunde bringt ihm Freuden."

Frau Amwege lächelte vergnügt. „Sehen Sie bloß, wie angenehm er ſich die ſchlechte Jahreszeit vertreibt mit ſeiner Seiberskirchner Chronik. Aber ſobald's wieder ſchöner wird und wärmer, ſollten Frau Gräfin ihn herausreißen aus ſeinem Stubenleben und mit ihm reiten. Denn er iſt ein kräftiger Menſch, der Bewegung braucht und Anregung in freier Natur."

Agathe verſprach ihr Beſtes und ſchlich einigermaßen beſchämt davon. Da hatte ſie's. In dieſer Frau, die dem Gatten nicht nur das Geld, ſondern auch den wahren Lebensinhalt zubrachte, in dieſer echten Seelenführerin hatte ſie bis nun ſeinen bloßen geiſtigen Abklatſch erblickt. Ärger daneben hauen konnte man weiß Gott nicht. Ja, das kam von der hochnaſigen, voreiligen Art des Urteilens. Kränklich, ohne Perſönlichkeit, furchtbar langweilig. So kam ſie ihr vor, ſo hatte ſie zu ſein, ſo war ſie. Im Handumdrehen war der Spruch gefällt, und jetzt blieb er, wie ein ehernes Grundgeſetz. In gewiſſen primitiven Beziehungen, ob eins ehrlich war, es ihr gut meinte, darüber hatte ſie in der Regel ihre Naſe wohl nicht getäuſcht. Aber wie kurz dieſe Naſe darüber hinausreichte, wie wenig ſie ſelbſt anſonſten in das tiefere Weſen der Menſchen hineinzublicken verſtand, dafür war jetzt in Frau Amwege einmal ein ſchlagender Beweis da.

Sie wußte erſt gar nicht, warum ſie, entgegen ihrer Gewohnheit, ſich dieſen beſchämenden Fehlgriff ſo nachdrücklich vor Augen hielt. Allmählich aber wurde ihr klar, daß ſie darin Aufſchlüſſe über das eigene Leben ſuchte und fand. Sie und manche ihresgleichen waren doch gewiß ſelbſtbewußt, energiſch und ſtreitbar, hatten einen ſtarken Willen und wußten ihn immer wieder durchzuſetzen. Aber ſo beſtimmend, ſo herrſchend ſie im einzelnen waren — im großen ihr Daſein zu formen, das trafen ſie nicht. Da gingen ſie widerſtandslos die Bahn, die das Schickſal ihnen anwies. Und das Schickſal, das waren doch wohl die anderen Menſchen, die vom Raum Beſitz ergriffen und ihnen nur ein ſchmales Plätzchen ließen. Unvermählt, weil der Rechte nicht aus freien Stücken gekommen war, fügſam in den Willen des Vaters, der ſie auf bloßen Nießbrauch ſetzte, ohne Einfluß auf den liederlichen Neffen, der das Gut verkommen und ſchließlich fahren ließ, war ſie, die doch in ſich die Züge einer Herrſchernatur erkannte, heute eine arme, machtloſe, alte Frau. Und wenn es um ſie herum ſo ausſah, wie ſie es wünſchte, war das weiß Gott nicht das Werk ihres Willens, ſondern eine Gabe des günſtigen Zufalls. Wenn man ſo wenig in die Menſchen hineinblicken konnte, wie ſie ſelbſt im Dünkel vorgefaßter Urteile es gar nicht einmal verſuchte, dann war alle Energie, alle Willenskraft, alle Streitbarkeit für die Katze. Dann gaben die anderen nur, was ſie wollten, und man mußte nehmen, was ſie gaben. Kurzum, jetzt wußte ſie es, ſie war eine rechte Gans.

Unter dem Eindruck ihres Irrtums verfiel ſie nun ins Gegenteil. Frau Annemarie, erſt als geiſtige Puppe betrachtet, die ſich mühſelig an den Drähten des Gatten bewegte, wurde nun zum alleinigen

ſeeliſchen Prinzip. Und er, eben noch Verkörperung einer ſtarken, oft ans Wunderliche grenzenden, aber durchaus wurzelhaften Originalität, eine bloß abgeleitete Figur. Er hatte in ihren Augen eigentlich nur mehr den freien Gebrauch der Glieder voraus. Durch ſeine Frau anders eingeſtellt, würde er Käfer ſammeln, Schmetterlinge oder Briefmarken, mit dem gleichen fieberhaften Eifer und dem nämlichen Glauben an die Urſprünglichkeit ſeiner Vorliebe.

*

Dem Wunſche der anderen folgend veranlaßte ſie Amwege, die gemeinſamen Ritte wieder aufzunehmen. Er tat es anfangs aus Gefälligkeit, ſich nur ſchwer und unter großen Skrupeln von der Seiberskirchner Chronik losreißend. Sahen ſie doch, wenn ſie munter hinauszogen, regelmäßig am Erkerfenſter den ergrimmten Doktor Floßwärtel, der ihnen durch ſeine rieſenhafte Hornbrille wie eine Verkörperung des mahnenden Gewiſſens nachblickte. Draußen freilich erlag Amwege dem Zauber der Märztage.

Es waren köſtliche Ritte an dieſen langſam anbrechenden Frühlingstagen. Amwege, geſund genug, um die Verführung der werdenden Natur voll zu ſpüren, und mit ganzem Sinn hingegeben an ihre Magie, vergaß völlig auf Seiberskirchen, ſeine ſtilgemäße Inſtandſetzung und die Erforſchung ſeiner Geſchichte. Jetzt aber war es Agathe, die ihn dabei feſthielt und ihn jedesmal zurückriß, wenn er im animaliſchen Glücksempfinden des Augenblickes untertauchen wollte. Denn ſie hatte ſich in den Kopf geſetzt, herauszukriegen, wie groß ſein ſelbſtändiger Anteil an jenen Werken war. Darum redete ſie von der Architektur, den Möbeln, den Bildern und den archivaliſchen Arbeiten, in einer Unerbittlichkeit, die hinter der Doktor Floßwärtels um nichts zurückſtand. Und mit der Taktik, die ſie jenem abgelauſcht hatte, ſtellte ſie zwiſchenhinein immer wieder verfängliche Fragen, ein grauſamer Unterſuchungsrichter, der den Delinquenten um keinen Preis durchrutſchen laſſen wollte. Amwege, in ſeiner Unſchuld nichts ahnend und immer voller befliſſener Höflichkeit, ſtellte ſich dem Verhör. Freilich unter gelegentlichen Abſchweifungsverſuchen, die aber von Agathe raſch zurückgewieſen wurden. Auf einen entzückten Ausruf über die balſamiſche Luft kam die Gruftkapelle, auf eine vergnügte Bemerkung, wie munter die Pferde ſeien, das Tagebuch des Schloßarchivars Mathias Korbgruber, und für das zarte Werden des Frühlings kriegte er die ſterblichen Überreſte Werbolt Seibers des Älteren an den Kopf. Sie breitete ihn vor ſich aus, prüfte Herz und Nieren, zergliederte ihn mit anatomiſcher Genauigkeit. Und wirklich, Frau Annemarie hatte recht, er mochte irgendeinmal geweckt oder angeleitet worden ſein, jetzt war er ganz in der Sache drin, perſönlich und ſelbſtändig.

Beſonders deutlich wurde dies Agathe an einem Umſtande von an ſich untergeordneter Bedeutung. Zufällig kam etwas zur Sprache, was ihr bisher nicht aufgefallen war, daß nämlich Amweges Baderaum ſich in ziemlicher Entfernung von ſeinem Schlafzimmer befand, ſo daß er, um von dem einen ins andere zu gelangen, über einen langen Korridor mußte.

„Warum haben Sie ſich denn das ſo wahnſinnig unpraktiſch eingerichtet?“

„Es ging nicht anders, Frau Gräfin.“

„Aber, ich bitt' Sie, plauſchen S' nicht! Neben Ihrem Schlafzimmer iſt doch das Timotheus-Kabinett, da könnt' man brillant ein Bad einrichten.“

„Nein, das iſt unmöglich, das iſt völlig ausgeſchloſſen. Zu ſo was Niederträchtigem geb' ich mich nicht her, und wenn ich jeden Tag bis Wien laufen müßte, um zu baden.“

In jenem Kabinett hatte Timotheus Franconnay, ruhmreich aus den Türkenkriegen heimgekehrt, ſeinen alchimiſtiſchen Verſuchen nachgehangen. Noch war der wunderliche Schmelzofen mit dem giebelförmigen Rauchabzug da, und in einem Wandſchrank gab es ein paar verſtaubte Gläſer von grotesker Form. Amwege hatte die ſchwarze Küche inſtand geſetzt. Quer durch den Raum hing jetzt eine große hölzerne Alchimiſtenſchlange mit zwei gekrönten Köpfen, an der das elektriſche Licht angebracht war, auf Regalen ſtanden unzählige Näpfe und Büchſen zur Verwahrung der Ingredienzien, Meſſingmörſer mit kleinen Stempeln, um ſie zu verreiben, Kolben und Retorten, ſie zu erhitzen, ein Aſtrolab, um die Gunſt der Stunde feſtzuſtellen. Die Einrichtung war fix und fertig, man brauchte nur hinzugehn und Gold zu machen. Alles zum Gedächtnis an Timotheus Franconnay, der dort den Stein der Weiſen geſucht, aber nicht gefunden oder mindeſtens auf ſeine ſpäteren Nachkommen nicht vererbt hatte. Wenn man ſchon darauf hielt, ſo konnte man ja die altertümliche Spielwarenhandlung in einen anderen unbenützten Raum verlegen und dafür aus dem Timotheus-Kabinett ein vernünftiges, appetitliches Badezimmer machen, mit weißen Kacheln, Ofen und Brauſen. Unmittelbar neben dem Schlafzimmer, rieſig bequem. Und ſtatt deſſen lief der Unglücksmenſch in einem

ehrfürchtigen Bogen um dieſen förmlich gegebenen Raum herum und den halben Flügel durch, wenn er ein Bad nehmen wollte. Das mußte auf dem eigenen Beete gewachſen ſein, ſo etwas konnte man von niemand anderem haben, am wenigſten von der wohlmeinenden und verſtändigen Annemarie. Jetzt gab es keinen Zweifel mehr: Amwege brauchte nicht fremden Wahnſinn nachzuäffen, er war wirklich echt, urſprünglich und wurzelhaft verrückt.

Agathe freute ſich herzlich darüber. Es hätte ihr leid getan, dieſen liebenswürdigen, unterhaltenden und gar nicht unintereſſanten Menſchen als geiſtigen Popanz ſeiner Frau betrachten zu müſſen. Auch wirkte der erfolgreiche Abſchluß der Unterſuchung entlaſtend auf die gemeinſamen Ritte. Sie hatte ihrer urgeſchöpflichen Art Gewalt antun müſſen, um ſich nicht rückhaltlos dem Behagen des Augenblicks hinzugeben und immerfort abſtrakten, kalten Forſchungszwecken nachzugehn. Jetzt konnten ſie zu zweien unbefangen in der Herrlichkeit des Frühlings ſchwelgen, in dem Glück der Alternden, wenn ſich alles um ſie herum verjüngt. Alle die Wege, die ſie im Vorjahre auf der Höhe des Sommers und während ſeines Abſterbens ausgekoſtet hatten, waren jetzt im keimenden Lenze neu. Von Tag zu Tag wurde es ſchöner, wuchs die Kraft der Sonne, die Lebendigkeit des Erdbodens, Farbe und Reichtum ſeines Schmuckes, und auf jedem Fleckchen, über das ſie hintrabten, gab es ein kleines grünes Feſt der Wiedergeburt. Das war ſehr ſchön.

Freilich alle Tage nicht, ja nicht einmal an allen mit gutem Wetter. Denn Doktor Floßwärtel, immer tückiſch im Hintergrunde lauernd, brachte es öfters zuſtande, Herrn Amwege zurückzuhalten. Mit furchtbar wichtiger Miene kramte er etwas aus, was er gefunden hatte, irgend was, worum ſich ſeit zwei-, dreihundert Jahren kein Menſch kümmerte und das nun auf einmal ſo furchtbar wichtig ſein ſollte, daß der Schloßherr ſich ihm gerade an dieſem Tage und zu dieſer Stunde ausſchließlich widmen mußte. Und was das für Dinge waren! Der Speiſezettel für ein Gaſtmahl, das Gordian Heunradl dem Erzherzog Leopold Ferdinand von Öſterreich gegeben hatte, die Rechnung für Tafelgeſchirr, von der kaiſerlichen Porzellanfabrik an Clemens Franconnay geliefert, oder ein Rezept, das ſich Eleonora Gunzendorf gegen Kolik hatte verſchreiben laſſen. Da war es dann natürlich nichts mit dem Ausreiten. Herr Amwege entſchuldigte ſich bei Agathe, bot ihr an, ſich vom Reitknechte begleiten zu laſſen (worauf ſie aber gewöhnlich nicht einging, da es ihr nicht paßte, ſich ſozuſagen auf fremden Pferden ausſchicken zu laſſen) und gab ſich in die Hände des Doktor Floßwärtel. Dann ſaßen die beiden Idioten in der Bibliothek, jeder mit einer rieſigen Lupe in der Hand, ſtarrten auf einen vergilbten Fetzen Papier und riſſen die Mäuler auf voll bewundernden Staunens, welche Unmengen von Rebhühnern und Malvaſierwein jene ekelhaften Freßſäcke an einem Tage verſchluckt hatten, und wie viel Mohnabſud man in die hochſelige Gräfin Eleonora hineingießen mußte, um ihren tobenden Magen zu beſchwichtigen. Doktor Floßwärtel ſchmatzte vor Behagen, als dürfte er in eigener Perſon all die Wildbretſchüſſeln ausfreſſen und den aus einem Steinbrunnen fließenden Griechenwein allein in ſeine Kehle rinnen laſſen. Herr Amwege aber machte traurig teilnahmvolle Augen, wie wenn er auf das Krankenlager der ſchmerzgeprüften Frau hinblickte, obwohl ihr längſt kein Bein mehr weh tat.

*

Oft pilgerte Agathe zu ihren Freunden in den Stall. Allein ſie fand dort kein Verſtändnis. Das herrlichſte Frühjahrswetter hatte gut locken draußen. Dieſe dummen Viecher waren es höchlich zufrieden, daß man ſie ruhig und faul auf ihrer Streu herumlümmeln ließ. Ja, ſie legten, als die Stallknechte bei Agathens Erſcheinen in Poſitur traten, mißtrauiſch die Ohren zurück, voll Unbehagens, daß es vielleicht jetzt doch ans Satteln gehn könnte. Selbſt der Fuchs, der draußen in der warmherben Märzluft wie toll war vor lauter Übermut, zeigte gar keine Sehnſucht nach dem Freien und ließ durch die träge Langſamkeit, mit der er hervorſtampfte, um den gebotenen Zucker zu holen, erkennen, daß er ſchon darin eine empfindliche Störung ſeiner Bequemlichkeit erblickte. Dieſer Stumpfſinn ihres Lieblingspferdes kränkte Agathe beſonders, und ſie nannte es zornig eine kalte Hundeſchnauze.

Dann ging ſie mit ihrem Groll in die Gruftkapelle. Freilich, ſie fand auch dort keine ausdrückliche Zuſtimmung. Aber ſie wußte wenigſtens, da unten waren vernünftige Leute, die den Kopf auf dem rechten Flecke hatten und denen man mit überſtiegenem Zeug nicht kommen durfte. Die würden es ſchon verſtehn, wie ſinnlos und abgeſchmackt Herr Amwege ſeine Zeit an Dinge vergeudete, mit denen ſie ſelbſt vor Jahrhunderten fertig geworden waren. Liebe zur Vergangenheit, Pietät, konſervativer Sinn, das war gewiß ſchön und gut, aber ſchließlich hatte doch alles ſeine Grenzen, nicht wahr? Niemand widerſprach. Die da

unten wußten es am beſten. Sie hatten ſich doch auch an ihren eigenen Speiſen gelabt und an den eigenen Schmerzen getragen, nicht an denen der Merowinger und Hohenſtaufen. Einen der ſchönen Tage, die man hienieden noch hatte — gar zu viele würden es ohnedies nicht mehr ſein — verſtreichen zu laſſen, um in abgetanem, muffigem, verſtaubtem Trödel zu wühlen, das war doch gar zu dumm. Und als ſie ſchließlich das Wort „Trottel“ ausſprach, glaubte ſie in dem Echo ein diskretes Beifallsgemurmel unter den Gruftplatten zu vernehmen.

Während ſie früher ſich faſt ohne Umgang beholfen hatte, fiel es ihr jetzt ſchwer, die Zeit vom Morgen bis zum Abend allein zu verbringen. An ſolchen Tagen ſuchte ſie dann Frau Amweges Geſellſchaft. Oder ſie ließ anſpannen und machte Beſuche in der Nachbarſchaft. Allenthalben herrſchte große Neugier nach den Inhabern von Seiberskirchen, was das eigentlich für Leute ſeien, was ſie trieben, wie ſie ſich aufführten. Die gutmütigen Wallenfels in Eichgraben fragten ganz ehrlich und gerade heraus, voll Teilnahme, wie es ihr ſelbſt denn dabei ergehe, und hocherfreut, daß ſie es ſo gut getroffen habe. Bei Brandolars in Wetzlern lief es, wie dieſe Menſchen ſchon einmal waren, nicht ohne verſteckte kleine Bosheiten ab, mit denen ſie übrigens bei Agathe ſchlecht ankamen; dort würde man, wenn Amweges Beſuch gemacht hätten, ſie gar zu gerne aufdringlich und unmöglich gefunden haben, und wußte jetzt, da ſie es nicht taten, nicht recht aus und ein. Am hitzigſten war natürlich die Wißbegier bei der alten Theynisl in Bärenburg. Die Achtzigjährige, ein wahrer Lebensvielfraß, die noch jetzt am liebſten hätte ſingen, tanzen und lieben mögen, wollte alles bis ins letzte wiſſen. Dabei ſprach ſie Agathe gegenüber von Herrn Amwege nie anders als per „dein Flirt“, nicht aus Scherz oder Neckerei, ſondern weil es nach ihrer Meinung gar nicht anders ſein konnte. Agathe aber war ſehr zurückhaltend, es machte ihr diebiſchen Spaß, wenn die anderen ſich ſo anſtrengen mußten, um die kleinſte Kleinigkeit herauszukriegen.

So beluſtigend dies aber auch bisweilen ſein mochte, viel, viel ſchöner war's eben doch, wenn Doktor Floßwärtel mit vorwurfsvoller Grimaſſe abziehn mußte und man ausritt. Freilich, jetzt ging es nicht gerade drauf los, wie im Herbſte, jetzt hieß es Wieſen und Felder ſchonen. Aber da kam dafür ihre genaue Kenntnis des Terrains zur Geltung. Immer wieder wußte ſie ein Weglein, einen ſchmalen Streifen Hutweide, wo man traben und galoppieren konnte, und immer wieder war ein kleiner Graben da, über den geſprungen wurde. Nie hätte, ohne ihre Führung, Herr Amwege von ſeinem Grund und Boden ſo bis ins letzte reitermäßig Beſitz ergreifen können.

Oft, wenn ſie allein war, geſtand ſie ſich ein, daß ihr Leben nun in ihren hohen Jahren auf einmal wieder recht reich und ſchön geworden ſei, und zwar gerade durch eine Fügung, in der ſie ſelbſt zuerſt einen beſonders bösartigen Streich des Schickſals vermuten mußte. Trotz aller Dankbarkeit kam dabei von Zeit zu Zeit leiſe Melancholie über ſie. Des Morgens, wenn ſie erwacht im Bette lag und die volle Sonne in ihr ſauberes, behagliches Schlafzimmer hereinflutete, wenn ſie in wohliger Ermüdung von einem köſtlichen Ritte heimgekehrt war, wenn ſie ein ſtilles Stündchen in der Gruftkapelle verdämmerte. Eine ſanfte Schwermut, wie von weither kommend, die ſie vordem nicht gekannt hatte. Als es ihr noch ſo wirklich miſerabel ging, da war doch wenigſtens in ihrem Ingrimm ein bißchen Auflehnung und in ihrem Kummer etwas Kampfgeiſt. Mitten in all den Widrigkeiten hielt ſie ſtreitbar und raufluſtig den Kopf hoch. Jetzt aber blieb ihr nichts übrig, als ihn zu neigen und die freundliche Wendung ihres Loſes in Ergebung auf ſich zu nehmen. Darüber aber wurde ihr weich und wehmütig ums Herz. Es konnte nicht bloß der Frühling ſein, der ihr dermaßen zuſetzte. Empfindſame Dichternaturen mochte er in ſchmerzlich-ſüße Wallung verſetzen; ihr, das wußte ſie, hatten derlei Gefühle nicht viel an. Es war etwas anderes.

Gewiß, ſie mußte Gott danken, daß die Amweges gekommen waren. Dieſe prächtigen Leute, die ſie mit Sorgfalt und Herzlichkeit umgaben und die, was mehr war, Seiberskirchen aus ſeinem traurigen Zauberſchlaf geweckt hatten. Wie ſchön, daß es jetzt daſtand in einer Glorie, die ſich aus den Strahlen zu gleicher Zeit lebendig und leuchtend gewordener Erinnerungen aus vielen Jahrhunderten wob! Aber warum hatte es dazu Fremder bedurft, jenes genialen Webergeſellen, der im Rheinland ein ungeheures Vermögen aufzuhäufen wußte, und eines ſinnigen Gymnaſiallehrers, der ſo edeln Gebrauch davon zu machen verſtand? Hätte nicht im eigenen Kreiſe, unter den Gunzendorfs, einer ſein können mit ein bißchen Kraft und Willen? Es wäre doch wohl leichter geweſen, Vorhandenes aufrechtzuerhalten als ſchon halb Geſtürztes aufs neue aufzubauen. Warum hatte ſie, Agathe, ſtatt ſich in das Teſtament zu fügen, das ſie auf bloßen Nießbrauch ſetzte, nicht

einfach erklärt, sie selbst wolle Seiberskirchen haben, führen, hochbringen, ihrem Bruder und seinen Erben weit mehr an Apannage auszahlen, als diese mit ihrer elendigen Wirtschaft aus dem Gute herausschlugen? Oder warum war nicht ihr Neffe Ottokar, war keiner seiner Söhne zu etwas zu brauchen? Nicht einmal Hansi, der anständige Bursch, der unter freundlichen Gestirnen sicher ganz gut abgeschnitten hätte, aber zum Kampfe gegen die Gewalten des Lebens viel, viel zu schwächlich war? Natürlich, da war die verpaßte Rasse schuld, das unselige Erbe ihrer Schwägerin, deren exotisches Vermögen man in eben dem Maße überschätzt hatte, als sogar Agathens Mißtrauen hinter den Wirkungen jenes schlechten Blutes noch zurückgeblieben war.

Aber auch rundherum, bei den Verwandten, Freunden, Bekannten, wo kein Zuchtfehler unterlaufen war und daher eine solche Ausrede nicht statthatte, sah sie vielfach unverkennbare traurige Zeichen des Niederganges. Einzelne, die ganz, ganz Reichen, lebten noch auf dem alten, großen Fuße, nur wußte niemand, auf wie lange. Andere hatten bereits schmerzliche Einschränkungen auf sich nehmen müssen und zweifelten stark, ob es auch in diesem knapperen Rahmen auf die Dauer gehn würde. Wieder andere waren schon so gut wie ausgeschieden und suchten ihr Heil auf irgendeinem neuen Geleise, das aber anscheinend auch nicht aufwärts führte. Da gab es einige, die das noch Vorhandene völlig gedankenlos vertaten, solche, die es in aberwitzigen Geschäften vermehren wollten und nur um so rascher aufbrauchten, endlich welche, die Ordentlichen, die sich in ihnen ganz ferneliegenden Berufen redlich versuchten und wohl nicht untergingen, aber auch nicht höher gelangten. Wo mochte die alte Spannkraft all dieser Geschlechter hingekommen sein, die durch ein halbes Jahrtausend Eroberer, Pioniere, Schützer des Volkes gewesen waren und dann durch ein weiteres seine geistigen, politischen, militärischen Führer?

Die Zeiten, von jeher in einem sachten Wandel, waren eben neuestens in ein furchtbares Rollen gekommen, in einen jähen, sich überstürzenden Wechsel. Da gab es kein langsames Anpassen, keine allmähliche Umstellung mehr. Was gestern noch galt, konnte heute sich nicht mehr behaupten, es fiel in nichts zusammen. Und in diesem wilden Wettlauf, in diesem unsinnigen Taumel nach vorwärts waren natürlich die am besten dran, die das kleinste Gepäck hatten. So würde es nicht bleiben, irgendein Beharrungszustand sicher einmal kommen. Dann würden auch die jetzt ganz Verwirrten sich wieder zurechtfinden, die halb Entwurzelten wieder festen Boden fassen. Und mußte die alte, angestammte Kraft sich sammeln, mußte sie neuerlich zu Durchbruch und Geltung kommen. Wer ihrer nicht vergaß, sie in sich pflegte und hochhielt, der würde dann schon wieder obenauf sein. Aber eine Weile würde das noch dauern, vielleicht lange und jedenfalls länger, als daß sie hoffen durfte, es selbst zu erleben. Für sie gab es ein Gunzendorfsches Seiberskirchen nie mehr; sie mußte sich freuen, daß es das der Amwege war. Sie freute sich auch darüber, nur daß ein Wermutstropfen in dieser Freude war.

Indessen, daß solche schwermütigen Anwandlungen bei ihr ganz durchschlugen und vorherrschend wurden, geschah doch nur ab und zu. Gewöhnlich war in ihrer Laune nicht mehr als ein kleiner Einschuß davon vorhanden, etwas wie ein Bodensatz, und dieser schien in besonders behaglichen, erfreulichen Augenblicken geschwunden. Wenn sie mit Amwege zu Pferde draußen war, wenn sie nach Hause kam und das Schloß in seiner neuen, alten Pracht stolz entgegengrüßte, wenn er etwas Munteres, ein bißchen Krauses sagte, oder seine Frau wieder einmal etwas recht Gescheites, dann vergaß sie ihre kopfhängerischen Grillen. Und freute sich dessen bewußt. Denn derlei hatte doch eigentlich gar keinen vernünftigen Zweck.

*

Amwege war in dieser Zeit besonders aufgeräumt, auf einem Höhenpunkte der Zufriedenheit, manchmal geradezu von einem Bummelwitz, wie man ihn dem gemessenen englischen Clergyman gar nicht zugetraut hätte. Dann aber wurde er mit einem Male merklich versonnen, zerstreut, benommen, starrte gedankenvoll vor sich hin auf den Pferdekopf und gab verspätete Antworten, die er mit einer Bitte um Entschuldigung einleiten mußte, weil er gar nicht aufgepaßt hatte. Offenbar brütete er wieder einmal über etwas.

Das Schloß, die Geschichtsforschung konnten ihm kein Kopfzerbrechen mehr machen. Agathe war schrecklich neugierig, mochte aber nicht fragen. Wenn es reif war, würde er schon selber damit kommen. Hinter dem Berge halten war seine Sache nicht.

Und in der Tat, einmal, da sie gerade einen großen Galopp zur Groisbacher Mühle hinter sich hatten und in faulem Schritt nebeneinander einherritten, kramte er, ganz unbefangen und in voller Selbstverständlichkeit, einen neuen Plan aus.

„Etwas in Seiberskirchen stimmt noch

nicht," fing er an, „ist unecht, traditionswidrig. In guten Zeiten, da ging's doch wohl immer hoch her im Schlosse und lustig auch. Im Mittelalter, wie oft mögen da Nachbarn eingeritten sein, große Herren mit ihrem Gefolge, reisende Bischöfe und Prälaten? Es wurden Turniere abgehalten und Minnehöfe. Die Renaissance ließ sich auch nicht spotten, Barock und Rokoko schon gar nicht. Vielleicht war auch die hohe Gesellschaft des Wiener Kongresses mal hier zu Gaste gebeten, und Sie selber, Frau Gräfin, erzählten mir von glänzenden Festen zuzeiten Ihrer Eltern. Heute aber, heute ist gar nichts los, heute schleichen hier drei stille, alte Leute herum . . ."

„Ja, sollen wir aus lauter Stilgefühl auf einmal zu hopsen und zu jauchzen anfangen?"

„Ach, mir paßt's ja akkurat so, wie's ist, ich verlange mir's doch gar nicht anders. Aber für das Schloß, Frau Gräfin, für das Schloß muß es unsagbar öde und langweilig sein. Gar jetzt, wo es sich doch wieder ein klein bißchen herausgeputzt hat. Ich fühle ordentlich, wie es nach schönen, geschmückten, fröhlichen Menschen lechzt. Die Bilder, die Tapeten, die Fauteuils, alles sieht mich scheel an und vorwurfsvoll. Alles sagt: Jetzt wären wir glücklich wieder so weit, daß man 'ne reputierliche Gesellschaft hereinlassen könnte. Und nur du bist schuld, daß es hier zum Totgähnen zugeht, du verdammter Junge!"

„Geben Sie ganz einfach ein grandioses Fest! Die Küche haben Sie doch dazu und die Dienerschaft auch!"

„Ich ein Fest geben? Das wäre ein kapitaler Mißgriff. Soll ich meine Bekannten aus dem Rheinlande bitten? Die würden bestenfalls hier kunstwandern wie eine Reisegesellschaft in einem Museum, mit dem Katalog in der Hand, fremd, erstaunt und mit schlechtem Gewissen, daß ihnen doch wohl was entgeht. Nein, Frau Gräfin, die Leute der Umgebung von Seiberskirchen müßten es sein, die Nachkommen oder wenigstens Nachfolger derer, die seit tausend Jahren hier zu Gaste waren."

„So laden Sie halt die ein. Die meisten brennen ohnedies drauf."

„Das käme snobistisch heraus und ein bißchen protzig vielleicht auch. Das würde die Stimmung stören und das richtige Bild. Es müßte jemand sein, der die Überlieferung verkörpert, der von alters her das Recht hat, hier zu empfangen. So gehört es zur Auferstehung von Seiberskirchen."

„Da wird dann schon nichts anderes übrigbleiben, als daß Sie den Geist eines alten Schloßherrn zitieren. Sagen wir den Philipp Gunzendorf. Mit dem sind Sie ja so intim, Sie und Ihr Doktor Floßwärtel."

„Ginge wohl auch. Ist aber nicht unbedingt nötig. Gibt's doch einen näherliegenden Ausweg! Sie, Frau Gräfin, müssen das Fest geben."

Agathe wollte nicht gleich antworten. Sonst hätte sie gesagt, er sei ein gerissener Narr.

„Fürchten Sie ja nicht, daß Ihnen daraus besondere Ungelegenheiten erwachsen. Annemarie und ich werden für alles sorgen, alle Vorbereitungen treffen, natürlich ganz genau nach Ihren Anweisungen. Nur am Abend selbst müssen Sie so gut sein und die Rolle der Hausfrau übernehmen."

„Auf deutsch gesagt heißt das, ich soll ein Fest geben, und Sie werden es bezahlen."

„Das ist aber doch auch schon das Allermindeste, was ich tun kann," antwortete Amwege mit überzeugender Ehrlichkeit. „Bedenken Sie, Frau Gräfin, meine Lage ist mehr als peinlich! Ich fühle die dringende Verpflichtung, etwas zu veranstalten, einen förmlichen Ruf des Gewissens. Seiberskirchen hat ja so recht. Wozu staffierte ich's denn bloß heraus, wenn ich ihm das nun versage? Ich bin ganz durchdrungen davon, ich möchte auch zu gerne, aber ich kann's nicht, beim besten Willen. Es wäre ein gutes Werk von Ihnen, wenn Sie mir zu Hilfe kämen in meiner Bedrängnis."

Sie schüttelte den Kopf, recht erstaunt und ablehnend. Er aber ließ nicht locker. „Bitte, überstürzen Sie Ihren Entschluß nicht! Sagen Sie nicht ein vorschnelles Nein, hinter das Sie dann nicht zurückwollen. Es steht doch zuviel auf dem Spiele."

Im Laufe der nächsten Tage fiel ihr Amweges Vorschlag, der ihr zuerst kaum des Nachdenkens wert geschienen hatte, immer wieder ein. Und jedesmal kam er ihr ein bißchen weniger unmöglich vor. Es war halber Wahnsinn, aber eigentlich reizend. In diesem einsam gewordenen, leeren Seiberskirchen sollte wieder ein rauschendes Fest sein, mit fröhlichen Nachbarn, und sie selbst im Mittelpunkte wie zu den schönsten Zeiten ihres Lebens. Die Jungen würden staunen, was aus dem verfallenen Eulenschlosse geworden sei, die Alten aber früheren Glanz neu erstanden sehen. Und dann würden alle miteinander vergessen, daß es inzwischen anders gewesen war, und in lachender, gedankenloser Freude genießen. Das unwiederbringliche Einst würde, dem Weltlauf entgegen, zum Jetzt, und tief in ihrem Alter glänzte auf einmal wieder ein

Tag der Jugend auf, jubelnd, brausend, himmlisch.

*

Ob das Fest überhaupt stattfinden sollte, kam zwischen ihr und Amwege nicht mehr zur Sprache. Beide setzten es stillschweigend voraus. Man unterhielt sich nur mehr über Durchführungsfragen. Tagsüber meist zu zweien und des Abends in Beratungen, an denen auch Frau Annemarie teilnahm. Amwege war mit allem einverstanden, nur daß ihm eigentlich nichts schön und teuer genug schien. In dieser Beziehung redete er ihr dringend und heischend zu, als hätte s i e das Geld herzugeben, und warf ihr gelegentlich Knauserei vor. Sie aber wollte gar nicht seine Finanzen schonen, sie hatte nur ein klares, bestimmtes Vorbild im Auge. Der Ball sollte aufs Haar so sein wie der, den die Eltern zu ihrem achtzehnten Geburtstag gegeben hatten. Das gefiel ihm auch wieder, und ein bloßes: „Damals war es so," entschied jedesmal endgültig.

Sie brachte eine Menükarte, die sie sich aufgehoben hatte; man wußte also, was zu kochen war. Eine Zigarettentasche und einen Fächer, wie sie die Tanzenden als Andenken bekommen hatten, besaß sie auch noch, die Bestellung konnte ohne Verzug nach Wien abgehen. An die Verwendung der Räume, den Tafelschmuck, alle Einzelheiten der Zurüstung erinnerte sie sich mit ihrem starken Gedächtnisse für die Vorgänge der Jugendzeit bis aufs I-Tüpfelchen. Sie sah die Kotillonbuketts deutlich vor sich und wußte, was für Blumen dabei waren. Damals trug der Pony Ibrahim in zwei vergoldeten Körben die Sträußchen in den Ballsaal. Auch hier gab es keine Schwierigkeit. Über telegraphischen Auftrag an den Pferdehändler Schlesinger langte innerhalb weniger Tage ein zuckerweißes kleines Pferdchen an, das man, wenn man nicht gar zu genau zusah, mit jenem hätte verwechseln können. Immer wieder fielen ihr neue Züge ein, die die Amweges begierig aufgriffen. Und so wurde mit einer Technik, um die sie ein Antiquitätenfälscher hätte beneiden dürfen, das alte Muster aus der Erinnerung kopiert.

Mehr Kopfzerbrechen machte der Vortänzer. Einen aus der damaligen Zeit konnte man doch nicht gut in Betracht ziehen. Und die jungen Leute von heute, die hatten keine blasse Ahnung, was ein richtiger Ball ist. Schließlich entschied sich Agathe für einen Mittelweg und griff auf Bela Uglay, den sogenannten jungen Uglay, der vor fünfundzwanzig Jahren als Gardereiter zur allgemeinen Begeisterung die Kotillons angeführt hatte.

Blieb die Musik. Damals war es Drescher gewesen, der mit seinen Leuten aufspielte, hinreißend, elektrisierend. Noch glaubte sie den fast schmerzlich süßen Schauer zu spüren, wie einem die ersten Geigenstriche bei den „Rosen aus dem Süden" oder der „Schönen blauen Donau" in die Glieder fuhren. Aber der arme Drescher war längst tot. Zum Glück erfragte Amwege eine Kapelle, die sich mit der Pflege des alten Wiener Walzers als Spezialität befaßte. Daß sie gerade für einige Wochen nach Karlsbad verpflichtet war, bedeutete eine nicht unüberwindliche Schwierigkeit.

Bela Uglay wurde herübergebeten, zur Besprechung der Tanzordnung. Agathe diktierte, die Amweges hörten bewundernd zu: Eröffnungswalzer, Polka, Lanciers, Walzer, erste Française, Walzer, Polka, Kotillon. Dann nach dem Essen Souperwalzer, eine Stunde lang, Polka, Lanciers, Walzer, zweite Française, als große Hetzquadrille, bei der man durch alle Stockwerke fegte. Dieses fand Amwege ganz besonders reizend, und er klatschte vor Vergnügen in die Hände.

Sollte sie ihre nächsten Verwandten einladen? Namentlich dem Ottokar war es zu gönnen, daß er sehen mußte, was ordentliche, tüchtige Leute aus Seiberskirchen zu machen verstanden. Da hätte er sich wenigstens einmal bis über die Ohren schämen können, dieser öde, unfähige Geldvertuer. Und gerade vor den Nachbarn, den Bekannten, das wäre schon das Richtige gewesen. Aber dann hielt sie doch das Familiengefühl zurück. Und sie wollte auch das lustige Fest nicht mit einem Strafvollzuge belasten. Ottokars Demütigung konnte bei anderer Gelegenheit nachgeholt werden. Von den Großneffen lud sie nur Hansi ein. Den hatte sie gerne, und der war wirklich ein anständiger Bursch. Der sollte sich nur nach Herzenslust dabei unterhalten.

Zu den nächsten Nachbarn fuhr sie hinüber, um persönlich einzuladen, zu Wallenfels in Eichgraben, Brandolars in Weßlern, Uglays in Katschbach, Theynisls in Bärenburg, Stradnitzkys in Oberwinzendorf und Schrötzingens in Kledrach. Überall wartete man schon sehr gespannt, die Sache hatte sich herumgeredet, vielleicht auch der sogenannte junge Uglay nicht reinen Mund gehalten. Und überall war die Freude groß. Namentlich die Wallenfelsischen Mädeln jauchzten vor Entzücken und die schöne Maritschi erkundigte sich gleich, ob der Hansi kommen werde.

Entfernteren ſchrieb ſie. Von keiner Seite gab es eine Abſage. Nur auf die alte Theynisl mußte man wohl verzichten, da ſie eben die Bäder in Gaſtein gebrauchte. Aber die Achtzigjährige telegraphierte, ſie werde die Kur unterbrechen und mit Vergnügen erſcheinen.

Seiberskirchen war von dem bevorſtehenden Balle ganz und gar beherrſcht. Die Amweges ſprachen von nichts anderem. Die Altertumswut war vergeſſen, und kein Menſch kümmerte ſich um Doktor Floßwärtel. Vergeblich trat er dafür ein, man ſolle doch das Vorbild für das Feſt nicht aus einer noch nicht hiſtoriſch gewordenen, jedenfalls aber ganz ſtilloſen Zeit, ſondern aus einem der früheren Jahrhunderte nehmen und brachte allerhand Behelfe dafür. Man hatte keine Zeit für ihn, hinderte ihn aber auch nicht, für ſich, rein akademiſch, einen Entwurf zur Nachbildung des Empfanges auszuarbeiten, den Gordian Heunradl und ſeine Gattin Veronika dem Erzherzog Leopold Ferdinand von Öſterreich bereitet hatten.

Agathens Dienſtleute, Nepomuk, Kathi und die alte Roſalia, die den Ball von anno dazumal als Küchenmädchen miterlebt hatte, ſchwammen in Seligkeit. Selbſt Tini, das nichtsnutzige Ding, der Kalfakter, fühlte auf einmal eine Zugehörigkeit zum Hauſe, als hätten ihre Vorfahren den Gunzendorfs in den Kreuzzügen den Schild nachgetragen. ‚Ja, ja, man muß den Leuten von Zeit zu Zeit was zeigen,‘ ſagte ſich Agathe. ‚Wie ſollen ſie denn ſonſt glauben, daß unſereins wer iſt?‘

Sie kramte die betreßten Fräcke, weißen Hoſen, Spangenſchuhe und Allongeperücken heraus für die Lakaien, die auf den Stiegenabſätzen ſtehen mußten, während die Gäſte kamen. Das meiſte war noch gut, ein geſchickter Garderobier aus Wien leitete die tadelloſe Inſtandſetzung. Getanzt ſollte im weißen Saal und die Tafel im Ahnenſaal gedeckt werden wie damals. Leider langte man mit den alten Beſtänden, die Ottokar ſtark gelichtet hatte, für ſoviel Gedecke nicht mehr aus. Aber Amwege konnte aushelfen. Dabei wurde er ſich einer ſchweren Verſäumnis bewußt, daß er nämlich das verſtreute Gunzendorfſche Silber nicht ſchon längſt zuſammengekauft hatte. Das konnte er nun erſt ſpäter allmählich nachholen. Zum Glück waren die großen Aufſätze noch da. Ottokar hatte ſie wohl in eine Verſteigerung bringen wollen, aber da es gerade zum Verkaufe von Seiberskirchen kam, ſie Amwege unter beſonderer Anrechnung mit überlaſſen.

Nach unzähligen Vorübungen, Einzel- und Geſamtproben — der Küchenchef hatte die Speiſen dreimal verſuchsweiſe herſtellen müſſen, und Herr Amwege fuhr fünfundzwanzigmal in Hut und Überzieher vor, damit der Empfang vom Schloßtor bis zum grünen Salon, in den man eintrat, vollkommen klappte — ging am Abend ſelbſt alles wie am Schnürchen. Stunden vorher glitzerten die Lampen, Kronleuchter und Appliken, im Park wimmelte es von Lampions. Amwege, in Frack und weißer Weſte, ſtob durch alle Stockwerke, ſeine aufgeregten Blicke ſchwirrten wie Pfeile in die entfernteſten Ecken, um dann beruhigt in ſich ſelbſt zurückzukehren. Agathe, in einem alten Staatskleide, das trotz der Überarbeitung durch Frau Annemaries Kammerjungfer noch immer genügend außer der Zeit war, und mit dem, was ihr an Gunzendorfſchem Schmucke verblieben war, ſtand hochaufgerichtet im grünen Salon. Der Wandſpiegel hatte gut ihr das alte harte Geſicht zeigen, die Umwelt war zu überwältigend. Sie konnte es faſt nicht glauben, daß nicht wieder ihr achtzehnter Geburtstag ſei.

Nun kam das Ehepaar Wallenfels mit Linerl, Karla, Maritſchi und Johnny, der heute zum erſtenmal den Frack trug. Dann erſchienen die Theynisls, die Achtzigjährige voran, die vor zwei Stunden mit dem Schnellzug aus Gaſtein eingetroffen war. Dann die Brandolars. Die Mütter ſahen ſich ängſtlich an, denn noch gab es vorwiegend Tänzerinnen. Jetzt aber kam auf einmal ein Dutzend junger Leute aus Wien, in Autos angelangt, die Uglay verſchrieben hatte. Er ſelbſt, ſchon ſeit Nachmittag in Seiberskirchen, zählte ſie insgeheim ab und war zufrieden. Allmählich füllte ſich der grüne Salon. Herr Amwege, Gegenſtand allgemeiner Neugier, wurde bekannt gemacht und entledigte ſich ſeiner Höflichkeitspflichten. Am liebſten aber ſtand er im Hintergrunde, alles mit ſtillem Blick umfaſſend, wie ein freudlicher Hausgeiſt. Frau Annemarie wollte erſt ſpäter in den Ballſaal kommen.

Nun wurden die Türen geöffnet, die Gäſte fluteten hinüber. Die Kapelle ſpielte die „Roſen aus dem Süden“. Uglay ließ ſich's nicht nehmen, mit Agathe zu eröffnen. Mehrere Jahrzehnte der Unterbrechung hatten ihrer Gewandtheit nichts anhaben können, und um ihren Atem durften die Jüngſten ſie beneiden. „Was du kannſt, das kann ich auch,“ rief die alte Theynisl, winkte dem Grafen Brandolar und drehte mit ihm hinterher, daß er keuchte wie ein dämpfiges Pferd.

Zugvögel. Gemälde von Dr. Rudolf Treumann

Berlin, Ausstellung der Kunststube

Agathe übte ſtramme Ballpolizei. Die Mädchen mußten in einer Ecke beiſammenſtehen und die jungen Leute in der gegenüberliegenden. An den Wänden ſitzen durften nur die Mütter, um, die Lorgnetten auf der Naſe, das Glück der Kinder mitzugenießen. So war es zu ihrer Zeit geweſen, und ſo fand ſie es für richtig. Wenn man auf Diwans und Fauteuils herumknotzen darf, dann wird geſchwätzt und geflirtet, und dann iſt es aus mit dem echten, unbefangenen Tanzvergnügen. Stahlen ſich zwei aus dem Wirbel heraus, um in irgendeinem Winkel miteinander zu plaudern, war ſie gleich dort und trieb ſie mit einem kategoriſchen: „Tanzen, tanzen!“ zurück. Dieſe Mahnung kriegten auch die jungen Leute zu hören, wenn ſie länger untätig beiſammenſtanden, und zwar ſo befehlend, daß gleich wieder alle Paare in Bewegung waren. Als die ältere Brandolar mit dem nämlichen Herrn, mit dem ſie Lanciers getanzt hatte, zur erſten Française antreten wollte, fuhr ſie dazwiſchen: „Zwei Kontertänze an einem Abend, das gehört ſich nicht!“ Die beiden ſtoben beſchämt auseinander und verſorgten ſich anderwärts. Ein klein wenig Nachſicht übte ſie nur mit ihrem Großneffen, den ſie ein paarmal im Geſpräche mit Maritſchi Wallenfels beiſammen ſah.

Amwege war entzückt von dieſer ſtrengen Zucht und ſtellte darüber Betrachtungen an. So hatte es eben eine vornehme und kluge Geſellſchaft eingerichtet, damit das Vergnügen nie ausartete und ſie mitten in der rauſchenden Freude ihre Kinder feſt in der Hand behielt. War es doch für ſorgſam gehütete Mädchen genug, daß ſie bei den Kontertänzen die Hände der jungen Leute feſthalten, bei Walzer und Polka in ihren Armen liegen, bei Quadrillefinale und Kotillon mit ihnen herumfegen durften. Mehr Freiheit ſollte eben der Ball nicht geben und insbeſondere nicht die Gelegenheit zu unkontrollierbaren Annäherungen. Die militäriſche Ordnung der Freude, die ſorgfältige Ausführung der Quadrille- und Lanciersfiguren, die faſt ununterbrochene rhythmiſche Bewegung der ganzen jungen Geſellſchaft ſteigerte überdies den Reiz des Bildes. So geziemlich und ſo luſtig zugleich ſollte es in Seiberskirchen hergehen, das war ſchon das Richtige. Und Seiberskirchen war, das durfte er ſich getroſt eingeſtehen, heute wunderſchön. Seine Pracht erſchloß ſich in dieſer wunderſamen Belebtheit bis zu Tiefen, von denen er ſelbſt nichts geahnt hatte. Jetzt war es erſt aus dem Zauberſchlaf erwacht. Er genoß in vollen Zügen, und wenn er an Frau Annemarie vorbeikam, die ſtill in einem Winkel des Tanzſaales zuſah, drückten ſie ſich ſelig die Hand.

Das Inkognito eines Ballgaſtes, unter dem ſich der eigentliche geheime Hausherr verbarg, wurde ſorgſam gewahrt; der Ehren eines Wiederherſtellers von Seiberskirchen aber durfte er ſich offen erfreuen. Immer wieder kam jemand, der bat, ihm das Schloß zu zeigen, und jedesmal waren gleich einige andere da und wollten mit. So gab es faſt jede Stunde der Nacht eine kleine Kunſtwanderung unter ſeiner Führung. Nicht nur die Älteren, auch viele von den Jungen zeigten lebhaftes Intereſſe und Verſtändnis. Einmal ſchloß ſich ein beſonders ſchönes großes Mädchen an, mit einem ſo warmen Ausdruck von Güte und Ehrlichkeit auf den Zügen, daß er immer wieder verſtohlen hinſah. Und er glaubte ihr eine herzliche Freude an der neuerſtandenen Herrlichkeit, ja geradezu eine tiefe innere Bewegung anzukennen.

Am ſtärkſten nahm ihn die alte Gräfin Theynisl in Anſpruch. Nicht weniger als viermal zog die Achtzigjährige mit, ſtets in lebhaftem Geſpräch mit ihm und voller Fragen. Woher er das hatte, warum er jenes ſo gemacht habe? Mit dem meiſten war ſie einverſtanden, über einzelnes aber ſtritt ſie mit ihm auf Tod und Leben. Beſonders verblüffte ihn, als ſie behauptete, daß zwei Räume, die jetzt durch eine Mauer getrennt waren, offenbar einmal zuſammengehangen hätten, und dies, ſeinen Zweifeln gegenüber, aus der Ornamentik nachwies, die nicht nur übereinſtimmte, ſondern erſt bei einem einheitlichen Raum in ſich zum richtigen Abſchluſſe kam. An dieſe Frau mußte er ſich künftig halten, die verſtand wirklich etwas.

Seine Begegnung mit all den Unbekannten verlief ſehr angenehm. Trotz wohlerzogener Zurückhaltung ſchlug bei ihnen die Neugier durch, die mit dem Werke offenbar auch ſeine Perſon erweckt und die bisher ungeſtillt zu laſſen Agathen ein boshaftes Vergnügen bereitet hatte. Die Reſtaurierung des Schloſſes, Amweges Gartenanlagen, die ſchönen Pferde gaben unerſchöpflichen Geſprächsſtoff. Seine Geſchmacksrichtung, ſein warmer Sinn für alles, was auch ihnen ſchön und begehrenswert erſchien, brachte ihn den andern näher. Und daß er Ideale, denen ſie unter der Ungunſt der Verhältniſſe vielfach hatten entſagen müſſen, bis ins letzte zu verwirklichen imſtande war, hatte um des völligen Mangels an Protzerei und um der gläubigen, faſt

ehrfürchtigen Hingabe an jene Ideale willen nichts Aufreizendes.

Die Jugend unterhielt sich königlich. Anfangs hatte es ein bißchen Ärger gegeben, daß man nicht in Fauteuils lümmeln und gemeinsam Zigaretten rauchen durfte, daß man ausschließlich die Tänze der Großmütter tanzen sollte. Ein junger Witzbold prägte, in leisem Gespräche, das Wort: „Lämmerhüpfen bei Tutankamen", ein anderer suchte mit der Bezeichnung „Strafhausball" sein Glück zu machen, und Graf Brandolar, ein Fünfziger mit schütteren Schläfen und begeistert für moderne Tänze, wisperte einer Dame ins Ohr, er habe keine Ahnung gehabt, daß man zur Exhumierung eines längst begrabenen Ballfestes gebeten sei. Aber die Flaumacher drangen nicht durch, die prächtige Musik brachte immer mehr Zug hinein, es wurde wie rasend getanzt. Und als beim Kotillon der sogenannte junge Uglay die Meisterschaft, mit der er vor fünfundzwanzig Jahren als Gardereiter geglänzt hatte, in einer Fülle toll durcheinanderwirbelnder Figuren entfaltete, begriffen die Mädchen, wieso ihre Mütter mit solcher Begeisterung von den Bällen der eigenen Jugend erzählen konnten. Beim Souper im Ahnensaale und unter den ernsten Blicken der Schloßherren aus früheren Jahrhunderten wurde man nichtsdestoweniger recht munter. Herr Amwege ließ nämlich, freilich nicht ohne Gewissensbisse, etwas mehr Champagner auffahren, als nach Agathens altem Ballrezepte vorgeschrieben war.

Dann kam der endlose Souperwalzer. Die Stimmung stieg immer mehr an. Alles war darüber einig, daß man sich noch nie so gut unterhalten habe. Den Höhepunkt erreichte das Fest knapp vor seinem Abschluß in der großen Hetzquadrille. Agathe mußte mittun an der Seite des Grafen Brandolar. Auch die alte Theynisl trat an mit Amwege, dem sie erklärt hatte, es gebühre ihr, vom Schloßherrn aufgefordert zu werden. Die Reihen stellten sich in weiteren Abständen auf als sonst, so daß schon die normalen Figuren in beschleunigtem Tempo, fast im Laufschritt ausgeführt wurden. Im Finale aber, in dem der erfinderische Geist des Vortänzers sich selbst überbot, ging es irrsinnig zu, und die Paare, die er zu immer neuen Formen durcheinanderquirlte, tobten in einer wilden Jagd daher. Nun mußten alle Tanzenden eine Kette bilden, die er zuerst ein paarmal sich ein- und aufrollen ließ; dann führte er sie, voranstürmend, aus dem Saale, treppauf, treppab, fegte in den Garten hinaus und auf einem langen Umwege wieder in den Saal zurück. Die Mädchen lachten vor Freude, die Augen blitzten, hier und da gab es einen gellen Schrei, weil eine gefürchtet hatte, zu fallen oder die Hand des Tänzers zu verlieren. Agathe unterhielt sich köstlich über Brandolar, weil der so jugendlich Beflissene nur mühsam mitkam, und die alte Theynisl meinte, so etwas müßte man jeden Tag haben, da würde man tausend Jahre leben.

Dann gab es ein kleines Frühstück, zu dem die Kapelle alte Wiener Lieder aufspielte, und dann ging man höchst vergnügt auseinander.

*

Am Morgen empfand Amwege große Sehnsucht, sich mit Agathe über das Fest auszusprechen. Er war wie eine Leydner Flasche gefüllt mit schönen Eindrücken und mußte sich entladen. Sehr lange brauchte er nicht zu warten. Denn bis zum Mittag zu schlafen, wie in der echten Ballzeit, das traf sie nicht mehr.

Auf einer Bank im Park, unter einer hohen Platane, ließ sich's ausgezeichnet plaudern. Das Schloß hatte ihn entzückt, das Fest, die Gesellschaft. Immer die Augen offen, hatte er tausend Einzelheiten festgehalten, mit denen er jetzt in nacherlebendem Genusse hervorkam, kunterbunt, völlig unvermittelt, fast wie ein Kind.

„Ist's nicht schön," rief er, „daß man so was erleben darf?"

„Na, schön war's ja wirklich, aber erlebt hat man so was doch auch schon."

„Nein, Frau Gräfin, ich nicht. Und ein anderer auch nicht. Ganz gewiß nicht. Nämlich so wie ich, Max Amwege, ehemaliger Lehramtskandidat, das in dieser Nacht habe erleben dürfen."

Sie sah ihn an. Der Blick leuchtete, die Haut war von einer warmen Blutwelle untermalt. Der Reverend, im Schwunge seiner Predigt, in heiliges Feuer geraten. „Sie sind ja förmlich in Ekstase."

„Bin ich. Und bleibe ich. Das war ein Gipfelpunkt der Menschheit."

„Was Sie zusammenphantasieren!"

„O nein, Frau Gräfin, grundfalsch! Da ist nichts zusammenphantasiert, beileibe! Ich habe — mit aller Demut sag' ich's, mit frommem Schauder, weil ich's selbst gar nicht recht glauben kann — ich habe was geschaffen."

„Das geb' ich schon zu."

„Nicht so, wie Sie's meinen, Frau Gräfin. Daß ich Seiberskirchen wieder halbwegs in Ordnung brachte, was Ähnliches treffen andere auch. Wenn sie's auch viel-

leicht nicht mit ſo viel Liebe tun, mit ſo viel — darf ich's ſagen? — Pflichtgefühl. Aber dann ſitzen ſie in ihrem Schloſſe wie in einem Muſeum. Seiberskirchen, herausſtaffiert und reſtauriert, hatte das Wirklichkeit? Wie Dornröschen im Schlafe lag's, wie Schneewittchen im gläſernen Sarg. Ich mußte Bewegung hineinbringen, mußte es zum Leben erwecken, wenigſtens für eine Nacht. Gut, ich konnte mir durch einen Agenten Kinoſchauſpieler verſorgen. Die hätten fleißig Kavaliere und Edeldamen gemimt, nach Anweiſungen von Regiſſeur oder Tanzlehrer, mit einem Lächeln auf den Lippen, das vor dem Spiegel einſtudiert war, und freudigen Affekten aus dem Schminktopf auf der Wange. Und hätten dabei albern herumgeguckt, ob denn auch alles richtig aus Pappe iſt, wie ſich's gehört. Und ſo wär's doch wieder nur Kitſch geweſen. Ich aber rief, dank Ihrer Güte, Frau Gräfin, die echten wahren Geiſter von Seiberskirchen wach, ſie nahmen Geſtalt an, ſind in Fleiſch und Blut hier gewandelt. Und ich bin mitten unter ihnen geweſen, und ich habe Seiberskirchen geſehen, lebend, atmend, vor Freude brauſend und bebend."

„Ja, ja, es war geſtern ſchon wirklich ſo, wie's halt ſein ſoll," ſagte Agathe leiſe, faſt mit einem Anflug von Rührung.

„So hätten die größten Künſtler ihre Rolle nicht ſpielen können wie Ihre Gäſte, Frau Gräfin, weil die es eben ſelbſt waren. Jeden einzelnen zu beobachten bot einen hohen Genuß. Prachtvolle Exemplare einer erleſenen Raſſe."

„Einige ſind ja wirklich ganz nett. Sind aber auch drunter, die einfach gräßlich ſind. Sie möchten ſchon draufkommen, bis Sie ſie nur erſt näher kennen."

„Das intereſſiert mich nicht, Frau Gräfin, abſolut nicht. Die Leute mögen förmlich ſtarren von Fehlern des Geiſtes und Charakters, obgleich ich's für höchſt unwahrſcheinlich halte — in ihrer Aktion, als das, wie ich ſie brauchte und wollte, waren ſie vollkommen. Um das handelt ſich's aber. Und dann, Frau Gräfin, ein bißchen was von Menſchen verſteht man ja doch auch, wenn Sie mir's gleich als ehemaligem Pädagogen vielleicht nicht zutrauen. Iſt dieſe Gräfin Theynisl nicht entzückend, nicht geradezu hinreißend mit ihren unglaublichen achtzig Jahren? Eine Geſtalt von Greuze oder Boucher, eine Figur aus den Memoiren, beſtes, reinſtes Rokoko in ſeiner ganzen unerſchöpflichen Lebensherrlichkeit! Und Graf Uglay, der den Kotillon anführte, ſo höflich und dabei ſo befehlend, mit ſo viel kulturgebundener Kraft und Sicherheit! Und dann die reizenden Mädchen! Allen voran die ſchöne Blonde, die ſo aufmerkſam mitkam, als wir das Schloß beſichtigten! Warum ſie nur dabei ſo verſonnen war, faſt traurig, das möcht' ich wiſſen. Das muß doch in jeder Beziehung ein herrliches Geſchöpf ſein. Ich bin ganz verliebt in ſie. Und als ſie dann mit Ihrem Großneffen tanzte, ich ſag' Ihnen, Frau Gräfin, ein ſolches Paar hab' ich überhaupt noch nicht geſehen. Das zieht einem das Herz an wie ein Magnet, es wird einem ſo gut warm dabei, und man denkt unwillkürlich: Wenn ich bloß den zweien mal eine kleine Freude bereiten könnte."

Agathe ſeufzte tief. Er ſtarrte ſie verblüfft an, das war ihm noch nie vorgekommen. „Reden S' mir nur von den beiden nicht," ſagte ſie bedrückt. „Das iſt eine ganze Tragödie."

„Um Gottes willen, Frau Gräfin!"

„Schon als Kinder haben ſie ein großes Penchant füreinander gehabt. Und das iſt nie anders geworden. Obwohl ſie ſpäter nur ſelten mehr zuſammengekommen ſind. Wie ich neulich bei den Wallenfels in Eichgraben drüben war, einladen, wiſſen Sie, da hätten Sie die Maritſchi ſehen ſollen. An gar nichts anderes hat ſie dabei gedacht, können ſich darauf verlaſſen, als ob der Hanſi kommen wird. No und dann iſt der Hanſi wirklich gekommen und da ſind ſie natürlich immer wieder beiſammengeſteckt. Ich hab's ihnen nicht recht verbieten wollen, iſt halt einmal ein Wiederſehen, hab' ich mir gedacht, und damit baſta. Jetzt paſſen Sie aber auf, Herr Amwege, wie ich grad hab' ſchlafen gehn wollen — in dem Alter freut ſich unſereins aufs Bett nach ſo einem Feſt — klopft's bei mir an, ſteht der Hanſi draußen. Der Hanſi, denken Sie ſich, ganz arm und patzweich wie ein Zuckerl, das man acht Tag' in der Taſchen herumgetragen hat. Alſo, er hat die Maritſchi nie vergeſſen gehabt, und heut hat er's geſehen, er kann nur ſie lieben und keine andere."

Amweges Geſicht leuchtete hell auf. „Das iſt ja ganz entzückend, das iſt doch geradezu herrlich!" rief er begeiſtert.

„Hundsmiſerabel iſt's, ſag' ich Ihnen, ganz hundsmiſerabel. Da kann doch nichts draus werden, um Gottes willen. Die Ottokariſchen, ich mein', die haben überhaupt nichts mehr wie Schulden, und bei Wallenfels, Sie, da ſchaut's auch hübſch windig aus mit den Moneten. Mein lieber Herr Amwege, jetzt frag' ich Sie, von was ſollen denn die zwei dann leben?"

„Man kann ſchließlich auch etwas verdienen."

„O ja. Er iſt ganz brav, der Hanſi, und fleißig, er iſt doch in einer Bank, und das langt grad auf einen Frack und ein nettes Hemd, wenn er eingeladen iſt. Aber eine Familie erhalten, du lieber Himmel! Wiſſen Sie, was er tun müßt', Herr Amwege? Z'ſamm'packen müßt' er ſie und mit ihr nach Amerika abfahren, ſich dort durchboxen, auf einer Farm oder als Hotelportier oder was weiß ich wie. Aber ſo einer, das iſt er ja ſchon gar nicht, der gute Hanſi. Anſtändig und ſolid und halt nicht extra tüchtig. Man muß auch das ſchon anerkennen, nicht wahr, bei dieſem Haderlumpen von Papa. Übrigens ſieht er's ein, der Hanſi, er weiß, daß er's der Maritſchi nicht zumuten kann, ſo eine Noterei das ganze Leben lang. Geweint hat er, fort muß er, hat er g'ſagt, und die Maritſchi nie mehr ſehen darf er, damit er ihr nicht im Weg ſteht. Das iſt ja honett von ihm, was? Das Gepäck hat man ihm müſſen auf die Bahn ſpedieren und er wird zu Fuß gehn. Wiſſen Sie, was das heißt, zu Fuß gehn? Das heißt, daß der Chauffeur nicht ſehen ſoll, wie er noch g'ſchwind einen Abſtecher nach Eichgraben macht und dort ſolang' herumpirſcht, bis er am End' doch die Maritſchi noch einmal am Fenſter ſieht."

Sie machte eine kleine Pauſe, erwartend, daß Amwege etwas ſagen würde. Doch verblieb er in ſtummem Nachdenken.

„Aber ſchad' iſt's, ewig ſchad'," fuhr ſie fort. „Die Maritſchi, das wär' die ideale Frau für ihn. So hübſch, und ſo gut, und ſo geſund! So geſund, ſag' ich Ihnen! Die tät' Ihnen in einer Generation die verpatzte Raſſ' in Ordnung bringen. Im Handumdrehen hätt' man wieder die richtigen guten alten Gunzendorfs. — Ja, was haben Sie denn, Herr Amwege, Sie ſchauen ja ganz benommen aus? Tut Ihnen der Hanſi gar ſo leid?"

„Ich ſtudiere über eine ſehr ernſte und kitzlige Sache nach. Am Ende vermöchte Graf Hanſi mir aus einer übeln Lage zu helfen?"

„Der Hanſi Ihnen? Nein, mein lieber Amwege, das kann ich mir nicht vorſtellen."

„Doch. Bedenken Sie folgendes, Frau Gräfin! Ich beabſichtige wohl noch recht lange zu leben, hundert Jahre und mehr, falls es gehen ſollte. Aber einmal wird es mutmaßlicherweiſe doch aus ſein. Und was geſchieht dann mit Seiberskirchen? Wer wird ſich dann drum annehmen?"

„Sie haben doch Erben, nicht?"

„Joachims Kinder meinen Sie? Die paſſen nicht. Der eine, Max Wolfgang, der kriegt Schloß Gertraudisberg am Rhein. Und Elsbeth? Die iſt doch mit dem jungen Herrn von Trothenapp verheiratet und da bekommen ſie einmal nach dem alten Herrn von Trothenapp Borczyn, das oſtpreußiſche Familiengut. Nun ſehen Sie, Frau Gräfin, neben Gertraudisberg oder Borczyn, da könnte Seiberskirchen leicht zu kurz kommen. Und Seiberskirchen muß die einzige Liebe ſein."

„Auf was wollen Sie eigentlich hinaus?" fragte Agathe in mühſam verhaltener Aufregung.

„Das iſt doch klar. Ich ſuche einen Nachfolger, brauche ihn wie einen Biſſen Brot. Vielleicht wäre Ihr Großneffe mein Mann, namentlich wenn er die Komteſſe Wallenfels heiratet. Bei ihm ſind wichtige Vorausſetzungen gegeben, er paßt zu Seiberskirchen, ſicherlich liegt es ihm am Herzen. Und ihr auch, o ja. Jetzt verſteh' ich endlich, warum ſie ſo ernſt und ſo gerührt dreinſah bei dem Rundgang durch das Schloß. Dieſer ſchmerzlich aufmerkſame Blick, der zeigte untrüglich die richtige künftige Gutsherrin. Und das ganze ſpätere Geſchlecht, wie wir's brauchen, das hätten wir dann mit Gottes Hilfe ja auch ſozuſagen auf einen Hieb. Ich glaube wirklich, ich ſtehe vor der Löſung meiner ernſteſten Lebensfrage. Die Löſung iſt wunderbar, märchenhaft, was Sie wollen, und dabei ſo natürlich, ſo organiſch, ſo auf der Hand liegend, wie's eben eine rechte Löſung immer iſt."

„Das kann doch nicht Ihr Ernſt ſein? Sie denken doch nicht wirklich dran . . .?"

„Graf Hanſi und ſeine Frau übernehmen nach meinem Tode Seiberskirchen. Das iſt mein unumſtößliches Programm. Sie, Frau Gräfin, müſſen, wie ſchon ſo oft, mithelfen, daß die Geſchichte zum Klappen kommt."

„Aber einſtweilen, Herr Amwege? Sie werden doch, Gott gebe es, noch recht lange leben."

„Glauben Sie, ich wäre wirklich ein ſolches Rhinozeros, meinen Vertrauensmann und künftigen Treuhänder zwiſchenzeitig verkommen zu laſſen? Das denn doch nicht. Graf Hanſi wird angeſtellt, mit Wartegebühr, natürlich ſo, daß er anſtändig leben kann. Er wird auch beileibe nicht faulenzen dürfen. Vorläufig bringt er für ſeine Aufgabe nur dasjenige mit, was ihm in die Wiege gelegt wurde und was man keinem anderen geben kann. Das iſt wertvoll, aber es langt nicht. Wir ſchicken ihn, dächt' ich, erſt mal auf zwei, drei Jahre zum alten Herrn von Trothenapp, Generalleutnant a. D., nach Borczyn. Dort ſieht er nicht nur eine halbwegs moderne Landwirtſchaft,

dort lernt er, was noch viel wichtiger iſt, gute alte Arbeitsdiſziplin. Wird nichts zu lachen haben, Ihr Großneffe, beim alten Herrn von Trothenapp, denn Exzellenz hat eine eiſerne Hand. Das gehört aber dazu. Die Indolenz, die Weichheit, die müſſen wir ihm heraustreiben, und wenn am Ende irgendwas von dem falſchen, kitſchigen Geſchäftsgeiſte ſeines Vaters in ihm ſtecken ſollte, das ſchon gar. Sein Charakter, ſein Weſen muß ſtramme Muskulatur bekommen, einen Seelenbizeps braucht er."

„Wie geſund ihm das wär'," ſeufzte Agathe.

„Wird's ihm ſein, verlaſſen Sie ſich drauf. In Borczyn heißt's bei Morgengrauen aus den Federn aufs Pferd und mit dem Inſpektor hinaus auf die Felder, zu den Meierhöfen, überall hinter der Arbeit her und militäriſche Zucht halten unter den Leuten. Oft kommt Herr von Trothenapp gar nicht zu Tiſch nach Hauſe, da wird Mittag gehalten mit einem Stück kaltem Fleiſch und einem Schluck Goldwaſſer aus der Feldflaſche. Das wird dem jungen Herrn ganz ſpaniſch vorkommen. Aber feſt wird er dabei werden und lebensfroh, und ſeine Frau wird er lieben lernen bei dieſem nüchternen, ſtrengen Leben, wie er ſie nie lieben würde unter den Ablenkungen einer weichen Welt. Ganz verflogen können doch die Tugenden der alten Gunzendorfs nicht ſein, und ſoferne auch nur noch ein ganz klein bißchen davon vorhanden iſt, dort kriegen wir's hoch. Und wenn Exzellenz mir ſchreibt, jetzt haben wir's, jetzt iſt er ſo weit, dann ſoll er herkommen und die Gutsverwaltung führen. Daneben aber nehm' ich mir ihn in die Lehre und bringe ihm bei, woran es bei den letzten Generationen hier ſo arg gefehlt hat, Sinn und Liebe und Pflichtgefühl für Seiberskirchen. Das iſt mein Fach, und in dem bin ich genau ſo patent wie Herr von Trothenapp in dem ſeinen."

Agathe hatte, den Kopf vorgereckt, ihm zugehört, jedes Wort einſaugend, und mit einem leiſen Beben der Wonne, in dem ſie das Lachen ihres alten Herzens zu ſpüren meinte, ſagte ſie: „Sie wollen alſo wirklich für Hanſi und Maritſchi ſorgen, und ihnen einmal Seiberskirchen laſſen?"

„Das will ich, und beileibe nicht aus Gutherzigkeit, keine Spur, ſondern aus ganz gemeiner Berechnung, aus durchaus egoiſtiſchen Motiven."

„Alſo dann ſchnell, ſchnell ein Pferd ſatteln! Ich reit' ſelbſt auf die Bahn — der Hanſi iſt ja noch nicht fort — und ich ſag' ihm, er ſoll stante pede umkehren."

„Ich hab's ja gewußt," ſagte Amwege vergnügt, „Sie bieten mir die Hand, Sie helfen auch diesmal, Sie gute Gräfin! Nun können wir ja alles unverzüglich in Ordnung bringen, und heute, längſtens morgen das Verlobungsdiner . . ." Plötzlich ſtockte er, faſſungslos, der Sprache beraubt durch die ſeltſamſte Lage, in die er zeit ſeines Lebens gekommen war. Gräfin Agathe hatte ihn umarmt und einen Kuß auf ſeine Stirn gedrückt.

Ich weiß von ſolchen... Von Hermann Heſſe

In manchen Seelen wohnt ſo tief die Kindheit,
Daß ſie den Zauber niemals ganz durchbrechen.
Sie leben hin in traumgefüllter Blindheit
Und lernen nie des Tages Sprache ſprechen.

Weh ihnen, wenn ein Unheil ſie erſchreckt
Und plötzlich hell zur Wirklichkeit erweckt!
Aus Traum geſcheucht und kindlichem Vertrauen
Starren ſie hilflos in des Lebens Grauen.

Ich weiß von ſolchen, die der Krieg erſt weckte,
Da ſie des Lebens Mitte überſchritten,
Und die ſeither am Leben wie erſchreckte
Traumwandler zitternd und geängſtet litten.

Es ſcheint: in dieſen Hoffnungsloſen ſucht
Die Menſchheit ihrer blutgetränkten Erden,
Sucht ihrer Grauſamkeit und Seelenflucht
Erſchauernd und beſchämt bewußt zu werden.

Zur Psychologie der Eitelkeit

Von Univ.-Prof. Dr. Bruno Bauch

Das Sprichwort enthält oft eine tiefe, dem Leben abgelauschte Weisheit, aber doch nur eine halbe Wahrheit. Wenn wir hören: „Dummheit und Stolz wachsen auf einem Holz“, so sind wir gewiß gleich geneigt, dem Gedanken zuzustimmen, aber doch nur halb. Wir fühlen unmittelbar: es liegt etwas Richtiges darin; aber es ist doch dabei nicht alles in Ordnung. Denn wir fordern doch auch Stolz vom Menschen, fordern, daß er etwas auf sich halte, sich nicht wegwerfe, sich nicht erniedrige. Das Sprichwort, so fühlen wir darum bald, meint eigentlich nicht den wahren Stolz, sondern einen falschen Stolz: die Eitelkeit.

Allein ist die Eitelkeit denn immer eine Schwester der Dummheit? Gibt es nicht auch sehr kluge und doch eitle Menschen? Nun gewiß, wir haben alle im Leben Menschen kennengelernt, deren Klugheit sie gerade eitel macht. Aber darin liegt eben die Weisheit jenes an sich gewiß nur halb richtigen Wortes, daß selbst die Klügsten auch eitle Toren sein können. Denn die Torheit aller Eitelkeit, auch der Eitelkeit der klugen Toren, liegt darin, daß sie sich über die anderen und ihr Urteil erhebt und doch gerade in dieser Überheblichkeit sich von fremdem Urteile abhängig macht. Das unterscheidet auch die Eitelkeit vom echten Stolz: Der echte Stolz hat seinen seelischen Schwerpunkt in sich, die Eitelkeit aber außer sich. Der Eitle ist gekränkt, wenn er an einer feierlichen Tafel den Platz nicht erhält, der ihm nach seiner Meinung gebührt und der ihn den anderen besonders sichtbar macht. Der echte Stolz eines Bismarck durfte sagen: „Wo ich sitze, da ist immer oben.“

Echte Größe wird immer stolz sein müssen, aber nie eitel sein können. Einen Bismarck, einen Goethe können wir uns gar nicht anders als stolz denken. Ihnen aber das Merkmal der Eitelkeit beilegen, hieße eine unvollziehbare Verbindung in unserem Urteil vollziehen zu wollen. Wenn also auch kluge, ja selbst sehr kluge Menschen eitel sind, dann beweisen sie, daß es ihnen an echter Größe fehlt. Echte Größe ruht in sich, wie echter Stolz; die Eitelkeit strebt immer außer sich, sucht sich nach außen sichtbar zu machen. Sie will sich abheben, während wahre Größe sich von selber abhebt, ohne es zu wollen. Und gerade in dem gewollten Sich-Abheben liegt das Abhängen von fremder Meinung und fremdem Urteil. Eitelkeit will gesehen, geschätzt, vielleicht sogar bewundert werden. Ihr höchstes Ziel wäre zuletzt der Ruhm. Aber gerade darin zeigt sie, daß selbst in ihrer am höchsten betonten Selbstbewußtheit eine innere Unsicherheit liegt. Das Urteil anderer, vor denen sie sich auszeichnen, über die sie sich erheben möchte, gilt ihr doch als Maßstab, dem sie sich unterwirft. Das ist ihr eigener innerer Widerspruch, der auch ihre eigene innere Torheit, die das Sprichwort, etwas grob, als „Dummheit“ bezeichnet, offenbar macht: sich über die anderen zu erheben und doch wieder die anderen als Maßstab über sich zu stellen, das eigene Selbst zu betonen und doch nicht ins eigene Innere, sondern nach außen sich zu wenden.

Solche Abhängigkeit von außen bekundet sich oft genug und am offensten darum auch schon und gerade in Äußerlichkeiten. Die eitle Gans, die von der sprichwörtlichen Dummheit besonders schwer belastet wird, rauscht zu spät in den Konzertsaal, um gesehen zu werden, sie schnattert, wenn auch vielleicht nur in den Pausen, an ihren Nachbaren störend dahin, um auch von der Umgebung bemerkt zu werden. Vielleicht erhebt sie sich auch von ihrem Platze, damit man auch in der Entfernung sehe, wie hübsch und jugendlich ihre Toilette hinter ihrem wirklichen Alter zurückgeblieben sei. An das Äußerliche der Kleidung denken die meisten Menschen wohl zuerst, wenn sie von Eitelkeit sprechen hören, und dann vielleicht heute auch an die Oberflächenbemalungen mit Schminke und Stift und Puder. Es wäre aber eine unbillige Einseitigkeit, wollte man den Vorwurf der Eitelkeit in der Kleidung etwa nur an die Adresse des schöneren Geschlechtes richten. Auch das männliche Geschlecht hat seine Modehelden. Dabei ist es nicht etwa allein der Modeheld, der sich gerade in der Kleidung eitel gibt. Es ist, glaube ich, schon Fr. Th. Vischer gewesen, der mit scharfem psychologischem Blick gesehen hat, wie aus der bewußt nachlässigen Kleidung manches Gelehrten früherer Zeit — heute ist das wohl anders geworden — nicht immer nur Gleichgültigkeit gegen Äußerlichkeiten, sondern oft genug auch eine gewisse Gelehrteneitelkeit hervorlugt. Gerade um in der Kleidung nicht aufzufallen, dazu gehört eine gewisse Vornehmheit der Wahl. Wahrhaft vornehm gewählte Kleidung ist also nur

ein Zeichen des Geschmacks, nicht der Eitelkeit. Der größte deutsche Denker, Kant, ist dafür ein historisches Beispiel.

Nicht so in die Augen fallend, wie auf dem Gebiete der offenbaren Äußerlichkeiten in Kleidung, gewissen gesellschaftlichen Konventionen und ähnlichem, ist die Eitelkeit auf innerem, geistigem Gebiete. Aber hier wirkt sie leicht noch peinlicher, gerade weil sie das Innere in die Botmäßigkeit des Äußeren noch nachdrücklicher und ausdrücklicher bringt. Es gibt auch ein geistiges Gesehen-werden-wollen, ein Bestreben, sich geistig von anderen abzuheben und in dieser Abgehobenheit bemerkt zu werden. Das hat nichts zu tun mit jenem edlen Wettstreit der geistigen Kräfte, dem es auf die Leistung als solche, auf die Sache um ihrer selbst willen ankommt. Gewiß auch die geistige Eitelkeit will gern Leistung, aber sie macht sie doch gleichzeitig zum Schau- und Prunkstück ihres Trägers; sie gleitet von der Sache um der Sache willen auf die Person ab. Was Selbstzweck sein sollte, wie die Leistung, wird dann Mittel zum Zwecke persönlichen Glanzes. Um das liebe Ich zu erhöhen, wird die Leistung überdies noch gern unter die Vergrößerungsgläser der Einbildungskraft genommen und das vergrößerte Bild nach außen auf die Umwelt projiziert, damit diese es auch recht bemerke. Ja, schließlich ist die Phantasie der Eitelkeit so geschäftig, daß sie auch da Leistungen sieht und sichtbar machen möchte, wo die Wirklichkeit keine zu zeigen vermag. Immer aber, auch da also, wo wirklich etwas Geistiges sichtbar zu machen ist, deutet der gewollte Versuch solcher Sichtbarmachung auf eine innere Unsicherheit und Unfreiheit, bei aller Selbstbewußtheit, hin, ist er ein Fragen nach dem, was wohl die anderen dazu sagen, ein Sichbemühen darum, daß sie vor allem etwas Gutes dazu sagen; bei aller Unbescheidenheit gerade auch jene Bescheidenheit, die Goethe „lumpig" findet. Darin macht sich wieder der schärfste Gegensatz gegen jenes wahrhaft-stolze Selbstbewußtsein geltend, das, unbekümmert um fremde Meinung, seiner Aufgabe und seiner Sache dient und nur dieser gegenüber, wie Schiller und Schopenhauer übereinstimmend betonen, Bescheidenheit kennt und übt. Der Abstand von echter Größe wird dabei oft noch um so schroffer und tiefer, je klüger unter Umständen die eitlen Toren sind.

In der Hauptsache scheint einstweilen diese geistige Eitelkeit beim männlichen Geschlechte anzutreffen zu sein. Freilich müssen wir mit solchem Urteile vorsichtig sein und sagen: „Scheint" und „in der Hauptsache" und „einstweilen". Diese Vorsicht ist um so mehr geboten, als man wohl nicht mit Unrecht die Hauptbetätigung dieser geistigen Eitelkeit im Felde der Kunst beobachtet. Denn hier haben sich, unter allen Kulturgebieten, heute die Spannungen der Geschlechter wohl schon am meisten ausgeglichen. Charakteristisch aber und gänzlich unabhängig vom Geschlecht ist es gewiß, daß die vielberufene „Künstlereitelkeit" da am stärksten in die Erscheinung tritt, wo die Produktion eigentlich Reproduktion ist.

Sollte also einstweilen wirklich in der Hauptsache diese Art der Eitelkeit männlichen Charakters sein, so sagt man eine andere in der Hauptsache dem Weibe nach und meint, sie käme im weiblichen Liebesleben zur Geltung. Allerdings müssen wir von vornherein die Einschränkung machen, daß es sich dabei nimmermehr um echte Liebe des Weibes handeln kann. Es mag wahr sein, daß manchmal das Weib sehr nach „Stellung" und „Namen" des Mannes, d. h. nach seiner Stellung und Geltung in der Welt fragt. Es mag auch zutreffen, daß es oft auf „Eroberungen" ausgeht und mit diesen die Geschlechtsgefährtinnen „auszustechen", zu „übertrumpfen" sucht. Das ist fraglos Eitelkeit, denn auch darin liegt der gewollte Versuch, sich von den anderen abzuheben, um erst recht von ihnen abhängig zu bleiben, ja sich von denen, über die man sich erheben will, abhängig zu machen. Aber echte Liebe des echten Weibes ist das nicht. Die einzelne Erscheinung überdies als Regel auszugeben, das wäre hier genau so verfehlt, wie es in allen anderen Fällen verfehlt ist. „Name ist Schall und Rauch", und „Gefühl ist alles!" Das gilt doch auch wohl ganz besonders für die Liebe des Weibes. Das wird immer ihr letztes Wort bleiben, selbst wenn sie einmal in dem, was am Manne bloß „interessant" ist, die erste Anziehung erhalten haben sollte. Oft aber wird dieses letzte Wort auch schon das erste gewesen sein. Und daß sich dann echte Liebe immer noch der Erfolge des Mannes freuen kann, hat mit Eitelkeit nichts zu tun. Denn einen Mann „lieben", bloß weil er Erfolg und Bedeutung hat, oder sich seines Erfolges und seiner Bedeutung erfreuen, weil man ihn wirklich liebt, das sind zwei grundsätzlich verschiedene Welten der weiblichen Psyche. Man denke dabei also nicht etwa an jene geistige Eitelkeit, die, wie wir sagten, einstweilen wenigstens in der Hauptsache beim Manne anzutreffen zu sein scheine. Daß das Weib darum nicht einfach von ihr frei ist, wurde damit schon angedeutet. Aber hier handelt es sich um

etwas anderes. Freude am Erfolg braucht nicht Eitelkeit zu ſein. Bei oberflächlicher Betrachtung mag man geneigt ſein, ſie gerade mit der Ruhmſucht gleichzuſetzen, die man als die höchſte Form der Eitelkeit bezeichnen könnte. Doch darf man ſich bei oberflächlicher Betrachtung hier nicht beruhigen, wo wir gerade in die Tiefen ſeeliſcher Verwicklung zu blicken haben. Wir haben gewiß ſelbſt ſchon darauf hingewieſen, daß die Eitelkeit nach dem Ruhme als letztem und höchſtem Ziele trachten kann. In dem Suchen nach Ruhm, in der Ruhmſucht wird man darum in der Tat auch ihre höchſte Zuſpitzung ſehen können. Darum wird in der Sucht nach Ruhm auch gerade die Unſicherheit und innere Unfreiheit, die Abhängigkeit von fremder Meinung, die für die Eitelkeit charakteriſtiſch ſind, eine beſonders ſcharfe Ausprägung erhalten. Und doch iſt die Freude am Erfolg, ja ſelbſt an Anerkennung, ja ſogar am Ruhm nicht einfach mit der Eitelkeit gleichzuſetzen. Wer würde ſich erdreiſten, einen Schiller eitel zu nennen, weil er ſich der Anerkennung, ja des Lobes eines Kant erfreut hat? Und hat nicht der aller eitlen Ruhmſucht weltenferne, harte und ſtrenge Fichte gerade dem Nachruhm wundervolle Worte gewidmet?

Die Fragen führen uns nun an ebenſo tiefe Seelenſchichten, wie tiefe Wertſchichten heran. Mit einigen wenigen Sätzen wollen wir wenigſtens auch noch in ſie hineinleuchten. Die Freude an Erfolg, ja ſelbſt an Anerkennung, ſchließlich ſogar an Ruhm braucht nicht an Suchen nach Erfolg, Anerkennung und Ruhm gebunden zu ſein. Gerade wenn ſie ganz lauter und rein ſein ſoll, wird ſie immer das Suchen der Sache um der Sache willen, der Leiſtung zur Vorausſetzung haben müſſen. „Die Tat iſt alles, nichts der Ruhm!“ Das iſt in Wahrheit entſcheidend für echtes Leiſten und echtes ſtrebendes Bemühen. Dieſes kann ſogar dem Ruhme ſo ängſtlich und ſorgfältig aus dem Wege gehen, wie wir es etwa bei Descartes beobachten können. Aber die mönchiſche Stimmung, aller Freude auch an nicht geſuchter Anerkennung zu entſagen, ſich am Erfolg einer Leiſtung, der ja, wie Nietzſche ſo richtig betont, ſelbſt immer eine Vorſtufe zu neuem Leiſten iſt, nicht zu freuen, kann vom Menſchen nicht verlangt werden. Auch hier fließen Quellen von „Luſt und Liebe“, die gerade aufs neue „Fittiche zu großen Taten“ werden, denen zwar der „Ruhm nichts iſt“, durch die man ſich aber „einen Namen“ erwerben muß, um nicht „den Elementen anzugehören“.

Ich habe gerade mit dieſen Wendungen Goethes, dieſes tiefſten Lebenskünders und Lebensdeuters, die Auflöſung der Frage, an die wir hier herangeführt werden, ſchon angedeutet: Gewiß iſt ein eitler Tor, wer Anerkennung, Lob, Ruhm bei anderen als ſein Ziel und ſeinen Zweck ſucht. Ziel und Zweck können immer nur in der Leiſtung oder in der Aufgabe, ja in dem Ganzen der Aufgaben, das wir als „Beſtimmung des Menſchen“ zuſammenfaſſen, liegen. Im Gegenſatz zu ſolcher Eitelkeit kann man in der Tat Anerkennung, Lob und Ruhm geradezu verachten. Aber der Menſch iſt nicht gleich eitel, wenn er ſie nicht verachtet, ſofern ſie ſich ungeſucht und ungewollt — darin liegt für alle Erziehung des ganzen Menſchengeſchlechts eine ungemein wichtige Triebkraft — an die Leiſtung binden, ohne daß ſie ſich als Ziele und Zwecke an die Stelle unſerer eigentlichen Beſtimmung ſetzen. Ja, er wird ſich ihrer im Hinblick gerade auf die Beſtimmung des Menſchen, auf dieſes „Reich Gottes“, das „inwendig in uns“ iſt, freuen können, freilich auch nur in dem Sinne, in dem das Wort der Schrift gemeint iſt, wonach wir zuerſt nach dem Reiche Gottes zu trachten haben und uns dann das übrige zugegeben werde.

Ein Wort von dir. Von Max Bittrich

Ein Wort von dir, wie war das gut,
Betauter dunkler Blüte gleich!
Das Wort von dir, das ſingt im Blut
Und iſt ſo keuſch und iſt ſo reich.

Dein Wort ſoll rote Roſe ſein,
Zu der ſich treue Rebe rankt;
Und wird die Traube ſüßer Wein,
So iſt's dein Wort, dem ſie's verdankt.

Zelt- und Kajütengeschichten

Von Otto Protzen

Mit zwölf Aquarellen von H. E. Adametz

Die Insel der Seligen

Von der leichten Ostbrise getrieben, geisterten wir mit gleich Schmetterlingsflügeln rechts und links ausgebaumten Segeln dem sinkenden Sonnenball nach. Beim Haveleck rief ein überholender Vierer fröhliche Pfingstgrüße zu uns herüber. In der Enge bei der Pfaueninsel und dann bei der Sakrower Fähre mußten wir zu den Rudern greifen, um dem Windschutz zu entgehen; dann schwebten wir weiter über den Jungfernsee.

Rechts die kleine buschbewachsene Insel ...

Rechts die kleine buschbewachsene Insel, bietet sich rechtzeitig als Asyl für die Nacht. Wenige Ruderschläge treiben das Wanderboot unter die überhängenden Erlen. Schnell ist unsere mannigfache Ausrüstung auf eine kleine Wiese geschafft, das Zelt wird kunstgerecht zwischen einem weißschimmernden Birkenstamm und den mitgebrachten Stangen gespannt, und während ich unser Nest mit den Bootskissen, den Decken und dem Teppich auspolstere, bemüht sich mein Kamerad um das Nachtmahl. Der Teekessel summt über der Spiritusflamme, und beim letzten Scheine des Tageslichts werden einige Schnitten bereitet.

Dann nehmen die Schlafsäcke uns auf. Zu später Nachtzeit, als schon der Vollmond die Gegend mit fahlem Schimmer erleuchtet, legt noch ein zweites Boot in unserer Nähe an, und auch seine Insassen beziehen eilig und möglichst geräuschlos die luftige Behausung, welche sie einige Meter nur entfernt von unserm Schlafzelt erbauen. —

Noch deckt leichter Morgennebel die Wasserfläche und die rauchenden Felder des jenseitigen Ufers, schwach rötet sich der Himmel im Osten, als schon ein ungeduldiger Schlepper die Pfingstsonntagsstille mit seiner Dampfpfeife zerreißt. Wie der wütende Aufschrei eines kampfbegierigen Tieres, so dröhnt des Riesen Weckruf über die schlafenden Schiffer, die sich von seiner Gigantenkraft stromaufwärts nach Berlin schleppen lassen wollen. Hallend prallt der tiefe Orgelton gegen die Weidenufer, dringt in den schlummernden Kiefernwald hinter uns und weckt das zahllose Vogelgetier, das die Insel beherbergt.

... beim letzten Scheine des Tageslichts ...

Sanft und süß ruhen noch die späten Ankömmlinge im benachbarten Zelt, als wir die Ruder in die schweigende Flut tauchen. Wenige Stun-

den danach, im freien Wiesengelände bei Ketzin, hatte uns der wieder erwachte Ostwind eingeholt und trieb uns über den blinkenden Trebelsee; fröhlich blähte er unsere leichten Segel, er raschelte im Schilf und beugte die braunen Binsen, aus denen der eintönige Schrei des Rohrsängers erschallte. „Karre—karre, kri, kri, kri! — Blaugraue Reiher erhoben sich von ihren Fangplätzen aus dem flachen, sonnedurchglühten Wasser, in welchem sich die junge Fischbrut sorglos tummelte. Mit schwerfälligem Flügelschlag strichen sie ab, um an einer neuen Stelle wieder einzufallen. Nach Beute spähend, kreiste eine Schar weißer Möwen in anmutigen Bewegungen über den leicht gekräuselten Wellen, buntschillernde Wildenten surrten, ängstliche Trompetentöne ausstoßend, in blitzschnellem Flügelschlag über unsere Köpfe, wenn sie durch unser lautlos dahingleitendes Fahrzeug aufgeschreckt wurden. Die Kiebitze gaukelten über den moorigen Wiesen, Lerchen trillerten bis hoch ins Himmelsblau.

Zuweilen schon winkte der hohe Wachtturm auf dem Harlunger Berg über das Labyrinth der Weideninseln und Schilfbänke; die Brandenburger Schleusen waren also nicht mehr weit. Die aber waren heut am Pfingstsonntag geschlossen, so daß die übliche Wasserstraße gesperrt war und die Großschiffahrt feiern mußte. Südlich um die Stadt jedoch führt in großem Bogen durch Wiesen und Felder ein schmaler Entwässerungsgraben, der das überschüssige Hochwasser des Frühjahrs, soweit es nicht ausgenutzt werden kann durch die vielen Mühlen und Kraftwerke der Stadt, ableitet und unterhalb der letzten Häuser wieder der Havel zuführt. Auch die Mühlen feierten Pfingsten, und so führte uns der heut wasserreiche Flußarm in raschem Lauf vor eine Sperre, die die Scheitelhaltung der oberen Havel aufstaute.

Das rauschende Pfahlwerk schien vielen Sonntagsanglern günstig für die Ausübung ihres Weidwerks, daher fanden sich hilfreiche Hände, die mit uns das von seiner Ladung befreite Boot um das Hindernis trugen. Bald waren wir wieder flott und schwammen in gewundenem Lauf durch den Jakobsgraben vorbei an den rumpeligen Hinterhäusern Alt-Brandenburgs wieder in das Hauptbett hinein.

Beim Buhnenhaus linkerhand der Einmündung der Havel in den Plauer See war allerlei los. Bis weit über die erst kaum vom Frühjahrshochwasser verlassenen Wiesen saßen Brandenburgs Pfingstausflügler auf Stühlen und Bänken um schwerbeladene Tische. Wo es noch gar zu sumpfig war, hatte man in aller Eile Bretter gelegt und Sand und allerlei Bauschutt gestreut.

Um die gewaltigen Bunzlauer Kaffeekannen scharten sich pfundschwere Tassen, für die Ewigkeit gegossen, damit sie auch einer stürmischen Kaffeeschlacht zu trotzen vermochten. Straußenfedern nickten eifrig über dem Schwarzseidenen, im Takte klapperten Stricknadeln, und unversiegbarer Redestrom plätscherte lieblich dazu.

Die Herren der Schöpfung hielten sich an das Faßbier oder an die Große Weiße mit und ohne Strippe. Die Mopsfalte quoll über den ungewohnten Gummikragen, und trotz aufgestreifter Hemdsärmel perlte der Schweiß auf dem leuchtenden Kahlkopf. Die schwelende Zigarre, verlängert durch eine unendlich lange weiße Papphülse, ragte steil aus den fleischigen Lippen, und donnernd rollte die rumpelnde Kugel zwischen die zerfaserten Kegel. „Schemmel“ — „Karree“ — „Tanten“ — „Alle Neune!“ — „Det kost 'ne Lage!“ — Im Staub wühlte und bekämpfte sich die hoffnungsvolle Nachkommenschaft, soweit sie schon dem Kinderwagen entwachsen war, und wurde abwechselnd mit Kuchen und

...legt noch ein zweites Boot in unserer Nähe an...

... als wir die Ruder in die schweigende Flut tauchten ...

Maulschellen traktiert. — Mundharmonika, Trompete und Knarre taten ihr Möglichstes, um die festfreudige Stimmung zu heben. Auf den Stuhllehnen trockneten die Windeln in Frühlingswind und Sonne. Im „Saal" trat die Jugend zum Tanz an und sich gegenseitig auf die Füße. Ein verstimmtes Klavier befand sich in schwerer Meinungsverschiedenheit mit einer quietschenden, kratzenden Geige.

„Zehn Fennje die Herren, wo jeschwitzt haben!" — Als auch wir endlich den bräunlichen Labetrank in der Küche erkämpft und an einer eisernen Pumpe den Frischwasserbehälter der Iduna aufgefüllt, verließen wir eiligst diese gastliche Stätte mannigfaltiger Freuden.

Hinaus auf den mächtigen, von Inseln durchsetzten See, mit dem Kurs auf die Wälder zu Füßen des Hohen Fläming fern im Süden. Aber auch die sonst so stillen, verträumten Seeufer waren heute verwandelt in ein menschenwimmelndes, kreischendes Freibad.

„Kaninchenwerder" heißt auf der Generalstabskarte eine kleine unbewohnte Waldinsel zur Linken. — Brombeeren, Nachtschatten, Brennesseln und allerlei anderes Unkraut wehren dem unkundigen Eindringling den Zutritt. Nur vom südöstlichen Zipfel, der wie ein schmales Riff in den See ausläuft, ist dieses Dornröschenland zu betreten. Hier zogen wir Iduna durch den Schilfkranz bis an die bloßgewachsenen Wurzeln der Erlen.

Schon braute der Fuchs auf dem feuchten Wiesenstreifen zwischen den Bäumen und dem Schilf; regungslos lag die Bucht, auf der weiße Seerosen träumerisch neben ihren grünen Tellerblättern sich im moorigen, schwarzen Wasser spiegelten. Ein Fisch schnalzte auf, um eine blauschillernde kleine Libelle zu haschen, die den Versuch wagte, im gelben Kelch einer Mummel noch einen letzten Abendimbiß zu sich zu nehmen. Ein paar Krähen prasselten aufgeregt klagend in den Kiefernwipfeln umher im Kampf um einen geschützten Platz für die Nacht. Das Geschrei der Menschen, die nicht übers Wasser in unser Reich eindringen können, ist verstummt dort jenseits auf dem Festland; der letzte Bummelzug, der letzte Personendampfer hat sie in die Stadt zurückgetragen. Feierliche Stille senkt sich über die Natur, die jetzt endlich uns ganz allein gehört.

Barfüßig tollen wir über die weiche, smaragdgrüne Wiese und werden wie die Kinder. Da hüpften die Frösche fast unter unsere Füße, und aus Furcht, einen dieser verwunschenen Märchenprinzen zu zertreten, war mein Kamerad nicht weiter von der Stelle zu bringen.

Wir kehrten zurück auf die kleine Waldblöße, wo wir im Schutz eines gewaltigen Eichbaumes das Zelt errichtet hatten. Königskerzen umstanden den Festplatz, während wir das Abendmahl einnahmen. Dazu sang die Nachtigall im Haselbusch ganz dicht neben uns, da wo eine blaßblaue Blüte auf langem Stengel wie ein beseeltes Auge zu uns herübersah. — Ein prachtvoller Abend!

... das rauschende Pfahlwerk erschien vielen Anglern günstig ...

Wunderbar, wie aus dem fernen Jenseits kommend, zart und rein, setzte sie ihren Liebesgesang ein, jubelnd in seligem Glück; dann stürmischer werdend und sprühend vor zorniger Leidenschaft, zuletzt wieder sehnsuchtsvoll lockend und schluchzend in tiefem Weh. — Lange Zeit lauschten wir ihrer rührenden Weise, die aus der kleinen kraftvollen Kehle herausperlte und sieghaft selbst das abendliche Orgelkonzert der Frösche übertönte.

Es war ganz dunkel geworden. Die Sterne funkelten am blaugrünen Himmel in einer Klarheit und Pracht, wie sie der Städter niemals zu sehen bekommt. Eine Sternschnuppe durchjagte den Weltenraum und verlosch tief am Horizont. Glühwürmchen ließen ihre kleine Laterne leuchten im hohen Gras, ein schläfriger Junikäfer taumelte mit Gebrumm um unsere Köpfe, und die Grillen zirpten.

Die elektrische Taschenlampe wollte nicht brennen; aber wir fanden auch so zurecht zwischen den Kissen und wollenen Decken, und ich knöpfte den Eingang dicht. Meine Zigarre mußte erst einige Mücken vertreiben, die sich eingeschlichen hatten. Während ihre rote Glut unter der Asche leise zischend weiter fraß, sprachen wir in gedämpftem Ton noch lange über mancherlei, was in andrer Umgebung niemals die Lippen verlassen würde, und die Büsche ringsum neigten sich über das Zelt und hörten uns zu. — Lange wollte mir der Schlaf nicht kommen; neben mir lag mein Kamerad, kaum hörbar atmend wie ein Kind.

Langsam war die volle Scheibe des Mondes über den Rand des waldigen Ostufers gestiegen, das in sammetner Schwärze den Himmel von der leichtbewegten Wasserfläche schied, und baute eine zitternde Goldbrücke bis fast zu unserm Lager. Ein schwacher Mondstrahl hatte sich durch das schützende Blattwerk, durch einen schmalen Spalt der zugeknöpften Zeltwand gestohlen und spielte auf den roten halbgeöffneten Lippen der Schläferin, aus denen die Zähne hervorschimmerten.

Dann weiß ich nichts mehr von mir, und ich wurde erst in die Wirklichkeit zurückgerufen, als der Buntspecht mit seinem gewaltigen Schnabel gegen die morschen Äste der riesigen Eiche über uns pochte.

Die Sonne trocknete schnell die tautriefenden Zeltwände und das Wiesengras vor unserer Behausung; wir schlüpften in die Badeanzüge und fanden an der Südseite unserer Insel der Seligen dicht neben dem Zeltplatz eine steinfreie Sandstelle zwischen zwei Schilfbänken, seicht abfallend zur durchsichtigen Tiefe des Sees. Lange hielt uns das Spiel in den Wellen auf, bis die durchwärmte Wiese zum Sonnenbad einlud.

... mit Frischwasser aus der Pumpe verließen wir eiligst die gastliche Stätte ...

Danach kamen das Dreibein, die Staffelei, und der Zeichenblock hervor aus dem Boot; für den Kameraden ein spannendes Buch. So wurde der Vormittag beschaulich genutzt. Eine kunstvolle Kochgrube entstand nebenbei, und dürres Holz, das, in Menge am Ufer angeschwemmt, unter den Büschen umherlag, lieferte ein prasselndes Herdfeuer für das besonders reichhaltige Pfingstsonntags-Festessen. An feldblumengeschmückter Tafel im Grase ließen wir es uns wohl sein.

Während des Nachmittagsschläfchens im kühlenden Schatten der Erlen zogen sich schwere Wolkenmassen am westlichen Himmel zusammen, einige Segeljachten suchten unsere schützende Bucht und falteten vor Anker ihre schneeigen Fittiche zusammen. Drückend stach die Sonne, und bleierne Stille legte sich über die weite Fläche des Sees. Langsam kroch eine blaugraue Wolkenbank am Horizont hoch und verschluckte die Sonne, ein fahler, streifiger Schleier zog

Der Kopf. Von Max Dreyer.

Eine Rostocker Studentengeschichte

(Schluß)

Evert hatte schwere Sorgen. Sein Nannchen war zum Liegen gekommen. Eine wohlerfahrene Hebamme half ihm bei der Entbindung. Ein Mädchen wurde geboren, fein und dabei kräftig. „Wie bestellt," meinte die weise Frau. Sehr tapfer hatte die junge Mutter sich gezeigt. Nun lag sie da in müder Glückseligkeit. Evert saß bei ihr und streichelte ihre Hände. Er wußte sie bei der Wirtin in guter Pflege und konnte sich wieder einmal ausschlafen, was ihm bitter nottat. Am andern Morgen fand er sie matt, aber wohl. Das Kind in ihrem Arm war ihr ganzes Glück. Zwischendurch schielte sie wohl nach dem Gesicht des Familienvaters, ob sich hier keine Sorgenschatten zeigten. Aber das Licht war und blieb über allem.

Gegen Abend kam dann eine Unruhe über sie. Erschreckt stellte Evert fest, daß sie Fieber hatte. Er holte gleich einen alten, bewährten Arzt hinzu. Der machte ein ernstes Gesicht.

Die Nacht wurde schlimm. Reißend stieg das Fieber. Teilnahmlos lag sie da, keuchend, mit glühenden Wangen, mit stieren, brennenden Augen. Noch einmal kam der Sanitätsrat. Evert half und linderte nach seinen Anweisungen. Mit aller Macht hielt er seinen Kopf oben. Es gab Augenblicke, wo sie leichter atmete. Wo sie wußte von sich und dem Kind und dem Geliebten. „Mein Jung," hauchte sie, „mein Liebster —"

Dann schwanden die Gedanken wieder, sie stammelte wirres, unverständliches Zeug — phantasierte von Kleidern, die fertig werden müßten — von Maßen, die sie verlegt hatte — von Taft, den sie in der Farbe nicht mehr auftreiben konnte — und fiel dann wieder in starren Schlaf. So ging es auch den folgenden Tag, die nächste Nacht. Und das Fieber wollte nicht sinken.

Dann, gegen Morgen, als die ersten Dämmer aufwachten, bäumte sie sich ein paarmal in die Höhe, wimmerte lang und leise. Danach war es, als hätte sie etwas Linderung, und sie ward ruhiger. Voll schlug sie die Augen auf und erkannte ihren Evert. „Du — du — wie dank ich dir — wie glücklich hast du mich gemacht —"

Nun sinkt sie in fast friedlichen Schlaf und spricht wie aus leisem Traum — Abgerissenes, von ihrer Kindheit, von ihrer Heimat — vom Bonner Hofgarten und von seinen Kastanien, unter denen sie beide zum erstenmal sich gesehen, von Poppelsdorf und vom Rolandsbogen —

Und plötzlich verdüstert sich die Stirn und ein Jammerlaut klagt: „Das geht doch nit — ich hier und du da — so viele Meilen zwischen uns — das halt' ich nit aus —" Jäh fährt sie auf — „wo bist du, Liebster — ich fahr' dir nach — und such' dich in der ganzen Welt — und find' dich nit —" ein erstickter Schrei. Und jetzt heben sich die Wimpern und die Augen weiten sich in dem großen Glück des Erkennens und der Gewißheit: „Mein Jung — ich hab' dich — du bist bei mir — ich hab' dich —"

Ganz still und ruhig sinkt sie zurück, da seine Hand die ihre nicht läßt — und atmet leise und atmet nicht mehr —

Er fühlt erschauernd, wie die Seele zum Sternenflug sich hebt — wie der Leib erkaltet und dem Nichts entgegenfriert.

*

Was noch nicht hart und fest gewesen war in Evert Klarenbeek, von diesem Schlag wurde es wie zusammengeschmiedet. Das Leichte und Jungfrohe seiner Art ging dabei in Stücke. Er hatte nun zwischen der Sorge um das Kind und der Wacht für die Freunde sich zu teilen. An die weitere Zukunft dachte er vorerst nicht.

Sein Kind — es gedieh unter der Pflege der braven Frau Gerdes. Aber wollte an ihn selbst eine Freude rühren, in Wehmut und Trauer starb es gleich dahin. Dabei mußte er sich fragen: Hab' ich zu diesem kleinen Wesen ein Verhältnis ursprünglicher Innigkeit? Bleibt es nicht dabei, daß das Vatergefühl ein sekundäres, erst durch die Mutter vermitteltes ist? Und die Mutter, wenn er an ihre letzten Stunden, ihre letzten Worte dachte — hatte sie nach dem Kind gefragt? Vielleicht wußte sie nicht einmal mehr von ihm. Ist das Große, das Gewaltige, das Elementare nicht doch die Liebe zwischen Weib und Mann? Um so größer sein Schmerz und seine Einsamkeit.

Unruhig machte es ihn jetzt, daß er von Spandau seit Wochen nichts gehört hatte. Sollte Karl Schurz durch Ungeduld sich zu Unvorsichtigkeiten haben verführen lassen?

Da wurde er eines Tages vor den Polizei-Senator zitiert. Doktor Rasmus Havemann nahm ihn mit freundschaftlich ernster Miene auf.

„Ich habe einen Brief für Sie, der ist schon an der Aufgabestelle geöffnet. Etwas, was ich nicht gern tue — vielleicht haben die Herren aus diesem Grunde es gleich an Ort und Stelle besorgt. Ist von der Preußischen Regierung an unsere gegangen und nun an mich weitergegeben. Ein Brief mit Chiffren und Deckworten. Der also etwas zu verbergen hat. Und dazu aus Spandau. Wo eine ganze Anzahl von Hochverrätern eingesperrt sitzen, darunter Gottfried Kinkel, den Sie von Bonn her kennen. Mit dem Sie, wie in Ihren Akten steht, hinreichend verdächtig sind, ‚am Aufruhr in der Pfalz und in Baden tätigen Anteil genommen zu haben'. Sind Sie bereit, mir den Inhalt des Briefes in verständlichem Deutsch mitzuteilen?"

Statt des bündigen ‚nein' entgegnete Evert höflich: „Ich habe kein einseitiges Verfügungsrecht über das Schreiben, Herr Senator."

Havemann nickte kurz. Diese Antwort hatte er erwartet. „Wenn ich Ihnen nach dieser Ihrer ablehnenden Erklärung das Schreiben einhändige, tue ich das auf eigene Verantwortung. Eine Fortsetzung dieser Korrespondenz — darf nicht mehr in meine Hände kommen." Er reichte Evert den Brief und gab ihm die Hand zum Abschied. Die dieser bewegt dankbar drückte.

Draußen las Evert die Zeilen von Karl Schurz: weiterer brieflicher Verkehr würde auf Schwierigkeiten stoßen; er bäte Klarenbeek, für eine mündliche Unterredung sich am 30. Oktober in der Goldenen Kugel zu Neustrelitz einzufinden. Evert atmete auf. So hatte nun der gefährliche Briefwechsel ein Ende. Und etwas Positives war in Aussicht. Allerdings, die Reise ging nun wieder an den Geldbeutel, in dem nächstens Ebbe war. Nun, dann mußte eben Tante Amalies Silberschatz herhalten, von dem er die Zuckerschale ja bereits angebrochen hatte.

Die Silberplatte in Korl Dükers Schädel war ein Lichtblick. Tadellos war sie eingeheilt. Der Mann lief wieder aufs beste getrimmt mit seinen krummen Seemannsbeinen über die Erdoberfläche, seinem Heilbringer auf Leben und Tod ergeben. Nächstens würde er wieder erwerbsfähig sein. Aber er wollte, gelernter Schiffszimmermann, der er war, fortan im Lande bleiben. Auf der Werft von Wilkens Vater war ihm ein Platz zugesichert.

Seine Ersparnisse waren für die Kur draufgegangen. Wenn ihm auch Willem Prüter Kost und Logis aufs billigste berechnet hatte. Jetzt aber durfte auch der Geschäftssinn des Herbergsvaters wieder ein Wort mitsprechen, und — Korl Düker war eine durstige Seele.

„Nu paß mal up, mien Jung. So ins blaue hineingelebt wird nu nich mehr. Kredit will ich dir einräumen, wo du nu nächstens wieder was verdienen tust. Aberst was du hier bei mir so durch die Görgel laufen läßt, das wolln wir nu doch lieber ankreiden." Und plötzlich, bei der blinkenden Silberplatte, ging dem fidelen Wirt ein schalkhaft heller Gedanke auf. „Weetst du wat? Was du mir schuldig bleibst, das kratz' ich mir an da oben an deinem blanken Kapital. 'n Glas Bier 'n Längsstrich, und 'n Schnaps 'n Querstrich. Un wenn du dat nich betahlst, gehüert mi dien Sülwerdeckel."

Die Idee machte den beiden alten Seeteufeln Spaß. „So, nu komm mal her! Was hast du heut morgen gehabt? Einen Kümmel und zwei Glas Bier." Und Willem ritzte sich unverzagt mit dem Taschenmesser zwei Längsstriche und einen Querstrich in die Platte.

*

Die Universitätsferien gingen auf die Neige. Die akademische Bürgerschaft fing an, sich wieder zu versammeln.

Nesedanz war bei Hofe gewesen. Er trug die Miene eines von fürstlicher Hand auf die Schulter Geklopften durch Markt und Gassen. Peter Boekholt hatte mit Erfolg seine vergleichenden Studien über die Fauna und Flora der Nord- und Ostsee fortgesetzt. Brigitte, die immer auf dem Wasser gelegen hatte, war braun wie eine wilde Völkerschaft — für Wilken ein Bronzebild der Anbetung.

Sie hörte von ihm, welches Schicksal über Evert hereingebrochen war. Er hatte den Freund ein paarmal flüchtig gesehen, flüchtig war dessen ganze Art gewesen. Er suchte die Einsamkeit. Wilken sah die Bewegung, die durch Brigitte wogte. Und der Gedanke: jetzt ist Evert frei, brannte ihm in die Seele. Dann zog ein Schatten über ihr Gesicht, ihre Brauen furchten sich zusammen.

„Und — das Kind ist am Leben?" fragte sie stockend.

Das Kind, Everts Kind von seiner Geliebten — wird das nicht für immer und ewig zwischen den beiden stehen? Und die Zukunft hob sich vor Wilken, lockend, leuchtend und stark.

Es handelte ſich jetzt für ihn darum, möglichſt bald in den Sattel zu kommen. Ganz hingegeben ſaß er über ſeiner Doktorarbeit. Vorerſt hieß es Frieden halten, mit der Behörde, mit der Regierung und auch mit dem Profeſſorentum. Jetzt war es ihm lieb, daß er die Aktion für Kinkel Everts Händen überlaſſen hatte und auf die Mitwiſſerſchaft ſich beſchränkte.

Brigitte aber ſprach mit dem Vater über Everts Los.

„Der arme Kerl! Ich werd' ihn einmal aufſuchen.“ Und Peter Boekholt ging zu dem Einſamen.

Am Abend berichtete er: „Ich fand ihn in Studien begraben. Er hat die ganze Literatur über Kindbettfieber ſich verſchafft. Ein ungariſcher Arzt verficht da eine ganz neue, wie es ſcheint, bahnbrechende Theorie. Zum Glück verhalten ſich Everts andere Lehrer nicht ſo ablehnend gegen ihn wie Soltwiſch. So will ihn Profeſſor Link jetzt auch praktiſch bei ſich arbeiten laſſen. Ich fragte ihn auch nach ſeinem kleinen Mädel. Mir ſchien es, als müßte er ſich erſt auf das Kind beſinnen. Wohl möglich, daß er es über die Kindbettſtudien vergißt.“

Ganz eigentümlich ſenkten dieſe letzten Worte bei Brigitte ſich ein. Aus dem Mitleid, dem Widerſtreben und Unbehagen ſtieg es zuletzt wie eine warme Welle in ihr auf, die ſie ſelbſt nicht verſtand und die ſie mehr ſtörte als beglückte.

Und eines Tages, als ſie vom Segeln kam und die Strandſtraße entlangſchritt, überfiel es ſie wie eine Sehnſucht. Erſt das Verlangen, Evert den Einſamen zu ſehen, ihn zu ſprechen, mit ihm zuſammenzuſein. Und dann, als ſie wie zum Schutz all den alten Unmut gegen ihn aufbot, neigte ſie ſich beinahe heftig dem Kinde zu, das ſie auch gewiſſermaßen gegen ihn, den Rabenvater, in Schutz nehmen mußte.

Es ging auf den Abend. Hinter blaugrauem Dunſt zerflatterte die letzte Sonnenglut in violette Schatten. Die Herbſtnebel ſtiegen vom Flußbett auf und wehten ihre Schwermut um die Giebel der Stadt. Wie von weher Einſamkeit fror es durch ſie ſelber hin, dann aber wallte um ſo heißer in ihr das junge Blut, und alle Zärtlichkeiten reckten die Arme. Lebhafter regten ſich ihre Glieder, nichts Geducktes gab es mehr unter ſchlechtem Gewiſſen; es wurde wieder ihr langſchenkliges Schreiten, auf ein Ziel ſtrebte ſie zu. Sie wollte nach dem Kinde ſich umſehen. Es war ihr bekannt, wo die Mutter gewohnt hatte. Die Wirtin, wenn ſie ſelbſt das Kind nicht bei ſich hatte, mußte wiſſen, wo es ſich befand.

Frau Gerdes war beim Bügeln, der Kinderwagen mit dem kleinen Weſen ſtand in der Plättſtube. Blaß und zart lag es in dem tadellos ſauberen Kiſſen. Langſam beugte Brigitte ſich zu ihm hin — zwei große verwunderte Augen grüßten ſie, dann ſtrahlte es in ihnen auf, ein Lachen leuchtete über das krauſe Geſichtchen, die kleinen Hände zuckten, die Arme wollten ſich ausſtrecken — nach ihr hin. In Brigitte jauchzte es auf, eine Flut des Glücks durchſchauerte ſie.

Behutſam fragte ſie nach dem Ergehen des Kindes; leicht hätte der Verdacht aufkommen können, ſie wolle hier kontrollieren. Aber Mutter Gerdes in ihrer ehrlichen Liebe zu der Kleinen dachte nichts Arges. „'n büſchen piepſig is die Lütt ja man — aberſt wir werden ſie ſchon durchkriegen.“

Brigitte wollte auch nach Evert ſich erkundigen; gern hätte ſie über ſein Verhalten zu dem Kinde Näheres erfahren. Aber eine Scheu ſchloß ihr den Mund. Sie nahm Abſchied mit der Erklärung, ſie werde bald einmal wiederkommen.

Unterwegs regte ſich in ihr immer ſtärker der Zorn gegen Evert. Er war Arzt — war dieſer Aufenthalt in der Plättſtube nicht geradezu ein Verbrechen an dem Kinde? Ihr ſelbſt hatte die Luft ſich auf die Bruſt gelegt. War dies überhaupt nicht wie der gegebene Anfang eines vorgezeichneten Leidensweges für dieſes kleine Geſchöpf, das den Makel ſeiner Geburt trug?

Zerwühlt kam Brigitte zu Hauſe an. Der Vater ſaß in ſeinem Zimmer bei der Arbeit. Sie wagte es, ihn zu ſtören, ſie mußte ihm ihr Herz ausſchütten.

Er hörte ſie an mit frohem Erſtaunen und immer wärmer und inniger. Und ſpürte, daß ſie ein letztes verſchwieg. Da ſprach er es aus: „Du möchteſt das Kind ins Haus nehmen?“

„Vater!“ Es war erſt noch wie ein Schreck vor dem eigenen ſich ſelbſt noch verſtreckenden Herzenswunſch. „Wenn du es ſagſt — und ſo ſagſt — und ſelber es für möglich hältſt —“

„Warum ſoll es nicht möglich ſein?“ Und er ſtreichelte ihr Haar. Was Peter Boekholt aber tat, das tat er gleich. „Ich geh' heut abend noch zu Klarenbeek.“

„Und nicht wahr —“ ihre Brauen zuckten zuſammen — „du natürlich, Vater, du nimmſt das Kleine auf. Ich ſelbſt — ich bleib' ganz aus dem Spiel —“

Er lächelte und küßte ſie auf die ſtark gekrauſte Stirn.

Boekholt traf Evert bei Reiſevorbereitungen. In der Nacht noch ſollte es zu dem Stelldichein mit Karl Schurz nach Neuſtrelitz gehen. Der Profeſſor hörte mit gewiſſer Beſorgnis von der Fahrt, über deren Zweck er nichts Näheres erfuhr und auch nicht wiſſen wollte. Er brachte gleich ſeinen Wunſch vor, ohne jede Floskel. Evert fand ſich erſt langſam, durch weites Erſtaunen wie aus einer Abweſenheit zu dem Anerbieten. Noch gruben ſich ſchwere Fragen in ſeine Stirn. Dann packte er die Hand des väterlichen Freundes. „Herr Profeſſor — Sie wollen — ich bin wie vor den Kopf geſchlagen. Ja, was laden Sie ſich damit auf! Und —“

‚Was ſagt Brigitte dazu?‘ wollte er forſchen. Aber dann blinkte es durch ihn hin: ‚Iſt es nicht auch ihr Wille und was gibt ſie dir ſo — ! —‘ Verwirrt ſchwieg er. Und in einer Art Betäubung hörte er von Peters Anordnungen für die Überſiedlung des Kindes.

Ihm lag es ob, noch vor ſeiner Fahrt mit der braven Frau Gerdes zu ſprechen. Das tat er denn noch am ſelben Abend. Er ging zu ihr durch die neblige Straße, und Nebel war in ihm ſelbſt. Sprach mit ihr das Nötige und ſpürte, daß es ihr nicht leicht wurde, das Kind wegzugeben. Er dankte ihr, tröſtete ſie, entſchädigte ſie. Aber das alles geſchah wie hinter Schleiern. Und als er das Haus wieder verlaſſen hatte und ſich fragte, ob er nach dem Kinde geſehen habe, wußte er nicht, ob ja, ob nein.

Nur war es ihm jetzt, als wenn die dumpfe Furcht vor dem kleinen Weſen, das immer aufs neue den großen Schmerz in ihm weckte, ſich klären wollte. Und war dem armen Geſchöpf nicht jetzt ein glücklicheres Los gewiß? Ja, zeigte ſich für ihn ſelbſt nicht jetzt ein lichterer Streif am Horizont? Dann aber verſank dies alles wieder für ihn vor der Aufgabe, die ihn rief: das Werk für die Freunde!

*

Evert ſaß mit Karl Schurz in dem Neuſtrelitzer Gaſthof.

„Ich komme von Frau Kinkel,“ berichtete der Getreue. Man ſah den heißen Augen an, daß ſie nicht viel Schlaf gefunden hatten. Um den jungen Mund gruben ſich harte Falten. „Mit ihr hab' ich noch einmal genau alles durchgeſprochen, ſie iſt des ganzen Planes Seele. Ein Wärter, rheiniſcher Landsmann, iſt gewonnen. In der Nacht vom 5. auf den 6. ſoll es geſchehen. Relais werden bis Teterow bereitgeſtellt. Kannſt du die letzte Strecke von da übernehmen?“

„Gewiß.“

„Dann die Hauptſache. Er muß gleich über See weiter. Kannſt du für Fahrgelegenheit ſorgen?“

„Das muß ſich machen laſſen!“

„Noch eins, für alle Fälle. Nicht unmöglich, daß wir in der Nacht geſtört werden. Dann wird der Verſuch die nächſte oder übernächſte Nacht wiederholt. Es heißt alſo unter Umſtänden warten.“

„Selbſtverſtändlich wird gewartet. Es kann ja auch mit den Fuhrwerken was paſſieren.“

Sie beſprachen noch genau nach den Meilenzahlen die Zeiten für die einzelnen Stationen. Kaum ein überflüſſiges Wort wurde gewechſelt. Schurz hatte in der Stadt noch mit andern beteiligten Freunden Unterredungen zu zweien. Ganz unauffällig mußte das alles geſchehen. Sie beide trennten ſich mit feſtem Handſchlag. Evert reiſte gleich wieder heim.

Die Fuhrwerke für die Landſtraße waren leicht von zuverläſſigen Leuten zu beſchaffen. Aber nun das Schiff für die Auslandsfahrt. Hier hätte Wilken durch ſeinen Vater helfen müſſen. Aber der Freund hatte ſich ganz zurückgezogen. Da hieß es alſo auch hier, allein nach allen Kräften ſich umtun.

Wilken arbeitete raſtlos mit Freude und Erfolg an ſeiner Unterſuchung. Heute wollte er ſein Hochgefühl zu Brigitte tragen. Im Treppenhaus traf er Onkel Peter, der zur Univerſität mußte. „Wir haben einen Hausgenoſſen,“ ſagte der geheimnisvoll leiſe und ging ſeiner Wege.

Brigitte, die Augen voll Leben, die Wangen gerötet, ſchnell und freudig atmend, gab ihm Aufklärung. „Du findeſt mich mütterlich beſchäftigt,“ ſagte ſie frank und froh. „Wir haben Everts Kind zu uns genommen.“

Wilken reckte ſich und ſtand ſteil. In ihm brach etwas zuſammen, es klirrte durch ihn hin wie von zerriſſenen Saiten. „Das nenn' ich großherzig und hochſinnig,“ ſagte er mit aufrecht gehaltenem Ton.

„Ach was!“ wehrte ſie ab in glücklich lachendem Unwillen. „Ich hab' das kleine Weſen lieb.“

Auch Wilken war ein Boekholt. Alles Halbe, Unſichere und Verſchwommene ging ihm gegen den Strich. Er brauchte Klarheit, ob in dieſem Land noch Raum ſei für ſeine Wünſche und Träume.

Und er ſprach: „Ich muß dich etwas fragen, Brigitte. Etwas, womit ich eigentlich noch zurückhalten wollte. Aber du zeigſt plötzlich eine neue Farbe. Und ich muß wiſſen, woran ich bin.“

Sie ſah ihm klar und frei ins Geſicht. Sehr ernſt und ſehr reif waren ſeine Worte: „Wir ſind von Kindheit an Hand in Hand durchs Daſein ſpaziert wie zwei Geſchwiſter. Dann iſt eine große Zärtlichkeit für dich über mich gekommen. Die große Zärtlichkeit, die ganz und gar nicht mehr brüderlich iſt. Ich habe gedacht, dieſe Zärtlichkeit ſollte nun leuchten über meinem Leben — über unſerm Leben, Brigitte.“

„Wilken,“ antwortete ſie ohne Bedenken, und ihre Augen lagen klar und feſt in den ſeinen, „du lieber Junge, das iſt mir nun niemals in den Sinn gekommen.“ Und da er ſchwieg und mit ſich rang, ſprach ſie leiſe und innig, dabei ganz unumwunden weiter: „Verlieben kann man ſich doch nicht ineinander, wenn man wie wir zwei ſo dicht beieinander iſt und ſich von Anbeginn immer ſo nahe geweſen. Dazu gehört doch eine Ferne, ſo ein weites Zueinanderhinſtreben — ein beinahe Unerreichbares muß doch dabei ſein —“

Er nickte heftig mit dem Kopf, wollte lachend zuſtimmen und konnte es nicht. Dann nahm er ihre Hand, küßte ſie und ging wortlos aus dem Zimmer.

Einen Tag ſtand er ſehr hart mit ſich um, einen Tag und eine Nacht. Dann hatte er das Schlimmſte bezwungen.

Und nun eilte er zu Evert Klarenbeek, als hätte er die ganze Zeit Verrat an der Freundſchaft begangen. Der Sturmgeſelle ſtand wieder in hellichten Flammen, mehr als je.

*

Rinkels Befreiung! Mit Leib und Seele war Wilken jetzt dabei. Das Schiff, das den Flüchtling wegbringen ſollte — die ſpäte Herbſtzeit war ſehr ungünſtig für die Schiffahrt — Evert wußte hier keinen Rat. Nun mußte Wilkens Onkel Brokelmann, der Schiffsreeder, helfen.

Die beiden Freunde ſaßen in „Skandinavien“ bei Willem Prüter. Auch Korl Düker ſtellte ſich ein. Wilken ihn ſehen und ſich an die Stirn faſſen, als wäre es ein Frevel, daß der ihm aus den Gedanken gekommen war.

„Und jetzt, Evert, wird es doch höchſte Zeit, verdammt noch mal, daß wir deiner Sache uns annehmen!“

„Meiner, ach, laß! Wir haben Wichtigeres vor. Und was ſoll das noch!“

„Was das noch ſoll! Mit dieſer Operation, mit dieſem großartigen Fall ſollſt du von Univerſität zu Univerſität reiſen. Und vor allem den Soltwiſch ſollſt du an die Wand ſchmeißen! Dieſen aufgeblaſenen Schlauch. Wie eine naſſe Kuhhaut ſoll er daliegen!“

Evert wehrte ab mit beiden Händen. Heftiger wurde Wilken, und es kam ihm von Herzen: „Was fällt dir ein! Dieſe ſchlappe Vornehmheit laſſen wir nicht gelten. Jetzt wird eine andere Revolution gemacht, eine beſſere. Der alte Plunder hier ſoll gründlich in Fetzen gehen. Und gekniffen, mein Junge, wird nicht.“ Gerade der Schmerz hatte wie ſein Weſen gehärtet ſo ſeinen Übermut geſpitzt, ſeinen Wagemut geſchärft. Er rief Korl Düker heran. „'n Abend, alter Kronenſohn! Nun zeig' mal deine Krone!“ Er beſah ſich das ſilberne Schädeldach. „Herrgott von Toitenwinkel! Was haben ſie dir denn da eingekritzelt. Keilſchrift iſt das ja! Neſedanz — Emanuel — ſchriftkundigſter aller Männer, dies iſt was für dich!“

Korl Düker erzählte treuherzig, was Willem mit dieſen Strichen ſich angemerkt habe. Wilken aber mit jubelnden Flackeraugen ſchlug ſich losgelaſſen auf den Schenkel. „Das mach' ich, das mach' ich!“ Und wieder nahm er die Schreibtafel vor. „Wundervoll! Öfter iſt Willem die Hand ſeitwärts ausgerutſcht, da haben wir auch die ſchrägen Keile. Nun müſſen da noch ein paar Winkelhaken hinein — halten Sie mal ſtill, Korl Düker.“ Und ſchon hatte Wilken ſein Meſſer zur Hand und machte ſeine Einzeichnungen.

Kopfſchüttelnd ſah Evert ihm zu. Auch Willem Prüter trat jetzt neugierig heran. „Die Zechſchulden für meinen Freund Korl bezahl' ich,“ erklärte Wilken. „Auch was er hier in der nächſten Zeit verzehrt — zur Stärkung für unſere gemeinſame wiſſenſchaftliche Tätigkeit. So — die Platte muß natürlich ganz voll ſein.“ Wilken ritzte weiter. „Sagten Sie nicht, Korl Düker, daß Sie in Perſien geweſen ſind?“

„Das bin ich.“

„Mit dem Ingliſchmän — auf ſo einer Forſchungs- und Ausgrabungsreiſe?“

„Jawoll.“

„Wenn das nicht Vorſehung iſt, dann weiß ich's nicht. So, Korl, nun laſſen Sie ſich erſt was Gehöriges einſchenken, Freude ſoll wohnen unter dem leuchtenden Dach. Und morgen kommen Sie zu mir. Dann werden Sie erſt mit der nötigen chemikaliſchen Verwitterung da oben geſalbt. Und danach fordern wir beide Arm in Arm das Jahrhundert in die Schranken.“

Wilken war mit Evert allein. „Ich tu's. Ich geh' mit dem Mann zu Neſedanz. Nicht hier, in Perſien iſt ihm der Schädel eingeſchlagen. Ein perſiſcher Arzt hat ihm an

Ort und Stelle mit dem Bruchstück einer alten Opferschale von Ekbatana den Schädel ausgeflickt!"

„Wilken, du bist komplett verrückt."

„Bin ich? Aber du sollst sehen, Meister Nesedanz ist noch verrückter. Den orientalischen Koller hat er, dank der Hosluft, glücklich weg. Jetzt eine eigene, sensationelle Entdeckung — er stiert darauf betäubt wie ein Huhn auf den Kreidestrich. Und damit haben wir auch ihn. Du den Soltwisch — ich seinen Bundesbruder in Unkultur. Zwei gegen Zwei — ist das nicht ehrlicher Männerkampf? O dieser Kopf, Korl Dükers gesegneter Kopf, der ist jetzt unser Sturmbock, unser Widderkopf ist er. Damit rennen wir die Mauer der befestigt ragenden Dummheit in Trümmer. Und wir zwei dann als junge Dozenten —!" Ein mächtiger Schlag auf die Schulter.

In Schwung geriet Evert nun schon mit Lachen, über sein Kopfschütteln hinaus — wer, den Wilken Boekholt nicht aufrüttelte! Er glaubte auch an des Freundes Glück. Doch seine Gedanken flogen wieder zu Gottfried Kinkel. „Dein erster Gang soll dich morgen früh zum Reeder Brokelmann führen!" forderte er.

„Gewiß, mein Junge! Kinkels Befreiung ist das erste. Aber sie geht mit diesem unserm Werke Hand in Hand."

*

Herzlich gern, mein Junge, will ich ja deinem Lehrer und Freund aus dieser schandbaren Sträflingsjacke helfen," sagte am andern Morgen der Reeder Ernst Brokelmann zu Wilken, in den klaren, blauen Augen war Zorn und Hilfsbereitschaft. „Aber leider ruht die Navigation. Mein Schoner ‚Anna' sollte eigentlich noch mit Weizen nach Newcastle, aber das mit der Fracht hat sich zerschlagen. Und Kapitän Ohnsorge hat inzwischen abgemustert."

„Läßt sich das nicht noch machen, Onkel Ernst? Du bist unsere einzige Hoffnung."

„Hm," der feste, gütige Mund preßte sich zusammen, „versuchen will ich's."

Was Ernst Brokelmann aber versuchen wollte, das wurde auch gleich stark in die Hand genommen. Das Schiff bekam Ölkuchen als Fracht, Ohnsorge brachte seine Mannschaft wieder beisammen, in fünf Tagen sollte die ‚Anna' segelfertig sein.

Evert war glücklich. Wilken aber hatte inzwischen Korl Düker sorgsam seine Lektion eingetrichtert und ging nun zu Herrn Professor Emanuel Nesedanz, ihm von seiner Entdeckung zu berichten.

„Unsere Werft, Herr Professor, bringt es mit sich, daß ich mit Seeleuten meine Bekanntschaften mache. Dabei fällt auch manchmal für die Wissenschaft etwas ab. Sie haben von der Welt was gesehen und bringen interessante Reiseerinnerungen mit. Neuerdings habe ich da einen Fund gemacht, der an Abenteuerlichkeit, vielleicht auch an sprachwissenschaftlicher Bedeutung seinesgleichen sucht."

„O, lassen Sie hören."

„Ein älterer Matrose. Macht einen verständigen und zuverlässigen Eindruck. Ist auf englischen Schiffen gefahren, hat sich dann von einer englischen archäologischen Forschungsexpedition nach dem Innern Persiens anwerben lassen. Ist später noch allein in dem Ausgrabungsgebiet bei dem alten Ekbatana herumgestrolcht. Hat hier Silberfunde gemacht, ist niedergeschlagen und beraubt worden. Seines zertrümmerten Schädels hat ein Heilkundiger unter der einheimischen Dorfbevölkerung sich angenommen. Man weiß ja, daß die Orientalen in Trepanation und Schädeloperationen von alters her Meister sind. Da nichts Geeigneteres zur Hand war, hat er ein Stück Silber von einem Fundfragment, das der Verletzte in der Tasche trug, ihm in das Schädelloch eingefügt und einheilen lassen. In dieser Silberplatte nun sind deutlich alte Schriftzeichen erkennbar."

„Das nimmt sich in der Tat sehr abenteuerlich aus," bemerkte Nesedanz, der sich bewußt in der Reserve hielt. Dabei flimmerten doch seine Augen höchlich angeregt, und schnüffelnd witterten die Nüstern.

„Ich bemühe mich, ganz objektiv zu berichten, Herr Professor. Und die Mitteilung glaubte ich Ihnen, der zuständigen wissenschaftlichen Stelle, schuldig zu sein."

„Das erkenn' ich durchaus an, Herr Boekholt. Ich habe zu Ihnen auch das Vertrauen, daß Sie nicht einer plumpen Mystifikation zum Opfer fallen."

„Man wüßte ja auch gar nicht, was der Mann mit einer Mystifikation bezwecken sollte."

„Nun gut, ich darf Sie also bitten, mich das Objekt einmal in Augenschein nehmen zu lassen."

„Das ist mein lebhafter Wunsch, Herr Professor. Ich selbst darf mir ja kein Urteil zutrauen."

Nesedanz warf sich in die Brust. „Allerdings hab' ich auch auf diesem Gebiet gearbeitet — die Forschungen von Grotefend sind mir wohlvertraut. Freilich hat man bisher, soviel ich weiß, die Keilschrift nur auf Steinen gefunden. Doch ist es naheliegend, daß auch Metallgefäße, Tempelschalen und so weiter mit Inschriften ver-

ſehen wurden. Polybius weiß von einer ganz beſonderen Silberkultur gerade Ekbatanas, der alten Mederhauptſtadt, die uns Herodot ſo farbig geſchildert hat.“ Der gelehrte Herr war ganz in Stimmung.

Wilken warf noch einen beſonderen Köder aus. „Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß der Fund, den ich blindlings und zufällig gemacht habe, erſt durch Sie, Herr Profeſſor, zur Entdeckung werden kann. Und alle geiſtigen Rechte ſtehen Ihnen alſo ausſchließlich zu.“

„Nun, das iſt ja cura posterior.“ Dabei ſah man ihm an, wie wichtig dieſe Frage für ihn war. „Zunächſt bringen Sie mir einmal den Mann. Am beſten gleich heut nachmittag, wenn es Ihnen paßt.“ Er hatte es eilig.

Und Karl Düker wurde alſo mit ſeiner Schädelzier am ſelben Tage noch Herrn Profeſſor Neſedanz vorgeführt.

Emanuel ſetzte ſich zwei Brillen übereinander. „Hm — hm — das iſt in der Tat ſeltſam —“

Karl mußte berichten. Und er benahm ſich muſterhaft. Mit treuherziger Einfalt erzählte er die Vorgänge, wie es ihm eingeprägt worden. Gab dann Auskunft, und jetzt nach eigener Anſchauung, über die Gegend, über Land und Leute, über die Lage Harmadans, des alten Ekbatana, am Berge Elwend. Dabei ließ er verſchmitzt ein paar perſiſche Brocken einfließen, die er an Ort und Stelle aufgeſchnappt hatte und die den Sprachforſcher ſehr hellhörig machten.

Neſedanz nahm klopfenden Herzens Wilken beiſeite. „Ich habe von dem Mann einen günſtigen Eindruck.“

„Nicht wahr, Herr Profeſſor?“

„Die Schriftzeichen ſelbſt bedürfen natürlich der ſorgfältigſten Prüfung. Jedenfalls nehme ich die Unterſuchung in die Hand. Die Angelegenheit wird doch nicht auf den Markt getragen?“

„Der Mann iſt alles andere eher als ein Schwätzer. Und von ſeinem Schädel als Schatzkammer weiß kaum jemand außer mir.“

„Vortrefflich. Nun, dann bitte ich Sie, auch weiter Stillſchweigen zu bewahren. Ich muß leider nachher zu einer Fakultätsſitzung. Morgen will ich dann an die genauere Unterſuchung und gegebenenfalls an die Entzifferung gehen.“

Es gab eine ſehr freundliche Verabſchiedung. Das dünne Blut des Herrn Profeſſors war in lebhafter Wallung. Ganz nach einer Senſation war ihm zumute.

Den nicht fernen Geburtstag des Landesherrn galt es in einer Feſtſchrift zu feiern. O hier wäre ein Gegenſtand für dieſe wiſſenſchaftliche Huldigung von beiſpielloſem Reiz. Und ſogar ein Titel ſtellte ſich ein. Köſtlich, in prickelnder Laune. „Ein mecklenburgiſcher Schädelfund.“ Großartig dies! Bei Hof liebte man die humoriſtiſchen Lichter. Emanuel Neſedanz war in einer ſüßen Trunkenheit.

*

Der Tag für das Befreiungswerk war gekommen. Evert bezog in Laage ſeinen Poſten. Von da ſollte es mit friſchen Pferden nach der Hafenſtadt gehen.

Eine Nacht des Wartens. Sie kamen nicht. Da war alſo etwas mißlungen. Ein banger Tag. Und wieder eine Nacht voller Angſt und Sorgen. Noch dämmerte es kaum, da geht Evert auf die Chauſſee, und wieder dieſes furchtbare Warten, wieder dies endloſe, grauſame Minutenzählen.

Jetzt — tönen nicht Hufſchläge von weitem — iſt das nicht Wagenrollen —? Und deutlicher die Klänge — ein Fuhrwerk, ja! Und in raſender Fahrt. Sie ſind's.

„Hier Klarenbeek!“ brüllt Evert. Ein keuchendes Hurra antwortet ihm. Langſamer fährt der Wagen. Im Schritt geht es nach der Ausſpannung, daß kein Aufſehen erregt wird. Evert folgt ihnen zu Fuß.

Die Pferde werden gewechſelt. Kurze Zeit zur Begrüßung. Eine Geſtalt im Pelz — das iſt Kinkel, der geliebte. Ein ſtiller Händedruck. Die Linke wird Evert gereicht, die Rechte iſt verletzt und verbunden. Ohne Säumen geht es weiter. Evert ſpringt auf den Bock. Der Kutſcher fährt, was die Gäule nur hergeben. Mit dem erſten Morgenlicht halten ſie beim „Weißen Kreuz“, dem ländlichen Gaſthof vor den Toren der Stadt, wo Evert Quartier beſorgt hat.

Kinkel und Karl Schurz, ſein Befreier, ſteigen aus. Nun erſt ſchließen die Freunde ſich in die Arme. Wieder und wieder, ſtumm, tief bewegt.

Dann: „Was iſt mit der Hand?“ fragt Evert.

„An den Latten des Dachverſchlags hab' ich mich geriſſen.“

„Ich darf ſie mir gleich anſehen.“

Inzwiſchen wird das Frühſtück bereitet. Der junge Arzt findet die Verletzung doch ernſtlicher. Sie verlangt einen ſorgfältigen Verband. Gleich nach dem Kaffee ſinken die Flüchtlinge ins Bett, ſie haben die Ruhe bitter nötig. Wilken hat fernbleiben müſſen, die Gäſte dürfen nicht auffällig werden. Lange iſt hier ihres Bleibens nicht. Leider hat es mit dem Schiff nicht geklappt. Das Wetter iſt zu ungünſtig. Ein

Schlepper muß erſt wieder in Dienſt geſtellt werden. Vor übermorgen kann die „Anna“ den Seehafen nicht verlaſſen.

Evert iſt mit Wilken in der Stadt zuſammengetroffen. Im „Weißen Kreuz“ können die Flüchtlinge ſolange nicht bleiben. Nicht unmöglich, daß man ihnen auf die Spur kommt. Nur in der Stadt können ſie ſich verborgen halten. Ernſt Brokelmann hat ſein großes Haus zur Verfügung geſtellt. Dorthin müſſen die beiden mit der Abenddämmerung überſiedeln. Und es geſchieht.

In derſelben Straße wohnt Emanuel Neſedanz. Es fügt ſich, daß der Profeſſor den vier Männern Kinkel, Schurz, Evert und Wilken begegnet. Es iſt dunkel, man grüßt ihn nicht, aber man bemerkt, daß die Gruppe ihm auffällt. Er dreht ſich nach ihnen um, als ſie in das Brokelmannſche Haus eintreten.

Er hat ſchlechte Augen. Von Angeſicht kennt er Kinkel nicht. Von ſeiner Flucht kann er nichts wiſſen. Deſſen großer Pelz, in dieſen lauen, erſten Novembertagen, iſt nun allerdings ungewöhnlich und wird als Kennzeichen im Steckbrief ausgeſpielt werden. Aber ſoweit ſind wir noch nicht.

Evert und Wilken ſprachen darüber, als ſie das Haus wieder verließen. „O,“ ſagte Wilken, „Emanuel hab' ich in der Hand. Der darf uns nicht muck ſagen.“ Und er berichtete dem Freunde von den glücklichſt in Gang geſetzten Keilſchriftſtudien.

„Wilken, du biſt doch der frechſte Hund von der Welt.“

„Aber die Frechheit hat mal wieder geſiegt. Weißt du, daß er geſtern aus Willem Prüters Bier- und Schnapszeichen den altperſiſchen Herrſchertitel ‚Könige der Könige' hat herausleſen wollen? Er iſt glücklich. Seien wir es auch!“

In der nächſtfolgenden Nacht vor Morgengrauen ſegelten Evert und Wilken Gottfried Kinkel, den teuren Mann, und Karl Schurz, den tapferen Befreier, auf Brigittes Boot nach dem Seehafen hinunter, wo die „Anna“ fahrbereit lag.

Der treffliche Kapitän Steffen Ohnſorge nahm die beiden Paſſagiere treu in ſeine Obhut. Sofort machte das Schiff vom Bollwerk los. Ein guter Südweſt ſetzte es ſchnell in Fahrt. Nach ein paar Minuten rauſchten die Oſtſeewellen um ſeinen Kiel. Gottfried Kinkel war gerettet.

Ernſt und wortkarg war er geweſen, ſehr müde, ſehr traurig. Aber doch war in ſeinen Augen der feſte Schein. Keine Orakelſprüche gab er von ſich, keine Albumblätter. Nur einmal, daß er nachdenklich ſagte: „Es war eine Volkserhebung ohne Volk.“ Und ein anderes Mal: „Deutſchland liegt noch in den Windeln.“ Dabei kam dieſes ſchalkhaft zauberiſche Lächeln um ſeinen Mund. „Es darf uns nicht ſtören, daß Windeln ſchmutzig ſind.“

Es dauerte einige Zeit, ehe die Behörden auf die Spur ſeines Fluchtweges kamen. Verſchiedene Anzeichen wieſen nach Bremen, der dortige Paſtor Dulon verbreitete gefliſſentlich in ſeinem Sonntagsblatt die Nachricht, daß Kinkel ſich hier eingeſchifft habe. So tappte die Polizei im Dunkeln. Als ihr dann ein Licht aufging, war es für die Ergreifung des Entflohenen längſt zu ſpät. Aber ſeine verruchten Helfershelfer ſollten der Strafe nicht entgehen!

*

Everts erſter Gang, nachdem er wieder frei atmen konnte, war in Peter Boekholts Haus.

Er ſaß mit dem Führer und Berater im Studierzimmer und berichtete über die Einzelheiten des Geſchehenen.

„Ein prachtvoller Junge, der Karl Schurz,“ erklärte Peter mit leuchtenden Augen. „Und daß Sie und Wilken mitgeholfen haben — es freut mich ehrlich. Nun aber wird das Nachſpiel nicht fehlen. Wieder werden Sie die Polizei an Ihren Ferſen haben. Nach einer anderen Univerſität gehen, bis die Wogen hier geglättet ſind — —“

„Das möchte ich nicht, Herr Profeſſor. Ich bin anderswo nicht ſicherer. Vielleicht würde mein Verſchwinden mich erſt recht verdächtig machen, und dann: ich will meine Arbeit über das Kindbettfieber bei Herrn Profeſſor Link zu Ende führen.“

„Sie haben in allem recht, Evert. Es iſt ja auch ſonſt noch etwas hier. was Sie feſthält.“

„Das Kind.“ Nun wurde er beinahe verlegen wie ein Junge. „Ich könnte es in keinen beſſeren Händen wiſſen. Und ich kann keine Worte finden für das, was Sie an mir tun.“

Mit einem Tadel wehrte Peter einem Erguß. „Es wäre übrigens Zeit, daß Sie ſich den kleinen Wicht wieder einmal anſähen.“

Er war bereit, ein Schuldbewußtſein zu tragen, als er mit Boetholt zu Brigitte und der Kleinen ging. Aber dann ſtieg wieder der Gram in ihm auf und mit dem Gram ein Groll. Nicht auf das Kind, das unſchuldig mörderiſche, vielmehr auf die ganze Welt und das ganze Leben. In ſeinem Auge das Düſtere wollte ſich auch nicht aufhellen, als das leuchtende junge Geſchöpf

Am Strande. Bildwerk von Prof. Sigmund Kisfaludi-Strobl

ihm entgegengehalten wurde — von seinem Wesen ein Teil, darin der Odem seiner Zukunft, das Licht seiner Ewigkeit. Was er fühlte, waren nur Gedanken. In einer Überlegung, die etwas Wehrhaftes hatte, stand er vor dem Kind. „Stimme des Blutes" — die, die diese Saite hätte rühren können, war dahingegangen. Die großen Kinderaugen musterten ihn mit einer kühlen Erwartung. „Die Stimme des Blutes" — auch hier klang sie nicht. Er versicherte es sich wie mit einer besonderen Genugtuung.

Brigittes innige Vollnatur aber empfand eine derartige Begegnung zwischen Vater und Kind als peinlich. Frisch und scherzend hob sie sich gleich über die Situation. „Sehen Sie, wie klug und vornehm unser Kleinchen ist? Die erste Freundlichkeit hat von dir zu kommen, du Vater und Papa! Anschmeicheln tun wir uns nicht! Du bist der Ältere und hast das erste Wort. Wir können's abwarten." Mit hell aufblühenden Augen, als bestätigten sie das Gesagte, wandte sich das Kind Brigitte zu. Barg dann den Kopf an ihrer Schulter, und da es den Männern sich wieder zuwandte, gähnte es vernehmlich. „Es weiß dieser Lebenslage weiter keinen sonderlichen Reiz abzugewinnen," meinte Brigitte. „Außerdem ist seine Schlafenszeit." Sie ging mit dem Kinde.

‚Wie ein Stock stehe ich da!' schalt sich Evert. Aber er konnte nicht aus sich heraus. Zu schmerzlich schwer wogte es in ihm auf und nieder.

Erst als er das Haus verlassen hatte, gedieh er zu größerer Klarheit, und sein Unmut über sich selber wuchs. ‚Hab' ich mich nicht geradezu feindselig verhalten? Nicht nur gegen das Kind, auch gegen Brigitte! Diese prachtvolle Brigitte! Welch eine Frauenseele! Hätte ich nicht vor ihr hinknien müssen? Und ich stand wie ein Stock!' In heißen Wellen brauste ihm das Blut durch Kopf und Herz. Er rannte durch die Straßen und lief vor sich selbst davon — und wollte sich suchen und halten und fand sich nicht.

*

Fleißiger wurde Evert von Tag zu Tag. An seiner Arbeit gewann er festen Ankergrund, und sie war seine Freude. Eines Morgens, mehrere Tage nach Kinkels Flucht, als Evert am Schreibtisch saß, kamen schwere Männertritte die Treppe herauf. Es klopfte an seine Tür, sie wurde aufgerissen, ehe er „Herein!" sagen konnte. Kein anderer als Seine Magnifizenz Professor Soltwisch schob sich schnaubend über die Schwelle, ihm folgten der Polizeileutnant und einer der Universitätspedelle.

„Ich komme in eigener Person, die Universitätsgerichtbarkeit wahrzunehmen," erklärte der Gewaltige. „Es ist Haussuchung über Sie verfügt, Herr Kandidat Klarenbeek. Öffnen Sie sämtliche Schubladen und Fächer!" Sprach's und ließ sich in den nächsten Stuhl fallen.

Evert hatte seine Fassung nicht verloren. Über das Verhalten des Rektors war er wütend. Es fehlte nicht viel, so hätte er gesagt: ‚Noch bin ich hier Herr im Hause! Habe ich Sie aufgefordert, Platz zu nehmen?' Aber schon klopfte der Leutnant den Schreibtisch nach Geheimfächern ab. Die Frage kam ihm: ‚Hab' ich etwas zu verbergen? Hat man in seinem Leichtsinn doch nicht alles verbrannt?'

Evert schloß die Schubladen auf. Da in der einen — ein paar Zeilen von Karl Schurz lagen oben auf — ganz unverfänglich, aus früheren Zeiten — aber würde die Tatsache, daß er mit dem in Beziehungen gestanden, ihm nicht schon den Strick drehen? Mit fliegender Hand griff Evert den Brief heraus und steckte ihn in den Mund.

„Herr!" schrie der Polizeileutnant. Soltwisch aber sprang vom Stuhl auf und stürzte auf Evert zu, als wollte er ihn zerreißen.

In einen zornigen Übermut lachte Evert kauend sich hinein. „Ja, Eure Magnifizenz, das Radikalste an mir ist meine Verdauung. Jetzt bleibt nur die Vivisektion."

Alles in Soltwisch tobte und flog. Er hätte dem Burschen glatt den Leib aufschneiden können. Dann besann er sich auf seine Würde, betrachtete den Inkulpaten als Luft und wechselte nur noch ein paar Worte mit dem Polizeileutnant.

Der ließ den Pedellen alle Schriftstücke zusammenpacken, nachdem das ganze Zimmer umgekramt war. Dann wandte er sich an Evert: „Sie haben mir nach der Polizeiwache zu folgen."

Soltwisch, da er den lückenlosen Vollzug überwacht hatte, verabschiedete sich von dem Leutnant und verließ vor ihnen das Haus

Draußen goß es in Strömen. So blieb Evert ein Spießrutenlaufen durch die Straßen an der Seite des Polizeibeamten erspart. Ein paar Stunden mußte er auf der Wache bleiben. Dann verfügte der Polizeisenator, nachdem er den Befund untersucht hatte, bis auf weiteres seine Freilassung.

Kampf! Kampf bis aufs Messer! So sprühte und lohte es in Evert. Gegen den Popanz von Magnifizenz, gegen den großen

Mann, der durch seinen persönlichen Haß höchsteigen zum Büttel sich hatte erniedrigen lassen.

Was hatte seinen Arm bisher vom Kampfe zurückgehalten! Vornehmheit? Lächerlicher Vorwand. Wilken hatte recht und tausendmal recht! Ein Frevler, wer diesen Götzen nicht stürzen hilft.

Zu Wilken eilt er. „Haussuchung war bei mir. Seine Magnifizenz selbst erwiesen mir die Ehre. Auch zu dir werden sie kommen!“

„Sollte Nesedanz was gesehen und gesagt haben? Dann müssen ihm heftig die Daumenschrauben angezogen werden.“

„Ziehen wir die Schrauben an. Du hier, ich da!“

Wilken begreift. „Also endlich, Junge!“ Und seine Faust kracht auf Everts Schulter.

*

Noch am selben Nachmittag begab sich Evert auf den Kriegspfad. Ins Lager des Feindes selbst drang er ein, in die Höhle des Löwen. Er ließ sich bei Soltwisch melden.

Der Mächtige empfing ihn. „Sie sind aus der Haft entlassen — Sie haben mir ein Geständnis zu machen.“

„Wenn Eure Magnifizenz so will! Mir sind alle meine Manuskripte genommen, ich kann an meiner letzten Arbeit nicht weiterschaffen. Die Schriftstücke sind eingesiegelt und sollen an die Regierung gehen.“

„Nun — und was weiter?“

„So muß ich meine vorletzte Arbeit wieder aufgreifen. Es war an dem Tage, wo Sie, Herr Professor, meine Kenntnisse in der Chirurgie für unzureichend erklärten. Da hab' ich mich eines Mannes mit eingeschlagenem Schädel angenommen, den Sie aufgaben und dessen Behandlung Sie ablehnten. Ich habe ihm in das Loch ein Stück Silber eingesetzt, aus der Zuckerschale meiner Tante Amalie, da ich nichts Geeigneteres zur Verfügung hatte.“ Evert plauderte mit fröhlichem Behagen. „Die Silberplatte ist großartig eingeheilt. Der Mann läuft gesund herum. Es ist ein alter Matrose. Er heißt Korl Düker. Ich möchte ihn Ihnen vorführen. Da der Fall für Sie, Herr Professor, als Autorität, doch das größte Interesse hat.“

Evert weidete sich an dem Farbenzauber, der durch die Gesichtshaut seines Todfeindes flog. „Hm,“ grunzte Soltwisch, und noch einmal „hm“ —

„Würden Eure Magnifizenz es nicht für angemessen halten, daß dieser immerhin seltene Fall in einer Sitzung der medizinischen Fakultät demonstriert würde? Ich würde sehr dankbar sein, wenn Herr Professor selbst —“

„Erst müßte ich doch die Sache mir ansehen. Mir geht jetzt die widerwärtige Erinnerung auf, an eine verräucherte Matrosenkneipe mit blakender Lampe und eine betrunkene Horde von Kerlen! Ich war froh, daß ich den Ort wieder hinter mir hatte!“

‚O, welch törichter Verdunklungsversuch,‘ dachte Evert. Er mußte dem Gedächtnis des Herrn doch ein wenig auf die Sprünge helfen.

„Herr Professor erklärten den Mann für unrettbar verloren. ‚Mit dem Mann ist es vorbei‘ — das waren vor allen Zeugen Ihre eigenen Worte.“

Das Auge des also Gestellten schwoll, Blut rann in die Äderchen des Glaskörpers. Die Nüstern schnoben. Was wollte dieser Mensch? Sah das nicht ganz nach einem Druck, nach einer Art Erpressung aus? Wollte er so sich die Schlinge lockern, die jetzt aufs neue ihm, dem Revolutionär, sich um den Hals legte?

„Ich habe zunächst wichtigere Dinge zu tun,“ erklärte Leberecht Soltwisch hoch von oben und wollte hier den Schlußstrich ziehen.

„Aber für mich ist dies das Wichtigste von der Welt. Ich muß mir jetzt eine Existenz schaffen. Und denke nicht mehr daran, mein Licht unter den Scheffel zu stellen.“ Er sprach ruhig, ohne Stimmaufwand, aber fest.

„Sie schlagen hier einen Ton an — als durchgefallener Examinand sollten Sie bescheidener sein!“ Soltwisch kreisten die schwarzen Ringe vor den Augen.

„Gerade dieses Examen ist, meine ich, ein sehr zweischneidiges Schwert.“

„Herr Klarenbeek, Sie scheinen nicht zu wissen, wo Sie sich befinden. Ich muß Sie bitten, für derartige Expektorationen sich einen anderen Ort zu suchen!“

Evert richtete sich auf, verbeugte sich kurz und ging.

Soltwisch stapfte durchs Zimmer. Dann schmetterte er beide Fäuste auf den Tisch. Dann trat er ans Fenster und trommelte gegen die Scheiben. Und legte die brandheiße Stirn an das kalte Glas.

Hier ging es nun hart auf hart. Trümpfe in der Hand hatte der Mann. Wenn es nicht gelang, ihn einsperren zu lassen, mußte er relegiert werden. Was hatte er nicht alles auf dem Kerbholz! Also jetzt endlich reinen Tisch schaffen!

*

Seine Magnifizenz begab ſich zu dem Vizekanzler Freiherrn von Steenbrügg.

Auf Kinkels Flucht kam gleich die Rede. „Es unterliegt keinem Zweifel," erklärte Soltwiſch, „daß der p. p. Klarenbeek an der Befreiung beteiligt iſt."

„Die poſitiven Beweiſe reichen nicht hin," hielt ihm die Exzellenz entgegen.

„Er hat einen Brief verſchluckt!" polterte Soltwiſch heraus.

„Vielleicht ſonſt etwas Intimes, was er nicht in fremde Hände fallen laſſen wollte — einen Liebesbrief vielleicht —" Der Freiherr war ganz Nobleſſe. „Und nun möchte ich das eine betonen," fuhr er fort. „Man hat es bei uns ſatt, neue Märtyrer zu ſchaffen. Von dem leidigen Syſtem Metternich, das man hier nur notgedrungen übte, wird immer mehr abgerückt. Die Revolution gilt als überwunden. Die Gemüter ſollen ſich jetzt beruhigen. Gerade in dem Fall Kinkel kann es für Sie, Herr Profeſſor Soltwiſch, doch nicht ſchwer werden, Amneſtie walten zu laſſen, da es ſich doch um einen Univerſitätslehrer, um einen Kollegen handelt. Und die Treue der Schüler gegen dieſen Lehrer hat doch immerhin etwas Herzbewegendes."

Damit hatte Herr Soltwiſch ſeinen gehörigen Wiſcher weg. Mit grimmig brummendem Schädel traf er wieder zu Hauſe ein. Neue Luft wehte ihm um die Ohren. Wie das Aufdämmern einer anderen Zeit ſchreckte es ſeinen lichtſcheuen Geiſt.

Nun fand ſich der Freund und Geſinnungsgenoſſe Emanuel Neſedanz bei ihm ein. „Herr Kollege — eben leſe ich in der Zeitung, daß Kinkel im Pelz ſeine Flucht gemacht hat. Einen großen Herrn im Pelz habe ich vor einigen Tagen abends in das Brokelmannſche Haus eintreten ſehen. Er war von drei Herren begleitet — zwei erſchienen mir ganz wie die Kandidaten Boetholt und Klarenbeek — der dritte wird Karl Schurz geweſen ſein —"

In Soltwiſch flackerte es noch einmal auf. „Warum ſind Sie nicht gleich damit herausgekommen!" Dann aber ſank er wieder in ſich zuſammen. „Wenn Sie ſelbſt ſich die Naſe damit verbrennen wollen. Es gilt für inopportun, der Sache weiter nachzuforſchen."

„Weiſung von höchſter Stelle?"

„Ja."

Emanuel knickte — knack — zuſammen. Er hatte nichts geſehen. Er wußte von nichts. Er brachte die Rede auf etwas anderes. Auf die Entdeckung, die ihn beſchäftigte. Die auch den Kollegen Soltwiſch intereſſieren mußte. Sprach ihm von erſtaunlicher perſiſcher Heilkunde. Von dem geflickten Schädel des mecklenburgiſchen Matroſen Korl Düker. Der eine Berühmtheit werden würde, mit ſeiner Silberplatte aus dem Königsſchatz von Ekbatana.

Bei dem Namen Korl Düker ſtutzte Soltwiſch auf. Jetzt verſchlang er den Sprachforſcher mit ſeinen weitgeſperrten Augen. Was erzählte er da? War die Fundlüſternheit des lieben Kollegen von der anderen Fakultät einem dicken Seemannslatein auf den Leim gekrochen? Wenn das wäre, dann mußte dieſer vermaledeite Kopf ihm viel größere Schmerzen bereiten als ihm ſelber! Haargenau ließ er ſich alles berichten. Dann zweifelte er nicht mehr. Leberecht Soltwiſch triumphierte auf ſeine Art. Wieviel größer die Blamage des andern! Der, ja der hatte es jetzt auszubaden!

Leberecht konnte es nicht laſſen, über deſſen Qual ſeine eigenen Sorgen zu vergeſſen, und er ſtieß ihm den harten, blanken Stahl der Erkenntnis mitten in die Bruſt.

Emanuel Neſedenz ſtarrte hilflos vor ſich hin. Dann aber fieberte er heftig an gegen ſolche Erleuchtung. „Das iſt nicht wahr — das iſt nicht möglich — das iſt nicht wahr —!"

Über Leberecht Soltwiſch aber kam jetzt die kalte Berechnung. ‚Wir haben gemeinſame Kopfſchmerzen, und ſo müſſen wir beide zuſammenhalten. Halbpart, Bruder! Dafür aber muß ich mich, ſoweit nötig, ihm bekennen. Niemals darf er von anderer Seite es erfahren, damit verlör' ich ihn aus der Hand. Meinetwegen alſo Leidensgefährten. Wobei zu beachten, daß das größere Leid auf der Seite des andern iſt!'

Und Soltwiſch offenbarte ſich: auch ihm wäre bei dieſem Kopf ein Irrtum unterlaufen. Aber irren — iſt irren nicht menſchlich? Ein Ton wie aus höheren Sphären.

Irren iſt menſchlich. In dieſer Menſchlichkeit ſchloſſen ſie ſich gerührt aneinander, zu Schutz und Trutz. Gerührt und verſchlagen zugleich.

Die beiden Auguren ſahen ſich an. Aber der Blick wurde doch kläglich, und lächeln — lächeln taten ſie nicht.

*

Für Wilken und Evert war es jetzt höchſte Zeit, Profeſſor Peter Boetholt, den führenden Geiſt, die Hoffnung der Jugend, von ihrem Kampf und ihrem Kampfmittel gegen die Dunkelmänner zu unterrichten.

Wilken tat das nach ſeiner Art auf die einfachſte und anſchaulichſte Weiſe. Er ſervierte ſeinem Onkel dem Kopf mit allem Zubehör. Wohlweislich in Gegenwart Bri-

gittes. Er brachte den Matrosen Karl Düker mit. Demonstrierte taktvoll, solange der selbst anwesend war, nur das Chirurgische, Everts klares und unanfechtbares Verdienst. Bat dann die beiden, die verwitterten Schriftzeichen einer Besichtigung zu unterziehen, und ließ für das Folgende den Spießgesellen sich entfernen und in Sicherheit bringen.

Nun beichtete er, mit ein wenig gesenktem Haupt, das gleichwohl mehr schalkhaft als schuldbewußt sich hielt.

Ein Donnerwetter aus kollegialem Zorn geboren. Aber in den Blitzen strahlte doch ein nicht zu bändigendes Lachen sich aus. Brigitte aber, in der das Blut tollte, umschlang den Vetter Bösewicht und tanzte mit ihm im Zimmer herum, berauscht von Zukunftssonnenschein. Und es nützte dem Pater Peter nichts, daß er mit einem quos ego dazwischenfuhr.

Das nächste Mal kam Evert mit.

„Nun, ihr Dioskuren!“ hatte der Professor sie begrüßt mit einem Kopfschütteln, das zwischen Zorn und Lachen hin und her ging.

„Dioskuren — accipio nomen et omen!“ erklärte Wilken. „Und gegen die Obscuren kämpfen wir. Und deinen Segen haben wir, Onkel Peter!“

„Ich wünsche keine Klopffechterei!“ Er sprach sehr ernst.

„Nein, nein — wir sind nur Kopffechter!“ konnte Wilken, der Schlingel, sich nicht versagen.

„Aufsehen wird nicht gemacht!“ gebot Peter Boekholt. „Mit den sogenannten Furien des Skandals wollen wir hier verschont bleiben. Die Alma mater soll nicht leiden!“

„Das versteht sich auch für uns von selbst,“ sagte Evert, „die wir hoffen, einmal selber als Dozenten an ihr zu wirken. Aber jetzt sollen andere als die beiden Herren hier das Wort führen. Im übrigen — tun sie uns nichts, tun wir ihnen ganz gewiß auch nichts.“

Evert war, ohne sich zu spreizen, in eine gesunde und sichere Selbsteinschätzung hineingewachsen. Er wußte, daß sein ernstes Schaffen erfolgreich war, er fühlte eine Verantwortung und mit ihr eine neue Lebenskraft. Die zugleich seiner Ungebundenheit ein Halt war. Und an der Lebenskraft wuchs Liebeskraft in ihm empor. Mit wunschwarmen Augen ging er heut zu seinem Kind. Das erstemal, daß er es auf den Arm nahm. Und es wurde ihm gedankt von den Kinderaugen mit aufsprießender Zärtlichkeit. In verlegener Rührung klopften ihm die Pulse. „Ohne Sie, Brigitte, wäre es nichts geworden mit mir und der Kleinen.“ Tief ruhten ihre Augen ineinander aus, ihre Seelen durchstrahlten sich, sie schwiegen.

‚Leicht werden wir es nicht haben miteinander,‘ dachten sie beide. ‚Es wird seine Zeit dauern,‘ sagte sich Evert, ‚ehe mein unsteter Lebensdrang seine Heimseligkeit findet.‘ Und Brigitte wußte, wie bitter und lange sie zu kämpfen haben würde mit dem, was Evert früher war — ohne sie und gegen, ja gegen sie. Und war das Kind, das liebe, nicht selbst aus Everts schmerzlich fremdem und feindseligem Leben? Aber das Schwere und Harte, es trug und hob sie beide, und es freute fast ihre junge Kraft.

Früh regte sich in diesem Winter das Frühlingswerden auch für die Hochschule. Die philosophische Fakultät hatte den neuen Rektor zu stellen. Seit Monaten hatte Resedanz mit allen Mitteln und Mittelchen auf dieses Ziel hingestrebt. Jetzt ließ er die Arme sinken. So oft sein Ehrgeiz ihn wieder aufpeitschen wollte — immer dann, geradezu gespensterhaft, schlich eine ducknackige Gestalt auf seinen Abendgängen an ihm vorüber. Und er hörte dumpf gemurmelte Worte: „König der Könige“, oder „Tante Amalias Zuckerschale“.

Soltwisch aber begegnete es ein paarmal, daß einer im Vorbeigehen ein Geisterhaftes „mit dem Mann ist es vorbei!“ an sein Hirn pochen ließ.

Die beiden hielten es doch für gut, vorläufig wenigstens im verborgenen zu blühen. Ihre Zeit würde schon wiederkommen.

Aber sie kam nicht wieder. Rektor wurde Peter Boekholt.

In seiner Rektoratsrede sprach er vom Staat. Ging vom Staatsleben in der Natur, in der Tierwelt aus. Daß hier das Gesetz der Arbeit, des Beruflichen vorwalte. Daß auch bei uns nicht die Parteien, daß die Berufe das staatliche Leben schaffen müßten. Daß von der alten, wieder aufgelebten Standesverfassung zu einer Berufsverfassung der Weg gar nicht weit sei.

Und er nahm einem vergifteten und vergiftenden Wort seinen Stachel: „Wirkt jeder, der geistig Neues schafft, nicht revolutionär? So wollen wir dem Begriff seine Tiefe geben, seine Größe und seine sittliche, seine versöhnende Macht!“

Das Wellengesetz in der Geschichte

Von Geh.-Rat Prof. Dr. Wilhelm Ostwald

Schon in ihrer frühesten Jugend hat sich die Menschheit die großen Aufgaben gestellt, welche erst die heutige Kulturtechnik mit so erstaunlichem Erfolge löst. Die Märchen und Sagen, welche sich als älteste Zeugnisse der schaffenden Denkarbeit unserer Urahnen erhalten haben, schildern diese Aufgaben als gelöst, wenn auch nur einzelnen besonders bevorzugten Wesen zugänglich. Ob das Märchen seine Zauberer und Feen durch die Luft fliegen oder auf dem Meeresgrunde lustwandeln läßt, ob sie Botschaft über weiteste Fernen senden oder empfangen, ob kostbare Metalle und Edelsteine aus Sand und Staub erzeugt werden oder Wüsten auf den Wink mit dem Zauberstabe sich mit fruchtbarem Grün bedecken — all diese märchenhaften Dinge hat die Technik unserer Zeit zu Wirklichkeiten werden lassen und sie erweist sich dadurch als eine Künstlerin von so schöpferischer Kraft, wie die Menschheit bisher noch keine erlebt hat.

Noch höher aber als alle Zauberer und Feen stehen in der Wertung der jugendlichen Menschheit die Propheten, jene gottbegnadeten Wesen, welche die Zukunft voraussagen können. Diese Kunst wird als so lebenswichtig empfunden, daß neben den spontan erscheinenden Propheten (die schon damals nirgend schwieriger Glauben fanden als in ihrem Vaterlande) regelmäßige Anstalten entstanden, welche dieses Amt übernahmen. Bei den Griechen waren es die von privaten Priestern verwalteten Orakel, bei den Römern waren es staatlich besoldete Opferpriester, welche das Prophezeien übten. Bekanntlich erleichterten sich diese Propheten und Prophetinnen ihr schwieriges Amt dadurch, daß sie ihre Sprüche in so vieldeutige und schwerverständliche Formen kleideten, daß man meist erst dann ihren Sinn herausbrachte, wenn das Ereignis unversehens geschehen war, auf dessen Vorauswissen es dem Fragesteller ankam. Damit verlor das Orakel zwar seinen praktischen Wert, nicht aber die Hochachtung, in der es stand. Denn die Schuld am Mißerfolg traf den Empfänger der Botschaft wegen seiner Unfähigkeit, das Orakel richtig zu deuten.

Gibt es nun in der Kultur unserer Zeit auch eine Erscheinung, welche als eine Verwirklichung jenes Kindheitstraumes der Menschheit angesprochen werden darf, ebenso wie Telephon und Rundfunk, Luftschiff und Unterseeboot, Chemie und Biologie jene alten Märchen zu Wirklichkeiten gemacht haben?

Auch diese Frage kann bejaht werden. Unser ganzes heutiges Leben beruht auf dem Vorauswissen künftiger Dinge. Wenn wir uns am Abend zu Bett legen, tun wir es in der Voraussicht, daß nach sechs bis zwölf Stunden je nach der Jahreszeit die Sonne wieder aufgehen und die Welt erhellen, daß der Bäckerjunge die Semmeln abliefern und später der Postbote unsere Briefe bringen wird usw. Tatsächlich wissen wir den größeren Teil unserer nächsten Zukunft voraus. Wir wundern uns sehr, wenn dies oder jenes vorgewußte Ereignis nicht eintreten will, und fragen erstaunt: warum?

Aber noch viel verwickeltere Dinge wissen wir voraus. Vierzig bis fünfzig Millionen hat das neue riesige Elektrizitätswerk in Rummelsburg gekostet. Diese Millionen sind auf die Vorausage hin angewiesen worden, daß, wenn die von den Rechnern und Zeichnern angegebenen Arbeiten ausgeführt werden, die Stadt Berlin mit rund zweihunderttausend Kilowatt elektrischer Energie wird beliefert werden können. Im Gegensatz zum Orakel war jeder Schritt zu diesem Ziel auf das bestimmteste angegeben worden, und als nach zwanzig Monaten das Werk vollendet war, trat genau der vorausgesagte Erfolg ein. Und so in tausend und abertausend anderen Fällen.

Welches ist nun die Zauberkraft, die den Menschen diese unerhört sichere Prophetengabe verleiht? Und nicht nur einigen wenigen Auserwählten, sondern jedem, der sich darum bemüht?

Es ist die Wissenschaft.

Das Wesen der Wissenschaft liegt im Vorauswissen der Zukunft. Denn ihr Inhalt sind die Naturgesetze, und diese haben stets die Gestalt: wenn A gegeben ist, so ist B die Folge. Hier können unter A und B die verschiedenartigsten Dinge, von den Bewegungen der Gestirne bis zu den Gefühlen der Menschen einbegriffen werden: so weit die Wissenschaft reicht, macht sie den Menschen zum Propheten.

Aber es gibt so vieles, was die Wissenschaft nie erreichen wird, lautet ein alltäglicher Einwand. Das ist auch eine Prophezeiung, aber eine unbegründete von der alten Art. Wie viele Dinge hat diese alltägliche Meinung nicht schon für unmöglich erklärt, die uns heute selbstverständlich geworden sind! Man denkt gewöhnlich nicht daran, wie jung die oben gekennzeichnete Wissenschaft noch ist, nämlich einige hundert Jahre. Wie kurz ist diese Zeit gegenüber der, über welcher wir von der Menschheit Kunde haben! Und ihr Fortschritt nimmt an Umfang und Bedeutung täglich zu, so daß heute wenige Jahre soviel bringen wie früher ein Jahrhundert. So erweist sich die Wissenschaft als das höchste Kulturgut, das die Menschheit besitzt.

Allerdings ſind die verſchiedenen Gebiete menſchlicher Intereſſen in ſehr verſchiedenem Maße von der Wiſſenſchaft erfaßt und geordnet. Je einfacher die Dinge ſind, um ſo leichter haben wir es gehabt, ſie zu verwiſſenſchaftlichen. Nun läßt ſich die Geſamtheit des menſchlichen Wiſſens einer Pyramide vergleichen, in der die unteren, einfacheren und daher breiten Schichten die oberen verwickelten und daher ſchmäleren tragen, die mit zunehmender Höhe immer ſchwieriger zufolge zunehmender Verwicklung werden, und die folgendermaßen geordnet ſind.

Die unterſte Schicht wird von den Ordnungswiſſenſchaften (Mathematik, Geometrie) gebildet. Dann folgen die energetiſchen Wiſſenſchaften (Phyſik, Chemie) und dann die Lebenswiſſenſchaften (Phyſiologie, Pſychologie). Den Gipfel bilden die Kulturwiſſenſchaften, zu denen alle ſogenannten Geiſteswiſſenſchaften gehören. Man erkennt auf den erſten Blick, daß die unterſte Schicht ſchon ganz und gar von der Wiſſenſchaft durchdrungen iſt, denn die Mathematik iſt die entwickelſte von allen. Die Eroberung der zweiten Schicht hat vor nicht viel mehr als hundert Jahren eingeſetzt und jeder Tag bringt neue Fortſchritte in der Chemie und der Phyſik. Mit der Phyſiologie verhält es ſich aber ſchon anders: das Problem des Lebens wird von der Forſchung nur eben berührt. Noch ungünſtiger ſieht es in der folgenden Schicht aus. Eine allgemein anerkannte Wiſſenſchaft der Pſychologie gibt es noch nicht, wenn auch ſchon mancherlei wertvolle Einzelergebniſſe erreicht worden ſind. Und im oberſten Gebiet wogt heute noch der Streit, ob es ſich dort überhaupt um Wiſſenſchaft in demſelben Sinne handeln kann, wie in den unteren Schichten.

Aus dem lebhaften und herzlichen Verkehr, den ich ſeinerzeit mit dem berühmten Leipziger Hiſtoriker Karl Lamprecht pflegen konnte, ſind mir die leidenſchaftlichen Kämpfe gegenwärtig, in die er ſich dadurch verwickelte, daß er gewiſſe Geſetze der Pſychologie für das Verſtändnis des geſchichtlichen Geſchehens anwendete. Es war ein Dogma der älteren Schule ſeiner Fachgenoſſen, daß es geſchichtliche Geſetze überhaupt nicht geben könne, und dies ergab einen unverſöhnlichen Gegenſatz.

Dieſe Frage nach den geſchichtlichen Geſetzen wurde auch zwiſchen uns lebhaft erörtert, wie wir denn über Einzelfragen ſtets verſchiedener Meinung waren. Ich wendete gegen ſein Vorgehen ein, daß nach dem allgemeinen Entwicklungsgeſetz der Wiſſenſchaften zunächſt die unterſten Schichten der Pyramide, die Ordnungswiſſenſchaft und die Mathematik ſowie die Lehre von Zeit und Raum zu Worte kommen müßten, und nicht die von ihm herangezogene Pſychologie. Darauf antwortete er ſachgemäß, daß gerade von meinem Standpunkt aus die Pſychologie die nächſte dazu ſei, da ſie in der Pyramide unmittelbar unterhalb der Kulturwiſſenſchaften liegt. Dabei blieb damals die Sache ſtehen. In meinem Kopfe aber wurde die Fangvorrichtung eingeſtellt, welche zuſchnappen ſollte, wenn gelegentlich einmal ein aufklärender Gedanke vorbeiflog.

Ein ſolcher Gedanke ergab ſich aus alten Laboratoriumserfahrungen am Thermoſtaten. Dieſer iſt ein Gerät, um die Temperatur eines Raumes, z. B. eines Waſſerkaſtens, unverändert zu halten, und beruht auf folgender Grundlage.

In dem Raum iſt ein Thermometer angebracht mit einer Einrichtung, daß, wenn das Queckſilber durch Erwärmung ſteigt, es den Zufluß des Heizgaſes abſchließt, ſo daß die Flamme ſich verkleinert und der Raum ſich abkühlt. Dadurch zieht ſich das Queckſilber zurück und gibt dem Heizgas den Zufluß wieder frei, ſo daß die Flamme ſich wieder vergrößert und den Raum erwärmt. Dann beginnt dasſelbe Spiel. Die Folge iſt, daß die Temperatur zwar nicht abſolut gleich bleibt, wohl aber innerhalb enger Grenzen um einen beſtimmten Wert ſchwankt, was praktiſch faſt ebenſo gut iſt. Zeichnet man die genauen Temperaturen auf, wie ſie in der Zeit verlaufen, ſo erhält man eine Wellenlinie, die um den Mittelwert regelmäßig auf- und abſteigt.

Was hat das mit der Geſchichte zu tun? Zunächſt nichts, bis der verbindende Begriff beigebracht iſt. Dieſer liegt aber in folgendem.

Ein ſolches wellenartiges oder periodiſches Schwanken zeigt ſich nicht nur am Thermoſtaten, ſondern auch an vielen anderen Maſchinen, und zwar immer dann, wenn dieſe mit einer ſelbſttätigen Regulierung ausgeſtattet ſind, wie der Thermoſtat. Die Dampfmaſchine z. B. hat den wohlbekannten Zentrifugal-Regulator, der den Dampfzutritt verengt, wenn die Maſchine zu ſchnell geht, und ihn erweitert, wenn ſie zu langſam geht. Auch hier kommt es nicht zu einer ganz unveränderlichen Geſchwindigkeit, ſondern zu einem regelmäßigen Wechſel von einer etwas zu großen Geſchwindigkeit und einer etwas zu kleinen, alſo auch zu einem zeitlichen Wellenſchlag.

Man erkennt alsbald das Gemeinſame beider Fälle. Es iſt die Selbſtregulierung. Der Regulator betätigt ſich immer erſt, wenn ſchon eine merkliche Abweichung vom normalen Wert eingetreten iſt, ſowohl nach oben wie nach unten, und bewirkt daher notwendig abwechſelnde Schwankungen nach oben und unten. Das gilt offenbar ganz allgemein: jedes mit Selbſtregulierung ausgeſtattete Gebilde muß notwendig in Wellen um den angeſtrebten Normalzuſtand ſchwanken.

Nun ſind zunächſt alle Lebeweſen in dieſem Sinne Maſchinen, welche mit vielfachen Selbſtregulierungen ausgeſtattet ſind. Ich müßte ein halbes Lehrbuch der Phyſiologie ſchreiben, um die Einzelfälle aufzu-

zählen; das ganze Leben beruht ja darauf, daß niemals irgendeine Betätigung überhand gewinnt, sondern sich selbsttätig begrenzt, wenn eine solche Gefahr droht. Daher ist auch jedes Lebewesen von periodischen oder wellenartigen Vorgängen erfüllt. Atmung, Herzschlag, Ernährung, Fortpflanzung — um nur die Hauptsachen zu nennen — sind sämtlich periodisch geordnet, denn nur dadurch kann sich das Wesen dauernd erhalten. Und wenn einmal die Selbstregulierung aus irgendeinem Grunde versagt, so muß es sterben.

Hier setzt nun die Anwendung dieser Betrachtungen auf die geschichtlichen Vorgänge ein. Obwohl grundsätzlich jedes zeitliche Geschehen seine Geschichte hat, sei es die des Weltalls, welches über alle erdenkbaren Zeitenfernen reicht, oder die eines elektrischen Funkens, das innerhalb einer Tausendstelsekunde abläuft, so will ich doch den Begriff auf den gebräuchlichen Umfang der sozialen oder kulturellen Geschehnisse einschränken.

Hier hat nun die Erfahrung schon seit langer Zeit ergeben, daß die geschichtlichen Vorgänge vielfach gleichsam in Wellen ablaufen, indem entgegengesetzte Zustände sich wiederholt in zeitlichem Wechsel folgen. Dies gilt für die politische Geschichte ebenso wie für die wirtschaftliche; auch Kunst und Wissenschaft zeigen solche wellenartigen Verläufe.

Es hat nicht fehlen können, daß diese Erscheinung immer wieder von den Geschichtsforschern bemerkt worden ist. Dabei macht sich aber eine eigentümliche Scheu vor nüchterner und klarer Aussprache dieser Beobachtung geltend. Lange Zeit hindurch schien jeder, dem sie aufgestoßen war, sich für den ersten zu halten, dem diese Erkenntnis aufging. Und die Sache selbst erschien so unerwartet, ja unwahrscheinlich, daß sie wie eine geheimnisvolle Beeinflussung unbekannter Mächte, wie ein dämonisches Spiel mit den menschlichen Dingen aussah. So ist, soweit meine Kenntnis reicht, nie von einem Geschichtsforscher der Versuch unternommen worden, die Gesetzmäßigkeit, welche dieser Erscheinung offenbar zugrunde liegt, aus der Fülle der Nebenumstände reinlich herauszuarbeiten und auf ihre Voraussetzungen und Bedingungen zu untersuchen. Vielmehr finde ich, daß in jüngster Zeit die Tatsache von den Angehörigen der konservativen Geschichtsauffassung zwar anerkannt, aber in ihrer Bedeutung möglichst niedrig eingeschätzt wird.

Wie man sich auch in letzter Hinsicht einstellen mag, für die Frage, ob es Gesetze der Geschichte gibt, ist jene Tatsache der Wellenbewegung grundlegend. Aus meiner Schulzeit erinnere ich mich einer Geschichte, wie einer der griechischen Sophisten es übernommen hatte, dem Diogenes die Unmöglichkeit jeder Bewegung logisch zu beweisen. Diogenes spazierte vor seiner Tonne hin und her und brachte dadurch die Logik des anderen zu Fall. Ebenso kann man auf das allseitig vorhandene Zugeständnis hinweisen, daß die geschichtlichen Vorgänge in Wellenbewegungen ablaufen, um jeden Gegner der Existenz geschichtlicher Gesetze zu widerlegen, wenn auch vielleicht nicht zu überzeugen, daß er sich geirrt hat.

Denn jenes Wellengesetz ist ein wirkliches Gesetz von der Art derjenigen, welche wir in der Physik, Chemie und Biologie besitzen. Es sagt die Zukunft voraus. Es sagt beispielsweise voraus, daß auf die radikale Demokratie, welche die gegenwärtige Staatsform des deutschen Volkes ist, eine andere Staatsform folgen wird, in welcher die tatsächlich vorhandenen Verschiedenheiten der Menschen (die man zurzeit politisch als nicht vorhanden betrachtet) besser Berücksichtigung finden werden.

Diese naturgesetzliche Voraussicht kann zweierlei Wirkungen hervorrufen: politische oder wissenschaftliche. Die politische Gegenwirkung besteht in Maßnahmen, die der vorauszusehenden Wirkung entgegengerichtet sind, um sie womöglich zu verhindern. Die wissenschaftliche Betätigung nach jener Feststellung besteht umgekehrt darin, den bevorstehenden Übergang so sanft und stetig wie möglich zu machen, da nur so sich unzweckmäßige Energievergeudungen vermeiden lassen. Die unleugbar großen politischen Erfolge des englischen Volkes beruhen auf der (vielleicht unterbewußten) Anwendung dieser zweiten Methode der Stetigkeit. Und bei der ausgezeichneten Begabung des deutschen Volkes für wissenschaftliche Arbeit ist zu hoffen, daß es künftig auf politischem Boden ebenso große Erfolge erzielen wird, wie dies in den Wissenschaften schon so reichlich geschehen ist, die den unteren Stufen der Pyramide angehören: der Physik, Chemie, Physiologie. Entsprechend unserer systematischen Veranlagung erklimmt die Verwissenschaftlichung unseres Denkens und Handelns ganz regelmäßig eine Stufe der Pyramide nach der anderen. Zurzeit sind wir bei der Psychologie angelangt, deren Eroberung noch harte Arbeit kosten wird. Die darauf folgenden soziologischen Wissenschaften (zu denen auch die Politik als angewandte Soziologie gehört) harren noch der grundsätzlichen Verwissenschaftlichung, durch welche die dort noch vorherrschende Scholastik verdrängt werden wird.

Ich beeile mich hinzuzufügen, daß in den vorstehenden Betrachtungen absichtlich nur die einfachen großen Linien hervorgehoben wurden, um den Hauptgedanken anschaulich zu machen. Die wirklichen Verhältnisse sind natürlich viel verwickelter. Aber sie lassen sich doch viel leichter verstehen, nachdem jene grundlegenden Gesichtspunkte klar angeschaut sind.

Denn auch die Einzelheiten sind gesetzlich erfaßbar. Als Ursache der geschichtlichen

Wellenbewegung wie jeder anderen haben wir das Vorhandenſein einer Selbſtregulierung erkannt. Der Vergleich mit dem Thermoſtaten und der Dampfmaſchine iſt keineswegs nur ein Bild. Sondern es handelt ſich um verſchiedene Einzelfälle desſelben Geſetzes, das ſeinerſeits der Zeitwiſſenſchaft (Phoronomie) angehört, alſo eine höchſt allgemeine Geltung und Anwendbarkeit hat. Es iſt alſo nicht nur erlaubt, ſondern notwendig, alsbald zu fragen, ob nicht noch mehr Auskunft aus dem Geſetz gewonnen werden kann.

Bei jeder Wellenbewegung unterſcheidet man wiſſenſchaftlich die Höhe (Amplitude) und die Länge der Welle, und es entſteht alsbald die Frage, wie dieſe mit der Selbſtregulierung zuſammenhängen.

Offenbar wird die Wellenhöhe von der Empfindlichkeit des Regulators beſtimmt. Je nach ſeiner Beſchaffenheit wird er ſchon auf kleine oder erſt auf große Abweichungen vom Mittelwert mit der Gegenwirkung antworten. Demgemäß wird der Zuſtand, den er zu regeln berufen iſt, große Schwankungen erfahren, oder auch geringe. Kommt es auf die Erzielung hoher Wellen an (wie z. B. bei den tonerzeugenden Inſtrumenten), ſo wird man den Regulator möglichſt unempfindlich machen (z. B. indem man den Geigenbogen durch Kolophonium klebrig macht); im anderen Falle, z. B. bei der Dampfmaſchine, wird man umgekehrt möglichſt große Empfindlichkeit anſtreben.

Bei den politiſchen Verhältniſſen iſt es aus Gründen des energetiſchen Imperativs durchaus erwünſcht, die Wellen ſo niedrig wie möglich zu halten. Dazu braucht es einen recht empfindlichen Regulator. Dies iſt ein Organ, welches auf eine unerwünſchte Abweichung vom Mittelwerte mit einer Gegenwirkung antwortet, durch welche dieſe Abweichung aufgehoben (und umgekehrt) wird. In den gegenwärtigen Staatsverfaſſungen ſtellt die Volksvertretung dieſes Organ dar. Es gewährt eine unerwartet große Summe von Aufklärungen, wenn man die eben angedeuteten Gedanken weiter und tiefer entwickelt. Doch iſt hier nicht der Ort dazu, da es zunächſt nur auf das Grundſätzliche ankommt, über das noch einiges zu ſagen iſt.

Da das geſamte Leben der Kulturvölker noch weit davon entfernt iſt, eine geſchloſſene Einheit zu bilden, ſo iſt der tatſächliche geſchichtliche Ablauf ihres Daſeins eine höchſt verwickelte Geſamterſcheinung. In der Mathematik wird aber bewieſen, daß man jeden noch ſo verwickelten Linienverlauf als die Summe einer entſprechenden Anzahl einfachſter Schwingungen (Sinneswellen) darſtellen oder ihn in ſolche auflöſen kann. Ähnlich (wenn auch mit gewiſſen bedeutenden Unterſchieden) ſtellt ſich der geſchichtliche Daſeinsverlauf der Völker als die Summe zahlloſer einzelner Schwingungen wirtſchaftlicher, politiſcher, künſtleriſcher, wiſſenſchaftlicher, ethiſcher und anderer Wellen heraus, die auf das mannigfaltigſte einander beeinfluſſen. Überall betätigt ſich das Prinzip der Selbſtregulierung, ohne welche ja ein dauerndes Daſein nicht möglich wäre, als Urſache dieſer Wellenerſcheinungen und das davon abhängige Geſetz der Schwingungsweite als Folge der Empfindlichkeit des Regulators.

Die andere Grundeigenſchaft der Wellen, die Dauer der Schwingung, wird durch eine Eigenſchaft des Gebildes ſelbſt (nicht des Regulators) geregelt, welche man in allgemeinſter Auffaſſung ſeine Maſſe oder Trägheit nennen kann. Dieſe wächſt im allgemeinen mit der Größe des Gebildes, iſt aber auch von ſeiner Natur abhängig. So mußten und müſſen die politiſch-kulturellen Vorgänge im ruſſiſchen Reich wegen ſeiner Größe und der geringen Reaktionsgeſchwindigkeit ſeiner Bewohner mit beſonders großer Langſamkeit ſich vollziehen, wobei ſich der Mangel eines empfindlichen Regulators in den ungeheuren Gegenſätzen geltend macht, zwiſchen denen die Schwingungen erfolgen. Sehr ſchnelle Schwingungen zeigt im Gegenſatz dazu die Geſchichte des franzöſiſchen Volkes, entſprechend der großen Reaktionsgeſchwindigkeit der Bevölkerung ſeiner Hauptſtadt.

Daß, um ein ganz anderes Gebiet zu berühren, die Geſchichte der europäiſchen Malerei nach den langen und niedrigen Wellen der früheren Jahrhunderte in den letzten Menſchenaltern immer kürzere Perioden erkennen läßt, deutet darauf hin, daß die in Betracht kommende Trägheit oder Maſſe zunehmend kleiner geworden iſt. Als Maſſe iſt hier der gedankliche oder kulturelle Inhalt anzuſehen, den die Kunſt auszudrücken bemüht iſt. Früher war dieſe geiſtige Maſſe ſehr groß; es war zunächſt die Kirche, ſpäter das antike Ideal. Zurzeit bildet die religiöſe Malerei nur einen kleinen Bruchteil der geſamten Kunſt und das antike Ideal hat ſeine Kraft verloren; neue Inhalte von ähnlicher Maſſe aber haben ſich nicht gefunden und die neuen Formen, in denen ſich die Zukunft dieſer Kunſt betätigen wird, ſind erſt im Entſtehen begriffen. So zuckt ihre Linie heftig auf und ab; die Dauer der Schwingungen wird zurzeit faſt nur noch dadurch beſtimmt, wie ſchnell ſich der einzelne Künſtler auf die jeweils neueſte Richtung einzuſtellen vermag.

Wie man ſieht, drängt ſich von allen Seiten eine Fülle fruchtbarſter Betrachtungen auf, ſobald man mit der Zauberrute des Wellengeſetzes die bisher lebloſen Einzeltatſachen berührt und zum Leben und Reden erweckt. Und ich weiß zum Schluß nichts Beſſeres zu tun, als den Leſer zu bitten, auch ſeinerſeits ſolche Verſuche anzuſtellen, und zwar in Gebieten, die er am beſten kennt, und die ihm am meiſten am Herzen liegen.

Beim Lohgerber

Von E. Schünemann-Hofer

Mit sieben Gemälden von Gottfried Hofer

Immer rascher, schonungsloser wird Altes — vom Gesichtspunkt reiner Zweckmäßigkeit „Veraltetes“ — verdrängt vom „Modernen“.

In allen Fabrikationsverfahren haben die Maschinen die Leistung des einzelnen Menschen mit seinem handwerklichen Können verdrängt. Wer weiß noch von der malerischen Romantik alter Töpfer- und Schmiedewerkstätten, den verrußten Ecken und Feuerstellen mit Rembrandtischen Farbtönen und flimmerndem, opalisierendem Licht blinder Scheiben? — Es würde dies alles vollkommen aus dem Empfindungsbereich der Menschheit schwinden, wäre nicht das intensive Erleben und das Auge des Künstlers, das noch bestehende letzte Reste vergangener Arbeitsromantik festhält.

Die vorliegenden Bilder sind Wiedergaben einer Folge von Werken, die der Maler Gottfried Hofer aus Berlin in der Lederfabrik der Firma Karl Freudenberg in Weinheim an der Bergstraße gemalt hat. Sie entstanden auf die Anregung der Inhaber hin und wurden aus dem Wunsch geboren, Szenen aus der Fabrikation festzuhalten, ehe diese aus dem ältesten Teil der Fabrikbauten verlegt wurden in Neuanlagen, mit welchem Wechsel gleichzeitig vielfältige technische Vervollkommnungen verbunden werden sollten, die der Szenerie im Gegensatz zum malerischen „Altmodischen“ den Stempel modernsten Fortschritts geben und sie hiermit zur Trägerin einer ganz anderen Romantik machen, der der Maschinen.

Es war mir vergönnt, das pulsierende Schaffen in den weiten Anlagen selbst zu erleben. Welche Welt für sich! Welche Fülle von Eindrücken! Da liegen in großen Stapeln die Massen von Häuten, aus aller Herren Ländern. Die Luft des Raumes hemmt den Atem, viele Gerüche bergend. Die der Verwesung, vermengt mit Desinfektionsmitteln, springen einen förmlich an, denn die Häute — beklemmende Vorstellung getöteten Lebens — werden drüben in Amerika, diesem Riesenreservoir für Schlachttiere, oder den sonstigen Ländern ihres Ursprungs vor dem Versand durch Einsalzen, Trocknen oder Desinfizieren konserviert.

In den anliegenden Räumen, in denen die Felle gespült und gewaschen werden, gesellt sich zu dem vorherrschenden Eindruck starken Geruches noch der der Nässe überall.

Die Weißhaarer

Stempler

Damit der spätere eigentliche Gerbprozeß möglichst wirksam verlaufen kann, ist eben gründlichste Reinigung und Durchweichung des Hautgewebes notwendig. Je näher die Haut wieder ihrem ursprünglichen Zustand gleichkommt, um so besser, denn nur in völlig aufgelockertes Gewebe kann der Gerbstoff eindringen. In „alten Zeiten" hängten die Gerber die Häute einfach in den Bach. Jedoch ist man davon abgekommen, da durch längeres Verweilen im Flußwasser die Fäulniserreger besten Boden finden und viel Hautsubstanz durch dieses Verfahren eingebüßt wurde. Um Fäulnis während des Weichens zu verhindern, werden heute Desinfektionsmittel zugesetzt, die gleichzeitig die so gefürchtete Milzbrandinfektion vermeiden. Außerdem kürzt man den Weichprozeß durch Zusetzen von gewissen die Quellung fördernden Substanzen ab (Alkali oder Säure).

Im Weiterschreiten wird mein Blick gefangen durch eine herrliche Szene, dieselbe, die der Künstler sich zu dem Bild auf S. 655 gewählt hat. Es ist der Äscheraum, in dem die Felle enthaart werden. Hier erkennt das für heutige technische Möglichkeiten empfängliche Auge bald, daß in dem neuen Äscheraum die muskulösen Menschenarme, die mit langen Stangen und Zangen mühsam die in Kalk und Arsen geschwellten Felle (zur Zerstörung der Haarwurzeln) aus den Äschern herausziehen, ersetzt sein werden durch mechanisch arbeitende Fangarme. Gewiß ein großer technischer Gewinn, vom Standpunkt des Künstlers jedoch welch Verlust! Denn was könnte herrlicher sein als kraftvolle menschliche Glieder im Rhythmus der Arbeit, beleuchtet von warmem, einfallendem Licht, in heller Farbigkeit blaugrüner Äscherbrühe und naßglänzender Felle. Lange möchte man verweilen in dieser Fülle malerischer Schönheit. Jedoch ein neuer Eindruck, die Weißhaarer (S. 653) zieht unwiderstehlich an. Wieder jene grünschillernde Brühe, die mit dem Blau der Jacken, den rötlichen Backsteintönen und dem opalen Mattlicht der Scheiben eine Helligkeit und Farbigkeit ergibt von seltener Eindringlichkeit. Hier wäre wohl längst ausschließlich die Maschine an Stelle des Handmessers getreten, gälte es nicht, bei den bunten Fellen die weißen Haare gesondert zu entfernen, da diese innerhalb der Filzfabrikation wertvoller sind als die farbigen und diese Sonderung der menschlichen Hand bedarf. Alle einfarbenen Felle werden maschinell enthaart.

Auf dem gleichen Wege folgt darauf bei neuzeitlichen Methoden das Entfleischen,

Egaliſieren, Spalten und Glätten. Wunderbar zu beobachten, mit welcher Präziſion dieſe Maſchinen ihre Arbeit tun, ganz beſonders die Bandmeſſerſpaltmaſchine. Eine äußerſt präziſe Einſtellung ermöglicht es hier, die gewünſchte durchgehende Dicke der Haut haarſcharf feſtzulegen. Auf dem Wege der Handarbeit ließ ſich früher nur falzend egaliſieren, wobei alle zu dicken Teile zu Abfall wurden. Heute iſt Spaltleder eine vielſeitig begehrte Sonderware.

An den Handglättern und Stemplern vorbei kreuzen wir wieder Stätten, in deren Leben ſich der Künſtler mit großer Liebe verſenkt hat. Sind ſie doch Reſte der ſterbenden Welt des Handwerks, voll der Stimmung früherer Jahrhunderte, und wie ſollte den Künſtler dieſe nicht in ihrem Ge-

Raum der Fiſcherei zum Entharren der Felle

Glättmaschine

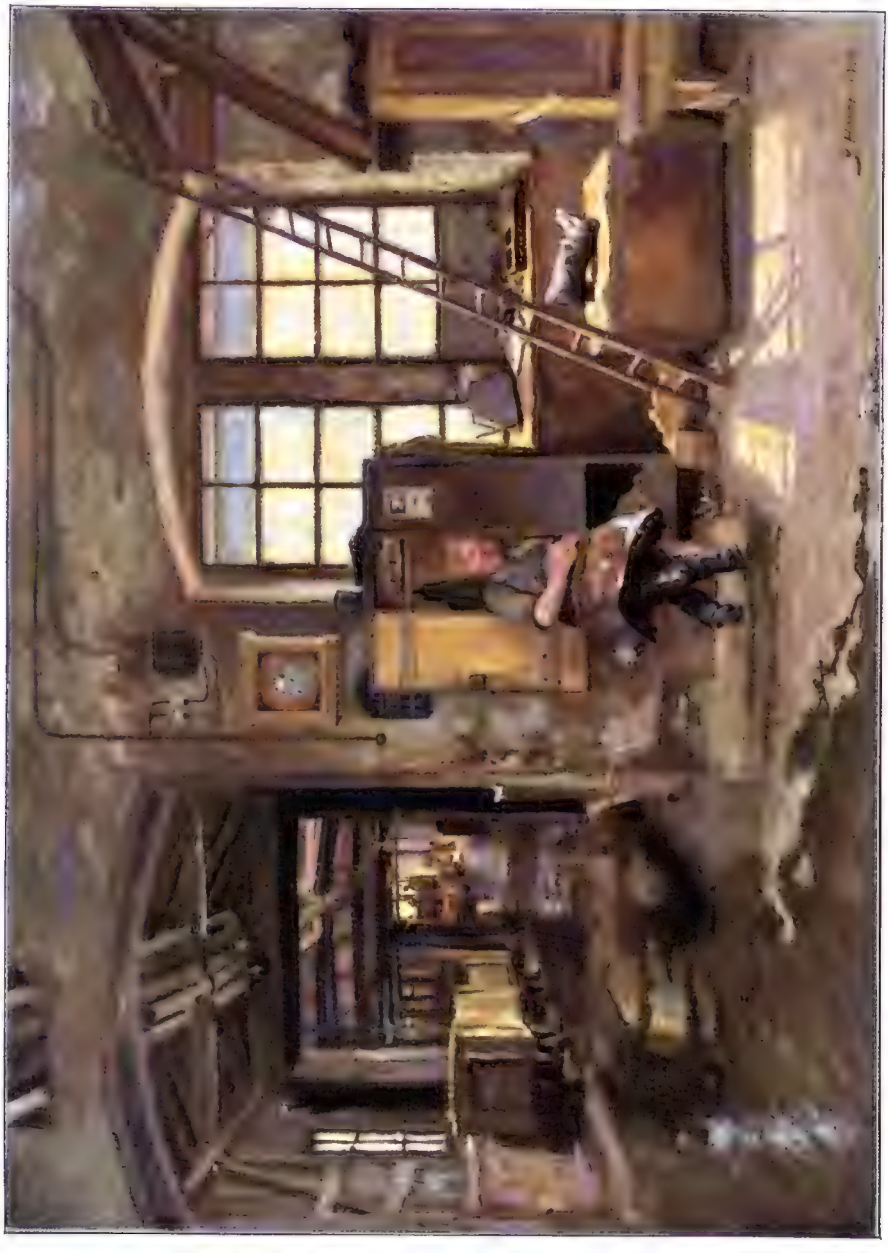
mahnen an alte Meister bei der Wahl seiner Motive mehr gefesselt haben als der Gesichtspunkt technischer Sehenswürdigkeit. Er malte dort, wo das Auge die wärmsten Farbtöne traf, Licht und Schatten am kräftigsten ihre Wechselwirkung trieben, der Hintergrund die lebendigste Sprache führte vom Schaffen und Wirken der Arbeiter und Meister, denen man auf den Bildern ansieht, wie langjährig und innerlich verwachsen sie mit der Welt ihrer Tätigkeit sind. Und so floß der Pinsel und übertrug, nicht etwa wie die photographische Linse nur Momenteindrücke, sondern es ist hier auf immer die lebendige Atmosphäre inzwischen verlassener Fabrikräume auf die Leinwand gebannt, eine Atmosphäre, die das Handwerkliche von Jahrtausenden atmet, die den Beschauer nicht nur das Farbige sehen macht, sondern auch das Nasse, Schlüpfrige der Felle und des Bodens fühlen, ja, wer ihn kennt, den Geruch atmen, den Lärm der Arbeitsräume hören und nicht zuletzt das innige Verbundensein empfinden, das zwischen Mensch und Material besteht. Von dem Fellsortierer (S. 659) konnte ich mich am allerschwersten trennen. Sieht man ihm nicht seine Gewichtigkeit an? Er ist dafür verantwortlich, daß keine Felle mit Grundhaaren oder ungenügender Äscherung die Wasserwerkstatt verlassen. Seit mehreren Jahrzehnten steht er, wie er mir sagte, an diesem seinem Platz.

Von ihm aus wandern die „Blößen", wie es technisch heißt, nun der eigentlichen Gerbung zu.

Die verschiedenen Gerbmethoden lassen sich am übersichtlichsten in drei Gruppen einteilen: da ist die Lohgerbung, deren Anwendung ebenso alt ist, wie der Gebrauch von Leder in der Kulturgeschichte der Völker zurückgeht, also Jahrtausende. Da ist die Mineralgerbung, die ebenso jung, als die Lohgerbung alt auf chemischer Basis aufgebaut ist, und endlich die Sämischgerbung, die durch Behandlung der Blößen mit besonderen Fetten erzielt wird, und zwar kommen nur solche Fette in Betracht, die gerbende Eigenschaften besitzen.

Während das wirksame Prinzip bei Lohgerbung vegetabilische Gerbstoffe sind, Extrakte aus Baumrinden, Holz, Wurzeln, Blättern, Früchten und Gallen, die das Hautgewebe durchdringen und kraft ihrer Einwirkung die Haut verwandeln in „Leder", wirken bei Mineralgerbung ausschließlich Chemikalien ein, und zwar Chrom, Alaun oder Eisenverbindungen. Bei weitem den wichtigsten Platz unter den modernen Methoden hat sich die Chrom-

gerbung errungen. Durch sie ist seit der Jahrhundertwende die Lohgerbung zum großen Teil verdrängt, wobei die kürzere Dauer des Chromprozesses und die damit verbundene schnellere Umsatzmöglichkeit des investierten Kapitals eine ausschlaggebende Rolle spielten. So sehr jedoch die Entwicklung der Mineralgerbung sich erfolgreich gestaltet, hat sich die Lohgerbung — vor allem Eichenlohgerbung — überall dort behauptet, wo große Anforderungen an Haltbarkeit und Dauerhaftigkeit gestellt werden, wie bei Sohl- und Strapazierschuhleder, Kofferleder, Treibriemen usw.



Mittagsruhe

Der Lohgerbereibetrieb empfängt uns mit dem für ihn so typischen Geruch. Trifft man ihn doch überall dort, wo in der Umgegend Lohgerberei zu Hause ist. Schon oft stieß ich beim Durchwandern kleiner Orte auf ihn, in winkeligen Gäßchen, meist nahe einem

Chromgerberei

Fluß oder Bach. Wie oft las ich ein Straßenschild in alten Stadtteilen mit dem Aufdruck „Gerbergasse“. Dort wird bis heute, soweit die alten Gerber sich noch halten können (die Jugend lernt schwerlich dies Handwerk mehr), nach primitivstem Verfahren gegerbt. Eng und hoch sind die Stiegen, winkelig die Arbeitsstätten, und wie eine verklungene Welt mutet es an, dort hineinzuschauen.

Bei der Weiterwanderung in die Chromgerberei leuchten die Häute gelb und grün entgegen. Sie sind gelb in der ersten Gerbphase, während der das Bad aus einer Kaliumbichromatlösung besteht, grünlich nach der zweiten, der Reduktionsphase, in der durch leicht oxydierbare Substanzen die Chromsäure in Chromoxydsalz verwandelt wird, das als solches in der Haut die Lederbeschaffenheit herbeiführt. Unser Bild auf dieser Seite schildert das Ausräumen eines Fasses nach erfolgter Behandlung der Häute mit Kaliumbichromat. Außer obiger Gerbungsart, dem sogenannten Zweibadverfahren, gibt es innerhalb der Chromgerbung noch das Einbadverfahren, das besonders von kleineren Betrieben angewandt wird, wo keine erfahrene chemische Kontrolle durchführbar ist.

Mit dem Betreten der Trocknungsanlagen, in denen die gegerbten Felle getrocknet werden, entfernen wir uns aus dem Bereich des Nassen. Wir kommen in ganz neue Sphären, die des Durchfettens und Nachbearbeitens, „Zurichtens“, wie es technisch heißt. In großen Sälen werden die Leder gefettet, gefärbt, gestreckt, geglättet und geplättet, kurz, es wird die modernste Schönheitspflege an sie gewandt. Da liegen Stapel der zartesten und leuchtendsten farbigen Stoffe, matteste Oberfläche wechselt mit hochglänzender und sämisch-samtener. Hier sammelt sich das Schönste und Zarteste, das die kommende Saison verlangt für neumodische Schuhe, Taschen, Handschuhe und andere Luxusgegenstände. Die Fortschritte der Chemie gemeinsam mit denen der Maschinen haben nicht nur die Gerbmethoden erweitert, sondern auch der farbigen und Oberflächen-Lederzurichtung ganz neue Möglichkeiten eröffnet mit den oft erstaunlichsten Wirkungen.

Der Künstler Gottfried Hofer hatte sich während der Wochen seines Schaffens in einem kleinen Oberlichtraum innerhalb der Fabrik seine Arbeitswerkstatt häuslich eingerichtet. Da steht er, frisch und voller Spannkraft neben seinen Bildern, umgeben von all dem Handwerkszeug, ohne das ein Maler nur ein halber Mensch ist, den Öl-

Die Sortierer der Felle

farbentuben, Fläschchen, Pinseln, Skizzenbuch, dem Malschemel, der Staffelei. Während ich die Bilder nach den lebendigen Eindrücken nun doppelt genieße, tritt ein Werkführer herein, dessen Studie ich schon an der Wand bemerkt hatte. Ganz betrübt schaut er drein, denn er hatte Freundschaft geschlossen mit dem Künstler, und nun will der wieder fort! Wie wir uns unterhalten und ich erwähne, daß der Maler schon nah an die Siebzig ist, will er das nicht glauben. „Der schaut doch aus wie kaum sechzig," meint er, „und bei der Arbeitskraft!" Da erzählte ich ihm, daß Tirol die Heimat des Künstlers ist, jenes Land, das seinen Kindern so stolzes, lebensstarkes Blut mitgibt, und in dem noch soviel handwerkliche und bäuerliche Tradition lebendig ist. Nimmt es wunder bei der Meisterlichkeit der Bilder, in denen über das Künstlerische hinaus so starke Einfühlung in die Atmosphäre der Arbeit lebt, daß der Künstler selbst ein Kind handwerklichen Lebens ist? Muß er nicht aufgewachsen sein zwischen Menschen, die auf das innigste lebten in der Welt ihrer handwerklichen Meisterschaft? Ich weiß von ihm, wie er in Bozen, seiner Heimat, als Kind nicht genug erhaschen konnte von den Künsten der Goldschmiede, der Uhrmacher und Holzschnitzer, wie er sich die lebendige Beziehung zur Welt des Handwerklichen auch später erhalten hat, trotzdem ihn seine Künstlerschaft darüber hinauswies und er als Maler vielseitigen Ausdruck suchte und fand, sowohl im Figürlichen als auch im Landschaftlichen und im Porträt. Niemals jedoch sind ihm Motive näher zu Herzen gegangen als die obigen.

Wir leben in einer Zeit, in der schonungsloser als je das Neue Altes, durch Jahrhunderte Gewordenes, verdrängt. Früheres wird dem Blickfeld und mehr noch dem Gefühlsfeld späterer Generationen immer radikaler entrückt. Die einzigen Mittel, Vergehendes lebendig zu erhalten, sind die Ausdrucksmöglichkeiten, die aus künstlerischer Quelle fließen, sei es durch das Wort, die Farbe oder die Form. Allein Künstlern verdanken wir es, wenn wir uns verflossene Jahrhunderte lebendig zurückgestalten können. Das Heute hat kaum Zeit und wenig Sinn, dem Künstler Gelegenheit zu geben, seine Sprache zu sprechen, und so ist es jedesmal ein Lichtblick im Trüben, vom Standpunkt des Künstlerischen aus, wenn sich trotzdem noch Menschen finden, deren Sinn und Liebe danach geht, Vergehendes durch den Künstler lebendig erhalten zu lassen.

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Leutnantsliebe. Von Georg Frhr. v. Ompteda

Erinnerungen an meine Dresdner Reitschulzeit

Nun war ich endlich Offizier: Secondelieutenant im 1. Königlich Sächsischen Husarenregiment Nr. 18. Damit bezog ich die Reitschule in Dresden. Ich kannte sie vom Kadettenkorps her, als dort der Premierlieutenant Freiherr Speck von Sternburg, später Deutscher Botschafter in Washington, mein Reitlehrer gewesen war.

Der offene Reitplatz wurde begrenzt durch die Heerstraße, an der fast alle Kasernen der Albertstadt lagen, und durch die Gleise der Schlesischen Bahn, auf der die Züge, bei stadtwärts starkem Gefälle, bergab rasselten und rasaunten, bergauf keuchend Dampfwolken ausstießen, immer aber gellend zu pfeifen pflegten.

Jedesmal nun, wenn ein Zug kam mit Piff, Paff, Puff, verlor ein Teil der Pferde den Verstand (manche Reiter aber mit ihnen) und tobte auf dem Platze umher. Dort ragte der Direktor der Reitschule, Major K., einsam aus dem Sande, sehr groß, mit langem und blondem Schnurrbart, unter seiner weißen, schief wie die Tschapka sitzenden Ulanenmütze und machte sein berühmtes pfiffiges Gesicht, wie immer, wenn er einen Witz auf der Pfanne hatte.

Und das hatte er meist. Seine Geschichten waren denn auch in der ganzen sächsischen Armee bekannt. Die meisten setzten zwar ein gewisses Verständnis militärischer Dinge voraus, auch gehörte eigentlich sein breites Sächsisch dazu, wenn ich aber vorausschicke, daß sogenannte „Secretaorders“ aus dienstlichen Gründen eben durchaus geheim bleiben mußten, und Generaladjutant von M. wie General X. recht schwerhörig waren, so versteht man das allgemeine Schmunzeln, als K. einmal im Kasino erzählte: „E'm reit' ich ahnungslos im Prießnitzgrund, wo's doch sonst so scheen friedlich und stille is, als plötzlich e ferchterliches Gebrille losgeht. Schen denke ich, 's wird eener ums Läben gebracht, als ich die beeden Generäle M. und X. erblicke, die so brillen: sie teilten sich nämlich 'ne Secretaorder mit!“

Major K. war ein berühmter Reiter. Als nun ein verzweifelt auf seinem Schinder hängender Infanterieleutnant, der seinen Gaul nicht mehr halten kann, an ihm vorbeipreschend bittet: „Gestatten Herr Major vorbeizureiten?“ ruft K. ihm grinsend nach: „Bitte sähr, wenn Sie das reiten nennen!“

Unser Leben war anstrengend. Jeden Morgen galt es das Chargenpferd auf Sattel ohne Bügel, ein Dienstpferd auf Decke, und ein eigenes zu reiten. Dieses war bei mir die Eidechse, eine langbeinige Fuchsstute, deren schlängelnder Name schon verriet, daß sie einem jungen Reiter gerne sich entzog. Sie duldete keinen anderen Gaul vor sich, so daß es öfters Ermahnungen unseres Reitlehrers gab, eines vornehm denkenden, gerechten Mannes von eiserner Selbstzucht und Bedürfnislosigkeit. Als ihm einmal ein widerspenstiger Gaul über die gut dreiviertelmannshohe Einzäunung des Reitplatzes ausbrach, zwang er das Tier, obwohl der Absprung schlüpfriges Pflaster war, zur Strafe den gleichen Weg zurück. Nach seinem Vornamen wurde er von uns der „eiserne Max“ genannt, ein Ehrenname.

Nach dem Dienst legte man sich meist todmüde schlafen. Ich wohnte in der Reitschule, mit staatlichen Möbeln mehr als bescheiden ausgestattet. Diese Wohnung hatte ihre Schattenseiten, denn eigentlich war Ziviltragen nur zu Reise und Jagd erlaubt; wenn man nun abends im Gewande des Bürgers sich entfernte, drohte stets die Gefahr, dem Major zu begegnen. Er war zwanzig Jahre älter und verheiratet. Wir jedoch wollten unsere Jugend genießen.

So hieß damals eine unserer ersten außerdienstlichen Sorgen, uns Zivil anfertigen zu lassen Unser Bestreben ging natürlich dahin, durch einen „todschicken“ Anzug nicht für einen Leutnant gehalten zu werden. In Wirklichkeit erkannte einen aber jeder an dem von Luft und Sonne gebräunten Gesicht. Man denke sich z. B. im Viktoriasalon, dem einzigen guten Varieté Dresdens, die Proszeniumslogen besetzt von schlanken und sehnigen jungen Herren, mit hellen Stirnen und braungebranntem Gesicht, die Kragen so hoch, daß sie den Hals nicht bewegen konnten, die Meerschaumspitze im Mundwinkel, und von einer durch nichts zu verblüffenden lässigen Sicherheit oder in von Weingeist beflügelter und gesichtsroter Laune!

Die ruhigen Bürger im Saal, an den Biertischen, wußten genau, daß die jungen Herren da oben Offiziere waren, und brachten ihnen ein lächelndes Wohlwollen entgegen. Der teuerste Platz, eben die Prosceniumslogen, wo die „feinen Hunde“ mit den verbrannten Gesichtern saßen, kostete zwei Mark. Ein Saalsitz aber, mit Kind und Kegel am Biertische, nur eine oder gar nur fünfzig Pfennige. Dabei galt im damaligen Deutschland der Viktoriasalon für eine der besten bunten Bühnen. Ständiger Gast war Karl Maxstadt, der keine Stimme besaß, aber schon beklatscht wurde, wenn er nur schräg aus der Kulisse geschoben kam, um die meist selbstverfaßten Bänkelsänge vorzutragen. Da man noch keine Girlsbeine und Nacktrevuen kannte, war das Couplet Trumpf. An dem gemessen, was heute gestattet ist, darf man die Verse rührend zahm nennen.

Durfte man solche Unternehmungen nur in Zivil besuchen, so war es anderseits geraten, im Theater Uniform zu tragen, wiewohl wir es auch wagten, im Gewande des Bürgers ins Residenztheater zu gehen. In diesem Theater, unter Leitung des Direktors Karl, wurden damals hauptsächlich Operetten gegeben. Aber auch Lustspiele. Ich erinnere mich eines jungen Darstellers, der dort seine ersten Schritte auf die Bretter tat: Georg Reimers, der wundervolle Held des Burgtheaters, der mir durch Erscheinung, Stimme wie Spiel derart auffiel, daß ich mich über seine baldige Berufung nach Wien nicht gewundert habe.

Die Operette konnte sich sehen lassen. Felix Schweighofer war alljährlicher Gast. Eine Zeitlang Alexander Girardis ernstlicher Nebenbuhler in der Gunst der Wiener, hatte er, da für beide kein Platz schien, sich nach Dresden gewendet. Dort besaß er eine Villa auf der Leubnitzer Straße, unweit des Hauses meiner Eltern. Jeder beschmunzelte ihn, wenn er mit auffallend ausgeschnittenem Kragen und wehendem Schlips, Samtjacke wie Riesenkünstlerhut trällernd daherkam.

Bei meinen Eltern entstand einmal große Aufregung, als die Zofe, mit sichtlichen Zeichen schweren Schreckens, meiner Mutter erzählte, in einer der Nachbarvillen sei ein Herr wahnsinnig geworden. Sie hatte nämlich durch das offenstehende Fenster des Erdgeschosses einen toben und die fürchterlichsten Faxen schneiden sehen. Wir stürzten erschrocken hin und fanden Felix Schweighofer, wie er in seinem Ankleidezimmer vor dem Spiegel eine neue Rolle einübte.

Neben Schweighofer, dem ständigen Gast, gab es aber noch manch gute, dauernde Kräfte am Residenztheater. So die Soubrette Stubel, die, so wurde wenigstens behauptet, mit Johann Orth, dem abgedankten Erzherzoge, am Kap Horn im Seesturm der Antarktis verschollen ist.

Während meiner Offizierszeit genossen die Dresdner Hofbühnen, vor allem die Oper, einen großen Ruf unter dem Generalintendanten Grafen Platen, der früher die gleiche Stellung in Hannover bekleidet hatte. Groß und gebeugt sich tragend, hing ihm ein langer, etwas dünner Ziegenbart am Kinn. Natürlich wurde behauptet, er verstünde nichts; das Schicksal fast aller Generalintendanten. Wie kam es aber dann, daß er gerade den jungen Ernst Schuch als Kapellmeister verpflichtet hatte? Wie kam es wohl, daß auch das Schauspiel mit der Bayer, der Ulrich, mit Dettmer und dem jungen Matkowsky so hervorragend war?

Ich saß eines Abends im Opernhause. Ein Schauspiel wurde gegeben: Calderons „Richter von Zalamea“. Im Stile jener Zeit sang Matkowsky Arien, nicht anders, vielleicht nur gewaltiger als heutzutage etwa Moissi. Hoch über uns im zweiten Rang fiel einem Kameraden und mir ein hübsches junges Mädchen auf, das eine rote Trikottaille trug, eng anliegend, wie üblich zu jener Zeit. Sie hatte die auf ihr brennenden Augen unserer Operngläser bemerkt und erwiderte aus Ulk oder Keckheit das Feuer, so daß wir darauf verfielen, andern Tags durch eine Anzeige auf der Eselswiese, wie eine gewisse Spalte der Dresdner Nachrichten hieß, jenen, die im Theater gewesen waren, eine Freude zu bereiten: „Junge Dame, Hoftheater 2. Rang links, wird von sie bewundernden Herren um Lebenszeichen gebeten unter ‚Richter von Zalamea‘, Expedition des Blattes.“

Die Antwort kam. Etwas zaghaft — doch sie kam. Da wir aber nun unmöglich zu zweit den Briefwechsel fortsetzen konnten, so losten wir, wer der Glückliche oder Unglückliche sein sollte. Das Los fiel auf mich. Und auf solch leichtfertige Weise habe ich mich in ein Herz geschlichen, das mir bald, wenn man Worten und Briefen glauben darf, völlig gehörte.

Isabel, so will ich sie nennen nach jener Mädchengestalt im „Richter von Zalamea“, hat damals meine Seele zu tiefst erfüllt. Sie bereitete sich zur Bühne vor. Daraus entsprang bei der Frühreifen — sie zählte kaum sechzehn Jahre — eine gewisse, wenn auch harmlose Lust am Abenteuer. In jenen Zeiten war den Mädchen ein Husarenleutnant etwa das, was ihnen heute der

„schöne Filmdarsteller“ bedeutet. Ebenso wiederum schien mir alles, was auf den Brettern stand, von Flitterglanz umstrahlt.

Isabel fiel nicht allein auf durch ihre große und schöne Gestalt, sondern in ihrem ganzen Auftreten lag etwas leise Theatralisches, trugen doch Mime und Mimin jener Zeit ihren Beruf gern zur Schau. So fühlte ich dunkel, es sei besser, mich mit ihr nicht allzuoft zu zeigen in einer Husarenuniform, die gewiß ebenso die Blicke auf sich lenkte. Als daher die Reitschule hinter mir lag und ich wieder in Großenhain stand, zog ich möglichst Zivil an, wenn ich mit ihr zusammentraf. Das ging, solange sie noch lernte, bald jedoch wurde sie dem Hoftheater verpflichtet, und ich wollte anwesend sein, wenn sie spielte. Dort aber durfte ich nur Uniform tragen.

Darum trafen wir uns nach der Vorstellung an entfernter Ecke, und ich begleitete sie nach Hause: fast die einzige Möglichkeit, sie zu sehen, denn, um ihren Ruf ängstlich besorgt, mochte sie keine Gaststätte mit mir besuchen.

Das war der erste Wermutstropfen in den Becher der Liebe, denn solche Weigerung enttäuschte mich. Aber noch anderes nährte eine Mißstimmung gegen sie. Ich erblickte in einer leisen Nachhilfe der Natur Gewohnheit des Berufes, etwas, was eine Dame nicht tat, während derlei heute ja immer allgemeiner üblich wird. Ermahnungen fruchteten aber nichts, im Gegenteil, Isabel wurde nur gereizt und suchte es mir zu vergelten. Dann äffte sie einen schnarrenden Leutnantston nach, den ich übrigens niemals gehabt habe, und war dabei doch eigentlich ganz stolz auf ihren Husarenleutnant.

Nun könnte es nach solchen Worten aussehen, als sei die Leidenschaft nicht gar so groß gewesen. In Wirklichkeit hat mich Isabels liebe Gestalt durch meine ganzen ersten Leutnantsjahre begleitet wie mein guter Geist. Oft nach anstrengendem Dienst vom frühen Morgen bis zum Abend schrieb ich die halbe Nacht noch an Isabel. Von selbst wurden Verse daraus.

Sobald der Dienst beendet war, fuhr ich nach Dresden. Aber einmal, gerade an einem Tage, als Isabel zum erstenmal eine tragende Rolle spielte, hielt mich mein Rittmeister noch so lange auf, daß ich den Zug verpaßte, der mich rechtzeitig zum Theater nach Dresden hätte bringen sollen. Kurz entschlossen habe ich einen Gaul gesattelt und bin die über 30 Kilometer lange Strecke der Dresdner Straße, an Moritzburg vorbei, über den Auer geritten, daß die Funken stoben und die Erdpatzen flogen. Geritten, meist Galopp, daß der edle Gaul vor dem Gasthause in der Neustadt stand mit fliegenden Flanken, mit gerötеten Augen, mit blasenden Nüstern. Ein anderer Schinder wäre vielleicht zusammengebrochen, das Blutpferd gab den letzten Tropfen her.

Dann saß ich ruhesam im Theater, als wäre ich auf weichen Kissen der Eisenbahn gefahren. Aber das Kreuz tat mir weh. Die Nacht bin ich zurückgeritten. Lange Strecken habe ich den noch immer nassen Gaul geführt, der prustend den Schaum an mir abrieb. Kein Mond, kein Stern warf Licht auf die todeinsame Straße. Herrlich war der Ritt, allein in tiefer Mitternacht, durch den schwarzen, schweigenden Tann. Und den ganzen endlosen und verlassenen Weg entlang sehnte ich mich nach Isabel.

Aber auch wenn ich mit dem Nachtzuge heimgebraust, blieb ich noch lange auf in selig gehöhter Stimmung und konnte vor Erregung und Erinnerung keine Ruhe finden, bis ich endlich wie tot auf das Sofa sank. Wenn mich dann am Morgen der Bursche weckte, war ich immer wie gerädert. Ohne Frühstück ging es im Winter in die eiskalte Reitbahn, im Sommer schon früh um fünf, hui, aufs Pferd. Dann Schwadronsexerzieren und zweiter Dienst bis mittags. Essen im Kasino. Nachmittags Fußdienst, Fechten, Turnen bis fünf. Dann Instruktionsstunde oder Regimentsabend, vielleicht auch eine Einladung, der man nicht ausweichen konnte. War ich aber frei, fuhr ich sofort wieder nach Dresden. Und so Tag um Tag. Und meine jungen Nerven hielten stand.

Aber dieses Doppelleben goß auch bisweilen einen kalten Strahl auf das glühende Feuer der Liebe, denn wenn der Dienst mich festhielt, zeigte sich bei der Geliebten ein neuer Wesenszug: maulende Verstimmung. In ihren kleinen Mädchenkopf ging es nicht hinein, daß ich mich nicht Arrest oder Abschied gar aussetzen wollte, nur um einer Laune willen.

Dazu hatte ich, nach langem Widerstreben, mich bereden lassen, heimlich Isabels Haus zu betreten. Wohl war mir nie dabei. Immer dachte ich: ‚Wenn nun ihr Vater heimkehrt?‘ Isabel lachte: dann würde ich eben versteckt! Unwürdige Lage, die sie aber nicht begriff.

Hinzu kam auch, daß nun, wo wir in Stunden ungestörten Beisammenseins vertrauter wurden, manche Kluft sich auftat in Anschauungen und Erziehung. Das gab meiner schon leise ernüchterten Seele einen Stoß. Ich fand einmal im Unmute, es

ſei Komödiantiſches an ihr. Und ſie hat gemeint, ich ſei doch „der richtige Leutnant“.

Der war ich. Konnte ich denn anderes ſein? Ich hatte mich immer nur im Kreiſe jener bewegt, die meine Wiege ſchon umſtanden; ich war im Kadettenkorps erzogen; dann im Regiment. Wie ſollte ich alſo etwas anderes ſein als „der richtige Leutnant“? Und Iſabel? Nie ſtreifte ſie ab, was ſie war: das zum Theater verſchlagene Bürgermädel, und wenn ſie zehnmal abends von ſieben bis zehn ſich verkleidete als Königin von Samarkand . . .

Blieb, was ſie war, wie ich blieb, was ich war! Und das hätten wir einander zugute halten ſollen und uns freuen, eigene Menſchen zu ſein, nicht aber weiche Quallen. Doch wir verſtanden uns immer weniger.

Dennoch ging es mir im Kopfe herum, ſie ganz an mich zu ketten. Da ich innigſtes Vertrauen zu meinen Eltern hatte, deckte ich ihnen eines Sonntags mein Herz auf.

Mein Vater, bei dem alle Familienangelegenheiten mit einer gewiſſen Feierlichkeit beſprochen wurden, nahm wichtig und behäbig in ſeinem großen Lehnſtuhle Platz, in dem ſchon mein Urgroßvater, der Miniſter in London, am engliſchen Kaminfeuer ſich gewärmt. Wie immer hatte ihm unſere treuſorgende Mimli, die Gute, die Decke über die Knie gebreitet. Sie ſelbſt mußte ſich zu meiner anderen Seite niederlaſſen, und erſt als auch ich dicht neben ihr auf einem jener eingelegten Hockerln ſaß, die einſt die Eltern aus Wien mitgebracht, konnte die Beichte beginnen. Als wollte ſie ihrem Sohne beiſtehen auf dem ſchweren Gang, denn alle ahnten, was da kam, hielt ſie meinen Arm. Wenn dann bei meinen Worten mein Vater die Stirn runzelte oder mir die Stimme ſchwoll, dann fühlte ich, wie Mimlis zärtliche Hand zu Vernunft und Mäßigung ängſtlich mahnte.

Aber mein Vater ſprach ganz ruhig, denn nur ärgerlicher Kleinkram brachte ihn in Wallung, während er bei lebenswichtigen Dingen entwaffnend ſachlich blieb. Dann bot er alle Überredungskunſt auf, die ihm gewinnend reich zu Gebote ſtand, dann wurde er überzeugend, ja bezaubernd, wie er ſein konnte, wenn die alte Kraft und Geſundheit in ihm wiederkehrte. Er wog alles ab: daß ich, da man nach damaliger Offiziersanſicht eine öffentlich berufsmäßig Auftretende nicht heiraten durfte, meinen Abſchied zu nehmen hätte. Er machte Freunde und Kameraden lebendig, die ich verlöre. Er fragte, wovon wir denn leben wollten, wenn dieſe Dame ihren Beruf verließe. Denn meine Zulage allein hätte nicht für zwei gereicht. Bliebe ſie aber Schauſpielerin, ob ich dann wohl geſonnen ſei, mich von ihr ernähren zu laſſen?

Hiervon konnte nun zwar ſchon deshalb nicht die Rede ſein, weil ſie, die nach damaligem Bühnenbrauch die „moderne Toilette“ ſelbſt ſtellen mußte, knapp für ſich allein auskam. Dennoch empörte mich dieſer Gedanke auch nur. Lieber hätte ich mich totgeſchoſſen.

Als mein Vater meine Entrüſtung nützte und von Gegenſätzen der Erziehung wie der Anſchauungen ſprach, ſtand alles in mir auf, was zwiſchen uns jungen Menſchen ſchmerzlich ſich getürmt, und wie in einem Geſicht erblickte ich mich in einer Welt, die jener widerſprach, in der ich groß geworden.

Ich ſah meinen Vater ſitzen, betrübt und ernſt. Mimli „knickte ein Tränchen“. Die Familienbilder an den Wänden machten ernſte Geſichter. Ich dachte an den alten Reiter, Ritter und Landſtallmeiſter Großpapa Mangold. Ich ſah ſich abwendende Verwandte und Freunde. Zugleich erſchien mir Iſabel, die zu dünnen Augenbrauen künſtlich nachgezogen: ein Schuß Theater, wie ich gewiß ein Schuß Leutnant war, dem bloß das Einglas fehlte.

Hätte die gleiche Unterhaltung mit den Eltern ein halbes Jahr früher ſtattgefunden, ich würde mich auf Iſabels Seite geſchlagen haben. Oder wäre mein Vater ausfallend und heftig geweſen, das Geſpräch am Kamin der Kaitzer Straße würde der Schlußauftritt eines Trauerſpiels „Vater und Sohn“ geworden ſein. So aber war er ſo milde, ſo bekümmert, daß meine Zukunftspläne alles leuchtende Licht verloren und ich mich trübe aufmachte, zurückzufahren in meine kleine Garniſon.

Mimli aber nahm mich beiſeite. Mimli weinte für mich. Und ich mochte ihr nicht zeigen, daß ich durchaus nicht ſo tief getroffen war, wie das Mutterherz es vermutete.

War ich nun ſo ſchon ein wenig abgewendet von ſchweifenden und unwirklichen Zukunftsplänen, ſo geſchah bald darauf etwas, das mich vollends heilte. Iſabels bisheriger dramatiſcher Lehrer meinte nämlich, meine einſtige Schülerin meinen Klauen entwinden zu ſollen. Es war der damalige Oberregiſſeur des Schauſpiels, ein mäßiger Darſteller, der ſich jedoch das Verdienſt um die Kunſt erwarb, ſelten aufzutreten. Dieſer Herr nun hetzte irgendwie und verhalf mir damit zu zwei Beſuchen.

Durch den erſten lernte ich den wohl beſten Bonvivant der damaligen deutſchen Bühne, den ich als „Doktor Weſpe“

von weitem bewundert hatte, in der Nähe kennen. Carl Sontag, ein um fünfundzwanzig Jahre jüngerer Bruder der berühmten Koloraturſängerin Henriette Sontag, hatte jene ſeinerzeit vielgeleſene eigene Lebensgeſchichte verfaßt: „Vom Nachtwächter zum türkiſchen Kaiſer“. Sie hatte ihm ſeine Entlaſſung vom Hannoverſchen Hoftheater eingetragen. Er lebte in Dresden, gab nur noch Gaſtrollen und ging mit der wundervollen Heldin und Salondame des Hoftheaters, Pauline Ulrich, öfters zu Gaſtſpielen „auf die Dörfer“, wobei ſie Iſabel ein paarmal mitgenommen hatten. Die berühmte Pauline liebte es nämlich, die kleinſten Orte abzugraſen, behauptete ſie doch, das brächte viel mehr ein, als das „Mauernweilen“ in großen Städten.

Ich habe einmal, was ſie ſehr beglückte, ihr herrliches rötliches Haar bewundert, das noch keinen grauen Faden zeigte, obwohl ſie ſich gewiß ſchon der Fünfzig näherte. Sie ſagte nur mit erſtaunlicher Offenheit und unnachahmlicher Betonung, indem ſie ſich an die Schläfe griff: „Geforben!“

Alſo Carl Sontag gab zu meinem größten Staunen bei meinen Eltern eine Karte ab. Mein Vater, der den ausgezeichneten Schauſpieler von Hannover her kannte, hatte zuerſt gemeint, der Beſuch gelte ihm, doch war ich das Ziel. Es unterhielt mich, den Mann kennenzulernen, den ich auch als Bolingbroke und Königsleutnant geſehen, obwohl mir da Friedrich Haaſe beſſer gefiel. Ich machte alſo dem großen Mimen einen Gegenbeſuch, wenn ich mich recht erinnere, auf der Prager Straße. Bei gefärbtem Schnurrbart und Haar enttäuſchte er zuerſt etwas, ſprach aber genau wie auf der Bühne des Hoftheaters als Doktor Weſpe, mit einer Art zurechtgelegter Bühnen-Lebens-Natürlichkeit.

Und was ſprach er? Nun eigentlich etwa das, was er als „Kean“ der jungen Schauſpielerin rät, nur gewiſſermaßen umgekehrt, indem er ſpaßigerweiſe mich beſorgt auf Gefahren aufmerkſam machte, die mir drohen ſollten, und mir riet, von Iſabel zu laſſen. Ich dankte ihm, ein wenig ſpöttiſch, für ſeinen ſelbſtloſen Rat, erklärte aber, ich ſei gewöhnt, meine Entſcheidungen ſtets ohne — — — Oberregiſſeur zu treffen. Der ſonſt gewiß ſchlagfertige alte Herr war dermaßen verdutzt, daß er kaum mehr etwas ſagte.

War nun dieſes mehr ein Luſtſpiel, ſo folgte Ernſteres darauf: Iſabels Vater meldete ſich an.

Ich ſehe uns noch am Kamin ſitzen und warten, warten, dieſes Schrecklichſte, das es für mich gibt. Mimli hielt meine Hand und ſagte erſchrocken: „Sie iſt ja ganz kalt!“ Als aber der Beſuch gemeldet wurde, war ſie jäh warm geworden. Mein Vater empfing ihn in ſeinem Zimmer. Es dauerte eine Weile, und Mimli ermahnte mich voller Sorge: „Werde nur nicht heftig! Du biſt nicht im Recht, Kindli!“ Nein, ich war nicht im Recht. Als mein Vater zurückkehrte mit den Worten: „Er erwartet dich!“ trat ich den Gang an, wie zu einem Zweikampfe, bei dem ich der unwürdige Beleidiger geweſen wäre.

Ich wollte kämpfen, fühlte mich jedoch entwaffnet vom erſten Augenblick an: der da vor mir ſtand, war ein einfacher alter Mann mit Maſchinenſchlips, etwa wie ihn jene braven Bürger trugen, die im Parkett des Viktoriaſalons ſaßen. Wäre er hochfahrend aufgetreten, ich hätte im gleichen Ton geantwortet. So aber ſah ich nichts in ihm als den liebevoll beſorgten Vater, vor dem mich Iſabel hatte verſtecken wollen. Unſer Geſpräch verlief daher leiſe und ruhig, während die Eltern im Nebenzimmer vielleicht ängſtlich lauſchten, ob die Stimmen ſich auch nicht erhöben.

Nur ein einziges Mal beſtand Gefahr, die Unterhaltung möchte erregt werden, als der alte Herr erklärte, wenn ich von ſeiner Tochter nicht ließe, würde er ſich beſchwerdeführend an den kommandierenden General, den Prinzen Georg wenden, bei deſſen ſtrenger Rechtlichkeit er meinte, ein Einſchreiten gegen mich erzielen zu können. Wie das drohende Unwetter vorübergegangen iſt, vermag ich nicht mehr zu ſagen. Wir ſchieden jedenfalls im beſten Einvernehmen. Zwar habe ich mir kein Verſprechen abnötigen laſſen, doch innerlich war ich entſchloſſen, ein Ende zu machen.

So ſind Iſabel und ich allmählich auseinandergeglitten. Ich kehrte aus verſtiegener Herzens- und Theaterwelt zurück in den Kreis der Kameraden, zurück zu meinem Dienſt und Beruf.

Mir iſt es aber, nun ich zum zweiten Male, jetzt mit Worten, von Iſabel Abſchied nehme, als habe ich, im Beſtreben, mich zu rechtfertigen dafür, daß ich von ihr gegangen, zu ſcharf betont, was uns ſchied. So will ich denn ſagen, daß dieſes Mädchen mein Glück nicht allein, ſondern auch der Segen meiner jungen Jahre geweſen iſt. Sie hat mich vor Niedrigem bewahrt, ſie hat mir für die Kunſt die Sinne geſchärft. Ihrem Andenken iſt Dank in meinem Herzen gewiß. Dank für Stunden, die niemals ſo wiederkehren können in ihrer Glut und Reinheit zugleich, denn ſie bedeuten die Jugend.

Der ſilberne Wagen

Erzählung von Ernſt Wiechert

Hermann Gieſeking, mit fünfundvierzig Jahren Staatsſekretär in einem preußiſchen Miniſterium und damit durchaus nicht am Ende einer beiſpielloſen Laufbahn ſtehend, pflegte, nach ſeiner Herkunft und Jugend befragt, zu erwidern, daß er Kühe gehütet habe und hinter dem Pfluge hergegangen ſei, wobei er der letzteren Beſchäftigung immer den Vorzug gegeben habe, weil am Abend immer zahlenmäßig feſtzuſtellen geweſen ſei, was man im Laufe des Tages geleiſtet, während beim Milchertrag der Kühe immer „Imponderabilien“ eine Rolle geſpielt hätten. Er erzählte es weder mit der Beſcheidenheit eines Menſchen, den das Glück geſegnet, noch mit dem prahlenden Stolz eines Emporkömmlings, ſondern mit dem leiſe verhüllten Spott, der die Sache ſelbſt wie die Frage und Antwort gleichermaßen umfing, ſo daß der Auskunftbegehrende nicht ganz ſicher war, ob er Wahrheit oder Scherz empfangen habe, und das Geſpräch wechſelte, das der Betroffene ſo zu führen beliebte, als handle es ſich um eine Wetterausſicht oder irgendeine Modetorheit des Tages.

Es war nichtsdeſtoweniger Wahrheit, was der Staatsſekretär zu ſagen beliebt hatte, und ihre Äußerung hatte aufgehört, ihm irgendwie beſchwerlich zu fallen. Während er bis zum großen Kriege bei allen amtlichen Beurkundungen ſeinen Vater als Landwirt bezeichnet hatte, wobei ſeine ſehr allgemein gehaltenen Angaben im vertrauteren Kreiſe auf einen Beſitz von hundert bis etwa ſechshundert Morgen ſchließen laſſen konnten, nannte er ſich nach der Neuordnung der Verhältniſſe einen Bauernſohn. Er tat es nicht, ohne danach gefragt worden zu ſein, aber er pflegte in ſolchen Fällen ſeine grauen und etwas kühlen Augen an dem Fragenden vorbei ins Weite zu richten, als ſähe er hinter ihm den langen Zug einer unendlichen Geſchlechterfolge, die als ein aufrechtes Herrenvolk von der Saat zur Ernte und von der Arbeit zum letzten Frieden geſchritten ſei.

Es war ihm an der Wiege nicht beſtimmt geweſen, am Steuer des Staates zu ſtehen, und ſeine kurzen und etwas breiten Hände ließen noch jetzt den Weg erkennen, den ein karges Schickſal ihm verdrießlich zugewieſen hatte. Doch war in ſeiner weltverlorenen Umgebung früh erkannt worden, daß die Gaben ſeines Geiſtes alle Kräfte leuchtend in ſich ſammelten, die ſein Geſchlecht als einen Ballaſt jahrhundertelang zur Seite gelegt hatte, ſo daß in ihm ſich gewiſſermaßen das ungenutzte geiſtige Erbgut gar vieler Generationen zuſammenfließend wiedergebar, die Decke des rein Körperlichen zerreißend und wie ein junger Baum nach der Fülle des Lichtes ſtrebend.

Lehrer und Pfarrer, in ihrer Einöde eines Jüngers und Propheten überfroh, nahmen ſich mit der opferbereiten Liebe der Alternden und leiſe Ausgeſtoßenen des Kindes an, überwanden den Widerſtand der Eltern wie des vielfachen Herkommens und hatten am Ende ihres Lebens die Gewißheit, ihre Mühe nicht vergeudet zu haben, wiewohl der Pfarrer bei manchem ihrer Geſpräche über den Abweſenden nicht umhin konnte, mit leiſer Sorge von den Schätzen zu ſprechen, die die Motten und der Roſt freſſen.

Denn bei dem Wege, den der junge Gieſeking eher vorwärtsſtürzte als ging, bei der Aufgabe, in unerbittlicher Arbeit Bildungsgüter zu erwerben, die ſeit Geſchlechtern verloren gegangen waren, ſtatt daß ſie wie bei anderen Mitſtrebenden als ein ſtiller und nur zu hebender Schatz gleichſam an der Wiege lagen, ſtand das Menſchliche der Güte, des Leidens und der Freude nur wie ein verkümmertes und mißachtetes Blumenbeet in dem Garten der Nützlichkeit. Das Kind kannte keine Ferien, wie der Mann keinen Urlaub kannte. Sie kannten keine Muſik und keine Stunde des zweckloſen Spiels mit einem Tier oder einem Kinde. Sie kannten Landſchaften, aber keine Natur. Sie pflegten Geſelligkeit und Kunſtgenuß, ſie pflegten Geſpräche und Vergnügungen, aber ſie vernahmen jeden Stundenſchlag und jeden Wechſel der Figuren, und ſie holten unerbittlich ein, was ſie dem Spiel des Menſchlichen geopfert hatten.

Er verlor ſeine Eltern, bevor er ſie begrub, hatte Gönner, ohne jemand ſeinen Freund nennen zu können, fühlte Erfolg und Rauſch des Erfolges, ohne das Glück zu kennen, und ſtieg ſo in immer weiter ſich ſpannendem Streben von Stufe zu Stufe, niemals den Blick zurückwendend, niemals das Seiende am Vergangenen meſſend, und ſo, ohne eigentlich leer zu ſein, doch jeder Erfülltheit entbehrend, einem leeren Zuge gleichend, der ſchnell und ſanft durch ſchöne Landſchaften gleitet, mit geſchloſſenen Fen-

ſtern, an keiner Halteſtelle verharrend, auf die Sekunde einem klaren Fahrplan folgend, aber ziellos und ohne einen beglückenden Sinn in eine ewige Ferne jagend.

Seine Eltern ſtarben zur gleichen Stunde, durch einen ſchadhaften Ofen in ihrem Schlafraum, und die Art ihres Todes beleidigte ihn als etwas Unziemliches, in jeder Hinſicht Subalternes, was einem Dienſtboten wohl anſtehen könnte, aber nicht jemandem, mit dem die Natur ihn durch ein ſeltſames Spiel verbunden habe.

Er war zum letztenmal, für einige Wochen, in der Heimat, verpachtete den kleinen Hof, da ein überhaſteter Verkauf ihm Verluſt gebracht hätte, und ging mit bitteren Gefühlen wieder in ſein Amt, da dieſer Aufenthalt ihn in ein Erlebnis geſtürzt hatte, auf das er nicht ohne Peinlichkeit zurückzublicken vermochte. Doch blieb nach einem kurzen Briefwechſel alles ſtill, und er vergaß das Mädchen, ſeine Jugendgeſpielin, wie er Eltern und Heimat und empfindſame Kindheitserinnerungen vergaß.

*

Wie von einem Gewichte befreit, ſchnellte er nach dieſen Ereigniſſen aufwärts, aller Rückſichten und Hemmungen entledigt, war der beſte Taktiker, den der Krieg in ſeinem Lande erzeugte, ohne ein unedler Nutznießer der Verhältniſſe zu ſein, und wurde dann von der Woge des Umſturzes als ein kühner und nicht unwürdiger Schwimmer zu einer Küſte getragen, die das letzte verhieß. Zu dem Nüchternen, Zähen und Unbeſtechlichen ſeines Erbgutes waren ihm Kräfte verliehen, die ſonſt wohl den Endpunkt edler Bildungsreihen bezeichnen: die Abſtraktionsfähigkeit eines philoſophiſchen Geiſtes, die Kunſt der Menſchenbehandlung, die das Gewährte als eine Pflicht, das Verſagte als eine Güte erſcheinen läßt, ſo daß er in lange verfloſſenen Zeiten wohl als der König eines Bauernvolkes hätte beſtehen können, der beſte Pflüger und der tapferſte Held, der ſchlaueſte Händler und der freigebigſte Gaſtgeber.

Nachdem er ſich in ſeinem neuen Amte wie in einem neuen Landbeſitz umgeſehen und die Pläne zu einem neuen Wirtſchaftsbetrieb ſorgfältig in ſeinem Geiſte aufgeſtellt hatte, vergrößerte er als ein kühl rechnender Staatsmann die Quelle ſeiner Kraft, indem er ſich ohne verwirrende Leidenſchaft mit der älteren Tochter eines Politikers verlobte, der durch Namen und Beſitz eine der leitenden Parteien des Reiches faſt beherrſchte. Und als im Beginn des darauffolgenden Herbſtes nach dem ſiegreichen Abſchluß einer verwickelten amtlichen Feldzugsreihe der Miniſter ihm vertraulich eröffnete, daß er nach Jahresfriſt — ſeine Geſundheit ſei erſchüttert — den fähigſten Mann ſeines Reſſorts auf ſeinem Seſſel zu ſehen hoffe und ihn zugleich dringend bat, einen Erholungsurlaub zu nehmen, dankte Gieſeking nach einem tiefen und faſt unbeherrſchten Aufatmen, nahm an und verließ gleich darauf das Miniſterium, um nur eine Stunde lang allein und ohne Arbeit den Rauſch auszukoſten, der ihn erfüllte.

Aber es gelang ihm nicht, erhobenen Hauptes und wie ein Sieger nach der Schlacht durch die Menge zu gehen. Es war eher ein leiſer Schwindel, der ihn in der warmen Herbſtſonne befiel, und er blieb auf einer der nächſten Bänke des Tiergartens, an einem ſtillen Seitenweg, wo die Wipfel der Bäume über ihm rauſchten und ſeine Augen auf den braunen und goldenen Flächen des Parkes ruhen konnten.

„Staatsminiſter,“ ſagte er mehrmals leiſe vor ſich hin. Aber ſeine Stimme zitterte, und er ſchloß die Augen, weil ſelbſt die matten Töne des Herbſtes ihn blendeten. Doch auch durch das verdunkelte Feld ſeines Blickes zog eine unendliche Reihe wirrer Bilder: das gütige und müde Antlitz ſeines Vorgeſetzten, das Bild ſeiner Verlobten, das künftige Heim, die letzte Parlamentsſchlacht, die Eltern in ihren Särgen, dazwiſchen Farben und Formen, geſtaltlos durcheinanderzuckend, und das Rauſchen des Blutes in ſeinen Adern. Alles trieb vorüber, ohne daß er ihm wehren konnte, und eine grenzenloſe Müdigkeit ſtrömte wie in einen Abgrund in ihn hinein, ihn erfüllend und immer höher ſteigend, nun über das Herz, nun über die Augen, nun bis an die Baumwipfel des Parkes ...

Als er erwachte, lächelte er, ein wenig erſchreckt zuerſt und dann mit dem leiſen Spott, den er für ſolche Lagen in Bereitſchaft hielt. ‚Wir werden in ein Sanatorium gehen,‘ dachte er fröhlich. ‚Die Maſchine muß ein wenig nachgeſehen werden.‘ Und während er langſam zum Miniſterium zurückkehrte, mit dem milden Rauch ſeiner Zigarette und den Plänen für ſeinen Urlaub beſchäftigt, nahm das Ereignis der letzten Stunden jetzt erſt die gebührende Form und Ordnung ein, verlor alles Überwältigende und Berauſchende und fügte ſich gehorſam als eine ſelbſtverſtändliche Stufe in das Bild des Weges, den er zu gehen hatte und der ihm gemäß war.

Er unterbrach ſeinen Weg, um flüchtig durch die Räume einer Ausſtellung zu gehen, die das maleriſche Schaffen ſeiner Grenzmark darſtellte und an der auch das

Miniſterium loſe beteiligt war. Er hielt den Beſuch für die Erledigung einer dienſtlichen Pflicht, ging aufmerkſam, aber ſchnell und ohne innerliche Teilnahme von Raum zu Raum, wobei er Namen und Motive mit gewohnter Sorgfalt ſich einprägte, und wollte die letzte Wand ſchon verlaſſen, als ein kleines Bild ihn noch einmal ſtehen bleiben ließ. Es war das Bild eines Moores, von den niedrigen Kiefern des Randes aus geſehen, eine braune und graue Fläche, vom Leben entblößt und von einem ſchmalen Waldſtreifen im Hintergrunde abgeſchloſſen, ſonnenlos, mit ſtumpfen Farben, von drohendem Gewölk dunkel überlaſtet. Etwas Kaltes und Finſteres ging von der kleinen Leinwand aus, eine menſchenausſchließende Unerbittlichkeit, die Größe einer Erde, von deren Rand der Menſch in das Geſicht des Ewigen blickt.

Gieſeking ließ ſich den Katalog geben, verglich die Nummer und kehrte noch einmal zu dem Bilde zurück. Ja, es war ſeine Heimat, in der er Moosbeeren als Kind geſammelt hatte. So ſah ſie alſo aus, wenn ein Künſtler ſie ſah! ‚Mein Gott,' dachte er, ‚wenn ich dort Gräben auswerfen müßte . . . Die Kraniche werden ſich jetzt ſammeln dort . . . und die Hirſche werden ſchreien . . . komiſch, wie das Leben läuft . . . ſehr komiſch . . .'

Auf der Straße ſtand er noch eine Weile in ſich gekehrt, die Stirn gefaltet. Dann ging er mit einem ſchnellen Entſchluß zum Poſtamt, gab ein Telegramm auf und kehrte dann endlich zum Miniſterium zurück. Er arbeitete bis zum Abend, regelte ſeine Vertretung, gab die notwendigſten Richtlinien und ließ die Laſt ſeiner Geſchäfte zwar nicht vermindert, aber mit peinlich geordneten Marſchbefehlen zurück.

Zu Hauſe fand er die Antwort des Forſtmeiſters vor, mit dem ihn eine ſeiner zahlloſen freundlichen Bekanntſchaften verband und der ihn, wie er gebeten hatte, einlud, einen Hirſch bei ihm zu ſchießen.

Am Morgen des übernächſten Tages fuhr er ab. Seine Verlobte war auf dem Bahnhof, und in den letzten Minuten kam noch der Miniſter. Gieſeking machte ihm Vorwürfe, daß er ihn verwöhne, aber ſie wurden abgelehnt. „Ich ſehe immer gerne, wenn jemand auf Urlaub fährt," ſagte der Miniſter mit ſeinem leiſen und etwas traurigen Lächeln. „Sie fahren immer wie die Kinder in die Ferien . . . und bei Ihnen beſonders, Sie ſehen doch Ihre Heimat wieder, nicht wahr?"

Gieſeking lehnte ſich aus dem Fenſter. „Ich werde in der Oberförſterei wohnen," erwiderte er lächelnd, „wo ich als Kind im Flur ſtehen mußte, wenn ich etwas zu beſtellen hatte."

Seine Verlobte ſah peinlich berührt zur Seite, aber der Miniſter nickte ihm zu. „Ich gönne es Ihnen ſchon, Gieſeking. Aber fahren Sie diesmal nur in einer ſilbernen Kutſche vor, damit Sie in zwei Jahren eine Steigerung vornehmen können. Alle großen Leute kehren einmal ſo zurück."

„Ich finde doch," ſagte Fräulein Hortenſie, „daß die Pietät auch ihre Schattenſeiten hat . . ."

Und dann lachten ſie alle drei, bis der Zug aus der Halle rollte.

*

Während der Fahrt wandte der Staatsſekretär ſeine Blicke langſam in das Kommende. Er brauchte nun niemand mehr zu begraben, wenn er in die Heimat kam. Er erſchien gewiſſermaßen auf einer neuen Ebene, die über dem Vergangenen lag, jenſeits der Erinnerungen und lächerlichen Bindungen aus einer verſunkenen Zeit. Und was noch lebendig war von Geweſenem, das würde er nicht fliehen oder ſorgſam vermeiden, ſondern er würde es aufſuchen, nicht unfreundlich betrachten und dann in den Schatten legen, der dem Geweſenen zukam. Sie ſollten ſehen, was er geworden war, und vielleicht ſchon erraten können, was er noch werden würde. Nicht Hermann Gieſeking ſollte wieder in der Heimat weilen, ſondern der Staatsſekretär Gieſeking würde zu kurzem Aufenthalt in der Oberförſterei eintreffen, um einen Hirſch zu ſchießen. Er würde in der Jagdhütte wohnen und ſich vielleicht einen Beamten zur Führung erbitten. Möglich, daß er an einer feſtlichen Veranſtaltung in der Kreisſtadt teilnehmen und bei dieſer Gelegenheit ein paar Worte ſprechen würde, vom Wohlwollen der Staatsregierung für die abgeſchnittene Grenzmark und ſo weiter. Aber nichts mehr, keine rührſamen Wiedererkennungen, großer Sohn der Oſtmark und dergleichen. Er wollte den letzten Abſtand legen zwiſchen ſich und das Vergangene, ſich nicht an das Ende eines Geſchlechtes betonend ſtellen, ſondern an den Anfang einer neuen Reihe, die ohne Beiſpiel war in der Geſchichte jener Landſchaft.

Je weiter er hineinglitt in die großen Ebenen des Oſtens, deſto überzeugender wuchs in ihm das Bild eigener Größe und Bedeutung. Da war nirgends eine großartige Formung unbeſeelter Natur, die geeignet geweſen wäre zu bedrücken oder zu verſtimmen. Ein armes Land, auf dem arme Menſchen mit karger Ernte beſchäftigt waren, und deren Blicke dem donnern-

den Zuge mit Sehnſucht und Unterwürfigkeit folgten. Bequem und ungeſtört lag er in ſeinem Sitz, mitunter eine Seite in dem Buch über die hohe Jagd leſend, und das nie genoſſene Glück des Urlaubs ſtand wie ein leuchtendes Tor im Oſten, deſſen Horizont allmählich dunkelte.

Und als er am ſpäten Abend zwiſchen dem Forſtmeiſter und deſſen ſchon älterer Gattin vor dem Kaminfeuer des Herrenzimmers ſaß, mit der Sicherheit des Fürſten, der ein paar Stunden in einem bürgerlichen Hauſe verplaudert, blieb die Unterhaltung, von ihm geleitet, in dem Reiche des Glanzes, aus dem er gekommen war. Sie flog von den Menſchen zu den Dingen, geiſtvoll, ſpöttiſch und anſchaulich. Sie zog lächelnd den Schleier von den großen Geheimniſſen, aber ſie ließ trotz Spott und Lächeln keinen Zweifel daran, daß es die Großen der Erde ſeien, um die es ſich handle, und daß kein anderer als eben er, der Staatsſekretär und künftige Miniſter Hermann Gieſeking, das Recht habe, ſo von ihnen zu ſprechen und in vertraulicher Stunde über ſie zu ſcherzen, wie ein fröhliches Kind über ſeine Geſchwiſter ſcherze.

So daß die beiden alten, ſtillen Menſchen nicht ohne Genuß ihn betrachteten und hörten, aber ohne weiteres die beſcheidenen und unſcheinbaren Dinge ihres eigenen, waldverborgenen Daſeins leiſe zur Seite ſtellten, weil man nicht daran denken konnte, bei einem Manne Teilnahme oder auch nur Beachtung zu finden, der das Schickſal von Tauſenden in ſeinen ruhigen Händen trug.

Am nächſten Nachmittag fuhren ſie dann zur Jagdhütte. Das Wetter war kühler geworden, und überall aus der leiſe verſchleierten Tiefe der Wälder war der drohende Schrei der Brunſt zu hören, der von ſeltſamer Eindringlichkeit war in dem lautloſen Schweigen des ſchon verlaſſenen Waldes. Der Forſtmeiſter, der wegen einer plötzlichen und unaufſchiebbaren Reiſe ſein Revier für wenige Tage verlaſſen mußte, nannte noch einmal die Jagen, in denen der ſtarke Hirſch zu ſtehen pflegte, und wiederholte, was ſonſt verabredet worden war: daß einer ſeiner Beamten den Herrn Staatsſekretär um vier Uhr in der Frühe abholen werde, daß die Magd aus der benachbarten Förſterei ihm das Mittageſſen bringen und für den Ofen ſorgen werde und daß er jederzeit durch Fernſprecher veranlaſſen könne, was ihm ſonſt noch wünſchenswert ſei.

Gieſeking, in die Revierkarte blickend, die über ſeinen Knien lag, nickte aufmerkſam, ließ aber mit wenigen höflichen Worten erkennen, daß er andere ſo wenig wie möglich bemühen möchte, um ſo mehr als er den Wald ſehr gut kenne und die völlige Einſamkeit auch dazu benutzen wolle, ſeine Nerven etwas auszuruhen und an einigen Plänen weiterzuarbeiten, die ſein kommendes Amt erforderlich mache. Doch bitte er, dieſe wie ähnliche Äußerungen durchaus vertraulich zu behandeln.

In der Jagdhütte zeigte ſich alles vorbereitet. Gieſeking verſäumte nicht, der Gattin des Forſtmeiſters ſeinen Dank für die Blumen zu beſtellen, die den Holztiſch ſchmückten, und nachdem der Kutſcher das geringe Gepäck abgeſetzt hatte, ſtieg der Forſtmeiſter wieder in den Wagen. Gieſeking, im offenen Jagdmantel und den Hut aus der Stirn geſchoben, reichte ihm die Hand hinauf. Sie wechſelten ein letztes „Weidmannsheil“, dann rollte der Wagen die gerade Straße zurück, und am nächſten Quergeſtell winkte der Forſtmeiſter noch einmal mit der Hand.

★

Dann war alles ſtill. Die Sonne ſtand bleich, faſt glanzlos über den ſchon durchſcheinenden Buchenwipfeln, und in dem lichten Beſtand um die Jagdhütte herum fielen unaufhörlich die welken Blätter von unbeweglichen Zweigen in das hohe Gras. Von allen Seiten aber, in der Nähe und Ferne, klangen die dumpfen und röchelnden Schreie der Hirſche über den Wald, aufſteigend und emporbrechend wie heiße Quellen aus mooriger Erde und wieder in ſich zuſammenſinkend, ohne eine Spur zu hinterlaſſen. Etwas Heimliches und Böſes ſtieg mit jedem Schrei aus den dunklen Dickungen empor, erfüllte langſam den Wald und rückte wie eine unſichtbare Wand von allen Seiten näher an den Lauſchenden heran.

Gieſeking wußte ſpäter, wenn er an dieſe Zeit zurückdachte, nicht zu ſagen, wann es eigentlich begonnen hatte. War es ſchon, als der Wagen hinter den Fichten verſchwand und er allein auf der waldgeſäumten Straße geſtanden hatte? War es, als das Schreien der Hirſche allein nach der Jagdhütte gerichtet ſchien? Oder geſchah es erſt, als ein Windhauch über die Wipfel ging und die Blätter ihn achtlos wie einen Baumſtumpf überſchütteten?

Er fröſtelte und ſchloß die Knöpfe ſeines Mantels, bevor er die Jagdhütte wieder betrat. Aber vor dem Eingang blieb er noch einmal ſtehen und ſah in den Wald hinein, der hier ſchon von dem Atem des Moores erfüllt ſchien, das erſt hinter einer

Spaziergang. Fresko von Josef Eberz

Reihe von Jagenbreiten begann. Und hinter dem feierlichen Dunkel der Fichten und der goldenen Wirrheit des Laubholzes erblickte er wider seinen Willen das kleine Bild, vor dem er vor wenigen Tagen gestanden, und die düstere Drohung, die die kleine Leinwand so feindselig ausgestrahlt hatte.

Aber dann lächelte er spöttisch, nahm drinnen Büchse, Fernglas und Karte zu sich, verschloß die Türe und ging nun wieder froh und selbstbewußt dem Erlebnis der nächsten Stunden entgegen, wobei die Büchse, die er über der Schulter trug, und das Recht zu töten ihn von neuem mit der Kraft erfüllten, an die die Unermessenheit der Wälder und der Atem echoloser Einsamkeit soeben leise schauernd gerührt.

Das Schreiten auf weicher und klangloser Erde beglückte ihn, der aus der betäubenden Härte der Städte kam, und der Geruch des sterbenden Waldes erfüllte seinen Atem mit der Seligkeit des Unbegrenzten, so daß er das Meer zu spüren glaubte und eine trunkene Herrschaft über das Uferlose, die dem Gefühl der Allmacht gleichkam. Dazu gesellte sich lose Erinnerung an Sonntagsstunden der Kindheit, in denen er die Forst durchstreift hatte, der Losgebundenheit mehr als dem träumerischen Genuß hingegeben, und an Wintertage, wo der Vater das Brennholz abgefahren, wenn der Frost die Erde gehärtet hatte.

Im leise dämmernden Fichtenholz saß er dann auf einem gestürzten Stamm, während vor ihm ein Zehn-Ender sein Rudel trieb. Der Schrei des Hirsches, aus der Nähe vernommen und vor seinen Augen gleichsam aufsteigend mit dem dampfenden Atem aus gesträubter Kehle, verlor das Bedrückende der vergangenen Stunden, und als Giesekking sich leise wegstahl und unter langsam sich bestirnendem Himmel zur Jagdhütte zurückkehrte, fühlte er die Leidenschaft der Jagd als einen leisen Rausch im Blute und sah nichts als das Bild des niederbrechenden Hirsches, den seine Kugel fällen würde. Aber er würde sich Zeit gönnen und wie in seinem Leben die Hand erst nach dem höchsten Preise heben.

Doch in der Jagdhütte, als die Lampe brannte und das Essen vorüber war, kam es wieder. Er hatte eine Zeitschrift aufgeschlagen, und der Rauch der Zigarre stand blau und behaglich im warmen Raum. Aber er las nicht. Er blickte auf das Fenster, hinter dem der schwere Holzladen geschlossen war, und lauschte. Ja, er lauschte so angestrengt, daß er plötzlich seinen Herzschlag vernahm und darüber erschrak wie über etwas Unpassendem und zumindest Unbescheidenem, das die große Stille aufdringlich durchbrach. Und wiewohl er gleich darauf lächelte wie wenige Tage zuvor im Tiergarten, nur etwas härter vielleicht, hob die Erscheinung sich doch als etwas Seltsames mit leiser Drohung vor sein inneres Gesicht, und er fühlte, ohne daß sein Verstand es schon erfaßte, das leise Erzittern des Gleichgewichtes, das nie zuvor in seinem Leben gewesen war, nicht einmal in den ungleichen Kämpfen, die auch seiner Laufbahn nicht erspart geblieben waren, und das um so rätselvoller war, als der Gegner sich sorgsam verbarg und jede Vermutung in leeren Räumen sich spurlos verlor.

„Unsinn!“ sagte er laut und bemerkte sofort, daß er es lauter gesagt hatte, als es nötig gewesen wäre. „Die Nerven sind es . . . ich muß die Schwingungen umstellen auf diese Stille und Abgeschiedenheit.“ Er füllte ein Glas mit dem roten Wein, den er mitgebracht hatte, und trank es aus, wobei ihn die Lust anwandelte, es gegen den Holzladen zu werfen, der das Fenster verschloß, damit der Ton der klirrenden Scherben ihn erfreue.

Aber dann stand er lange, unbeweglich, das Glas in der Hand, und horchte, wie der Schrei der Hirsche von draußen gegen die Holzwände stieß, in regelmäßigen Pausen, wie der Ton eines Hornes aus einem tiefen Wald, über die Schläfer hin und die Träumenden, mit einer ehernen Strenge, die gnadenlos über die Stunden schritt.

‚Weshalb hasse ich sie denn?‘ dachte Giesekking. ‚Als Kind hörte ich sie doch gerne . . . als Kind . . .‘ Er lächelte, und eine noch unklare Trauer stieg ohne Vorbereitung aus den verschütteten Kammern seiner Seele, erfüllte und überflutete ihn, leidenschaftlich und überwältigend, so daß die Arme ihm herabsanken und der Rest des Weines vernehmlich auf die Dielen tropfte.

Als er am späten Abend noch einmal vor die Türe trat, geschah es schon mit der Gebärde des Leidenden, und in den Augen, die er zu den Sternen aufhob, waren Spott und kühle Meisterung verlöscht. Unbeweglich über ihm ragte der Wald, zu steinernen Massen schwarz erstarrt, Gebirge der Unendlichkeit, das seine Unnahbarkeit mit eisigem Schweigen unter den Nachthimmel hob. Darüber standen in betäubendem Glanze die herbstlichen Sterne, und als Giesekkings suchender Blick das helle Bild des Großen Bären fand, fiel ihm das Abschiedswort des Ministers ein, vom silbernen Wagen, der

ihn vor das Tor der Heimat tragen ſollte. Und obwohl alle ſymboliſche Verknüpfung der Kühlheit ſeines Sinnes ferne ſtand, fühlte er die gleiche Erbitterung gegen dieſe glänzenden Gebilde der Nacht in ſich aufſteigen wie gegen den Schrei der Hirſche, der immer noch, nur mit geſteigerter Wildheit, an das geſtirnte Gewölbe ſtieß, das ihn dröhnend zurückwarf.

Träume ſtürzten ſich über ihn, als er in dem harten Holzbett lag, aus fremden Ländern aufſteigend, unbekannte Geſichte mit erſtickendem Atem, aber mit leeren Augen, und der Ton einer Poſaune, der eiskalt von Gletſcherſtrömen niederfiel.

*

Als der Wecker klirrte, lag er zunächſt wie ein Betäubter, dem Grauen des dunklen und fremden Raumes hingegeben, bis die Umriſſe ſeiner Welt erſchienen und er taumelnd zu ſeinem Leben zurückfand. Dann, als die Kerze brannte, empfand er langſam das Behagen warmer Geborgenheit, ſtrich lächelnd mit der Hand über das Geweſene, von tauſend Erklärungen getröſtet, und als der Beamte erſchien, reſpektvoll ſeine Bereitſchaft meldend, empfing der Staatsſekretär Gieſeking ihn mit auszeichnender Freundlichkeit, und nach einem gemeinſamen Kaffeetrunk ſchritten ſie in leiſem Geſpräch den Brunftplätzen zu, die der Gaſt zu ſehen wünſchte.

Aber obwohl die Tage ſich klar und von herben Bildern gefüllt aneinanderſchloſſen und die Stille eines reinen Lebens aus jeder Stunde gleichmäßig wuchs, erkannte Gieſeking, ſobald er allein war — und er hatte ſeit dem erſten Morgengang allein zu bleiben gewünſcht —, daß er unterlag. Er fühlte es mit dem leidenſchaftlichen, faſt betäubenden Schmerz des Mannes, der zu ſiegen gewohnt war, und er hatte aufgehört, am Morgen mit einer Handbewegung wegzuräumen, was die Nacht an Geſtalten um ihn geſtellt. Doch war ſeiner ſachlichen Art verhaßt, die Gründe im Unbewußten oder im Rätſel des Seeliſchen zu ſuchen, und von den Erſcheinungsformen der Kreiſe ging er in bewußtem Grübeln Schritt für Schritt zu den Anläſſen zurück, ſorgfältig bemüht, alles rein Stimmungsmäßige und im wahren Sinn Problematiſche in der Rechnung zu vermeiden.

Wozu er gelangte, war dieſes. Ein Leben, gefüllt mit Kampf um Dinge und Tatſachen, verknüpft mit der Unterſtützung oder dem Widerſtand von Menſchen, entfremde ſich unaufhaltſam dem Lebloſen oder unbewußt Lebenden, der Natur, dem Tiere, und ſei in immer wachſendem Maße gebunden an menſchlichen Widerhall, Ergebenheit, Anerkennung, Förderung, ja ſelbſt an Lebensweiſe und äußere Form der menſchlichen Welt, die Großſtadt zum Beiſpiel, die wechſelnde Erfülltheit der Stunde, den Gehorſam der Dinge gegen eigenes Willensgebot. Abbruch dieſer Beziehungen und Verpflanzung des Menſchen in eine andere, lebloſe Welt erzeuge einen Zuſtand, den man als echolos bezeichnen könne, Gefühle des Unterliegens gegen etwas Ungeheures, aber nur ungeheuer an Maſſe, an Unbeſeeltheit. Der verbannte Herrſcher auf unbewohnter Inſel, eine Schlacht gegen Nebel. Man kehre nicht ungeſtraft zum Kinde zurück, und man tue gut, aus dem ſilbernen Wagen nicht auszuſteigen, ſondern mit einer Handbewegung aus ſeinen Fenſtern zu grüßen.

Sobald Gieſeking dieſe Dinge erkannt und faſt vortragsmäßig ſich dargeſtellt hatte, beſchloß er logiſcherweiſe, den Beſuch zu machen, den er vor ſeiner Heirat für notwendig befand, ſodann den ſtärkſten Hirſch des Reviers zu ſchießen und abzufahren, um an der Riviera oder auf einer anderen ihm angemeſſenen Ebene des Lebens den Reſt ſeines Urlaubs zweckmäßig zu verbringen. Und obwohl er fühlte, daß irgendwo zwiſchen den klaren Zahlen ſeiner Rechnung ein ganz kleiner, ja ein verſchwindender Reſt eines Fehlers blieb, etwas in Ziffern gar nicht Auszudrückendes, gewann er doch aus ſeinen Überlegungen die Sicherheit zurück, die ſeinem Beſuch den Anſchein einer Handlung der Gnade gab und nicht eines Ganges der Buße.

Er richtete es ein, daß er nach zweiſtündiger Wanderung den kleinen Gutshof hinter dem Moor um die Zeit der Dämmerung betrat und fand, nach mehrfachem vergeblichem Klopfen, Frau Liſa im Wohnzimmer, damit beſchäftigt, einem vielleicht fünfjährigen Mädchen einen Verband um den Unterarm zu befeſtigen, während ein etwas älteres auf der Erde mit einem Hühnerhund ſpielte und ein ſchmächtiger Junge auf dem Eßtiſch Bleiſoldaten in Reih' und Glied ſtellte. Eine niedrige Lampe warf ein mattes Licht auf den unteren Teil der Wände, ſo daß die Geſichter der Kinder noch beſchienen waren, der Kopf der Frau aber bis auf die Linie ihres Mundes im Schatten blieb.

Es war das erſte, worauf Gieſeking blickte, und er hätte gewünſcht, daß das Lampenlicht ihm dieſe Betonung erſpart hätte, aus der die Schwere der Erinnerung fordernd emporſtieg. „Ich bin noch einmal gekommen," ſagte er, erbittert über das

Knabenhafte dieser Wendung und bemüht, den Hund von sich abzuwehren.

Nichts an ihr verriet die Erschütterung der Stunde. „Du mußt einen Augenblick warten," erwiderte sie, „ich muß den Verband erst fertigmachen . . . ich habe dich schon gestern erwartet."

Sie beugte sich wieder über das Kind, und das Licht lag nun auf ihrem Scheitel, die dunkle Ecke mit Glanz erfüllend. Gieseking nahm die Büchse von der Schulter und sah auf den Knaben, dessen Blick ihn fremd und ablehnend traf. Er erschrak über das Spiel der Natur, das dort wie aus einem Spiegel ihm entgegensah: derselbe steile Anstieg der Stirn, der Schwung der Augenbrauen, selbst der Fall des losen Haares über die hohen Schläfen, eine Sinnlosigkeit der Form, die ohne Gnade wiederholte, was Geheimnis bleiben sollte, und ein beleidigender Abdruck des Urbildes, das den Stolz des Einmaligen beanspruchte. Er hätte doch nicht kommen sollen. Dieses Zimmer war wie der Wald, sichtbar und hörbar, aber tausend Riegel standen vor seinem Grunde.

Dann fragte die Frau, das Kind zur Seite schiebend und in den Lichtkreis der Lampe tretend, weshalb er immer noch stehe. Ihre Stimme zitterte nun doch ein wenig, und ihr Gesicht war blaß, als sie die klaren Augen auf Gieseking richtete.

Dieser dachte mit seltsamer Erleichterung und indem er auf ihr gestreiftes, schönfarbiges Kleid sah, daß sie etwas stark geworden sei, halb wie eine Bäuerin und halb wie eine Malerfrau aussehe, aber daß alles so merkwürdig klar an ihr sei, die Augen, die Hände, die Haltung, nichts von Verlegenheit oder Demut. Ungebrochen, ja, das sei es wohl.

„Ich wollte dich noch einmal sehen," sagte er leise.

Sie sah ihn an, wie man ein Kind ansieht, mit sanftem Ernst und unbeweglich, und das fast Allwissende des Blickes zerstörte in dem Zeitraum zwischen zwei Herzschlägen alle angemaßte Gnade seines Besuches, so daß eine schwere Scham ihn zu erfüllen begann.

Mit einer Milde, die er gleich einem Schlage empfand, bat sie ihn endlich, ihr die Hand zu geben und sich ans Feuer zu setzen, und befahl dann dem Knaben, das Gewehr in die Ecke zu stellen und das Mädchen zu rufen.

Er saß in dem Lehnstuhl am kleinen Kamin, in dem das Feuer erstarb, und sah dem Kinde nach, das schweigend gehorchte. Als das Mädchen kam, trug sie ihm auf, Holz nachzulegen und den Tisch zu decken, auch ein Besteck für den Herrn Staatssekretär zu bringen. Die Kinder standen im Hintergrund und blickten bewegungslos auf den Gast. Frau Lisa lehnte am Tisch, die Arme über die Brust gefaltet, wie es ihre Gewohnheit war, und sah schweigend auf ihn nieder.

„Ich wußte nicht," begann er befangen, „daß du . . . daß du noch mehr Kinder hast . . ."

Sie nickte. „Mein Mann ist gestorben."

„Ich habe es gelesen, zufällig."

„Nun ja . . . erzähle jetzt, von dir . . . ich weiß nur, daß du Staatssekretär bist und noch einmal Minister wirst und hier einen Hirsch schießen willst. Es ist schon ein Ereignis für diese Gegend."

Er erzählte, stockend, ohne Glanz, aber von Zeit zu Zeit glitt sein Blick nach der dunklen Ecke, wo das blasse Gesicht des Knaben ihm regungslos zugewendet war. ‚Sollte es das gewesen sein?' dachte er. ‚Dies Verborgene, das ich aufgedeckt habe?'

Das Essen war von einer Einfachheit, die ihm Absicht schien, und er aß hastiger als sonst, um sie nicht zu verletzen. Dann brachte Frau Lisa die Kinder zu Bett, ohne sie zu veranlassen, ihm die Hand zu reichen, und er saß rauchend am Kamin, bis sie wiederkam und sich ihm gegenübersetzte. Das Haus war nun still, und auch der Schrei der Hirsche, nach dem er lauschte, war hier nicht zu vernehmen.

Sie hatte die Wange in die Hand gestützt und sah in das Feuer. Ihr Gesicht unter dem tiefen Scheitel hatte sich nun verfinstert, und eine Falte stand zwischen ihren Brauen.

Endlich lehnte sie sich zurück und sah ihm gerade in die Augen. „Weshalb bist du gekommen?"

Ihre Herbheit gab ihm einen Teil des Verlorenen wieder, und bevor er antwortete, stäubte er sorgfältig die Asche seiner Zigarre über dem Kamin ab. Dann berichtete er behutsam, daß er begründete Aussicht habe, in Jahresfrist Minister zu sein und daß er zu heiraten gedenke.

Sie beugte sich vor, die Arme auf den Knien, und blieb so, in eindringliche Betrachtung seines Gesichtes versunken. „Wir kennen uns von Kind an," sagte sie dann im Ton einer ruhigen, nachdenklichen Erzählung, „und von Kind an habe ich dich geliebt. Das wußtest du, leider. Du hast es immer ein bißchen ausgenutzt. Zuerst um unsere Äpfel zu essen und dann . . . zu dem andern. Du warst immer ein Diplomat, Hermann. Ich habe natürlich ge-

dacht, daß du mich heiraten wirſt, noch damals, beim Tode deiner Eltern. Ich war ja ſo grenzenlos dumm. Und deshalb habe ich es wohl auch getan. Du warſt um Worte nicht verlegen, aber es waren Worte wie ein Nebel über einem Fluß . . .“

Erbittert über die Art, wie ſie das Licht auf ſeine Seele fallen ließ, warf er ein, daß er nichts verſprochen habe.

Sie ſah ihn traurig an. „Du mußt ſo etwas nicht ſagen,“ erwiderte ſie. „Du ſiehſt, ich fand einen edlen Menſchen, der ſich über mich erbarmte, ein . . . Untertan bloß, Hermann, aber gegen euch war er ein König.“

„Du mußt bedenken,“ ſagte er ungeduldig, „daß für mich alles auf dem Spiel ſtand, meine Laufbahn, mein ganzes Leben. Ich war ſchon Landrat damals.“

„Ich habe es bedacht. Nur was für mich auf dem Spiele ſtand, das habe ich nicht bedacht. Es iſt meiſtens ſo . . . Und jetzt kannſt du ruhig heiraten. Ich lebe hinter dem Moor. Nur wenn du das Kind wegnehmen willſt, dann werde ich es dir nicht geben.“

„Ich will es nicht.“

Er hatte die Zigarre ins Feuer geworfen und ſaß finſter da, ein wenig gebeugter als zuvor, die Stirn in die Hände geſtützt, während ſein Geſicht langſam durchſichtiger wurde wie ein herbſtlicher Wald. Frau Liſa legte neues Holz in den Kamin und blieb dann wieder in ihrer vorigen Haltung, und die Klarheit ihres Blickes legte ſich wie eine wachſende Flamme auf ſeine Stirn.

„Nun biſt du hierher gekommen, um dich etwas zu wärmen,“ fuhr ſie ruhig fort, „weil dich ſo ſehr friert.“

Gieſeking ertrug ihren Blick nicht mehr, und er bedeckte ſeine Augen mit der Hand. Aber dann erzählte er alles, vom Wald und von den Hirſchen und von dem furchtbaren Schweigen dieſer Erde. Vielleicht erzählte er es nur, weil dieſe mütterlichen Augen über ihm waren, oder weil er ahnte, daß dieſe Stunde ihn ausſtieß von den Lebendigen und ihn zu den Toten warf. Er ſprach auch davon, wie er ſich das alles erkläre und daß er wohl etwas überarbeitet ſei.

Aber ſie lächelte nur. „Du mußt dieſe Phraſen hier laſſen,“ ſagte ſie ſanft. „Wir ſäen hier Korn und ernten es, und da darf man nicht ſo mit den ſchlichten Worten ſpielen. Aber ich will dir ſagen, was es iſt. Denn du weißt ja ſelbſt, daß deine Rechnung nicht ſtimmt. Es liegt einfach daran, daß du als ein Toter aus deinen Gräbern zu den Lebendigen gekommen biſt. Solange du unter der Erde lebteſt, in deiner Stadt, mit deinen Menſchen und deinem Beruf, wo alle andern ebenſo tot waren, haſt du es nicht gemerkt. Nun aber ſollſt du in einem Wald ſtehen, ſollſt ein Tier anblicken oder die Sterne. Du weißt gar nicht, daß du auf eine Wage getreten biſt und daß du fällſt wie ein Stein. Als du zum erſtenmal aus der Stadtſchule nach Hauſe kamſt, zu den Ferien, und vor mir prahlteſt, hatteſt du ſchon deine Seele verkauft. Und du haſt nicht nur das verkauft. Du würdeſt deine Mutter verkauft haben, wenn es um deine Karriere gegangen wäre. Wenn du heute in einen Kreis von Kindern trittſt, werden ſie verſtummen und fliehen wie vor einem Toten . . . Dein Gericht hat angefangen, und ich werde meine Hand nicht aufheben zu deiner Gnade.“

„Du wunderſt dich vielleicht, daß ich ſo ſpreche,“ fuhr ſie fort. „Aber mein Leben geht um einfache Dinge, um ein Roggenfeld, um eine Fohlenkoppel, ein Blumenbeet oder eine Handvoll Mehl. Sie lügen nicht, und ich habe nur zu ſagen, ob ſie gut ſind oder ſchlecht. Sie können nicht ſprechen, verſtehſt du? Ich ſehe auf dich wie auf eine Roggenähre, und die Ähre iſt taub. Wir ſammeln hier keine tauben Ähren.“

Seine Schultern zuckten wie die Schultern eines Kindes unter Schlägen, aber er wehrte ſich nicht. Er ſtand nur auf und trat ans Fenſter.

Sie ſchwiegen, bis das Feuer im Kamin erloſchen war. Dann bat er ſie, ihn noch einmal zu dem Kinde zu führen, bevor er gehe.

Sie zündete eine Kerze an, und er folgte ihr, als ſie ſchweigend voranging. Die beiden Mädchen erwachten nicht, als Frau Liſa für einen Augenblick das Licht über ſie fallen ließ. Gieſeking aber achtete ihrer nicht, ſondern trat an den beiden Betten vorbei hinter den offenen Vorhang, der einen Teil des Raumes abſchloß. Er beugte ſich über das Lager des Knaben, als wollte er keinen Zeugen für dieſe Handlung haben, aber er griff mit der Hand zurück, als ſuche er Halt an Frau Liſa und blieb ſo in der Gebärde der Ohnmacht, auch als ſie die Kerze, mit der Hand die Flamme deckend, neben ihm erhob.

Der Knabe lag auf dem Rücken, die Hände auf der Bruſt gefaltet, mit dem ſtillen Geſicht eines Schlafenden. Aber ſeine Augen, die klaren und unerbittlichen Augen ſeiner Mutter, waren groß und bewegungslos auf Gieſeking gerichtet. Ihr Blick war ſo mit kaltem Ernſt erfüllt, daß ſie ſchon

für Stunden ſo geweſen ſein mußten, ins Dunkel aufgeſchlagen, aus dem die Kälte und das Schweigen ſich langſam in ihnen geſammelt hatten. Aus der unverletzten Kindlichkeit dieſes Geſichtes öffneten ſich dieſe Augen als ein unerträgliches Grauen, und Gieſeking, die Lippen zuſammenpreſſend, ſtarrte in ſie hernieder wie in eine Schale, in der ſein Blut emporſtieg.

Auf die Frage der Mutter, ob er nicht ſchlafe, ſchüttelte er nur ſchweigend den Kopf, ohne die Augen von ſeinem Vater zu wenden. Frau Liſa verſprach, gleich wieder bei ihm zu ſein, und ging mit Gieſeking hinaus.

Auf der Vortreppe erloſch das Licht im Zugwind, und nur der Schein des ſteigenden Mondes erhellte den Hof. „Er ſieht mich," flüſterte Gieſeking. „Durch die Wände ſieht er mich ... Was will er denn von mir ... weshalb ſpricht er nicht?"

Sie ſchwieg und blickte finſter über den Hofplatz hinaus. In der Ferne war der Schrei der Hirſche wieder zu vernehmen. Er ergriff ihren Arm. „Weshalb biſt du ſo fern wie alles das?" fragte er beſchwörend. „Wie das Kind und der Wald und jenes Tier?"

Sie trat zur Seite, um ſich zu befreien, und ſah ihn noch einmal an. „Weil wir leben," ſagte ſie langſam.

Da ging er, zurückweichend vor dem Blick ihrer Augen. Als er ſich am Tor wendete, war ſie nicht mehr da, und nur die beglänzte Wand des Hauſes ſtand am Rande der vergangenen Stunde.

*

Gieſeking, nachdem er zunächſt den Weg verfehlt und erſt nach gewaltſamer Beherrſchung ſeines Gemütszuſtandes die richtige Straße gefunden hatte, kehrte nicht ſofort zur Jagdhütte zurück, obwohl ihn ſchmerzlich nach Wänden verlangte, die die Welt von ihm ausſchloſſen, ſondern machte einen Umweg nach dem Rande des Moores, weil er, auch nach der Niederlage, mit einer ſtumpfen Erbitterung ſich an den Plan gebunden glaubte, den er vor Antritt der Reiſe mit faſt amtlicher Sorgfalt aufgeſtellt hatte.

Er ſaß dort auf einem Hügel, die Büchſe über den Knien, den Kopf in die Hände geſtützt, und ſtarrte auf die unendlich erſcheinende Fläche, auf der in der Ferne ein Waſſerſpiegel erglänzte oder eine Gruppe gedrungener Kiefern aus der Unbewegtheit der Öde ſich aufwärts hob. Aber er ſah alle dieſe Dinge nicht, ſo wenig er etwa noch die Augen ſeines Kindes ſah oder die unbeſtechliche Klarheit auf der Stirn der Mutter. Alles dies waren gleichſam Tropfen aus einem Gefäß, unerbittlich fallend, aber er ſah das einzelne nicht mehr, er ſah nur das Zuſammengefloſſene, das wuchs und wuchs und über das er ſich beugte.

Nur eines war ihm in aller Deutlichkeit bewußt wie vor dem kleinen Bild jener Ausſtellung: die feindſelige Kälte, die aus dem Ring der Stunden ausſtrahlte, ſeit er vor der Jagdhütte geſtanden hatte. Sie lebte in dem Graſe, das er mit ſeiner Hand berührte, wie in dem Blick des Kindes, in dem Schrei der Hirſche, wie in dem Hauch des Windes, der von den Blänken her über ſeine Stirne glitt. Und ſie würde bleiben, unabänderlich.

Er hatte einen Fehler begangen mit dieſer Reiſe. Gut, man würde ihn nicht wiederholen, und er war ausgelöſcht. Man würde nach anderen Kränzen greifen und die leere Stelle damit bedecken. Denn das blieb: die leere Stelle war da. Ein Feld, wo der Boden ſchwankte, eine Leiter, die nicht hielt. Aber es war eine Stelle ohne Belang. Man konnte nicht Klavier ſpielen, und man konnte nicht in die Augen der Heimat blicken. Beides war vielleicht leiſe zu bedauern, aber nur von einem einzigen Punkte ſeines Lebens aus. Und man würde dieſen Punkt nicht mehr berühren. —

Er blieb noch eine Weile ſitzen, mit kalten Augen vor ſich hinſehend, und ſtand dann fröſtelnd auf, um zur Hütte zurückzukehren. Er ging ſehr gerade und ſeiner Haltung bewußt, aber lange darauf, vielleicht eine Stunde ſpäter, blieb er mitten auf dem Wege ſtehen, mit zitternden Gliedern, und erkannte, daß er wie ein Soldat ging, mit der Kugel in der Bruſt, unter unſichtbaren Augen, die mit der Strenge einer Wage prüften, ob er die Haltung eines Helden bewahre.

*

An dem gleichen Morgen kam der Beamte, entgegen der Vereinbarung, meldete das Auftreten eines Kapitalhirſches und fragte, ob der Herr Staatsſekretär nicht verſuchen wolle, ihm die Kugel anzutragen. Gieſeking, ſchweigend und ohne ein Anzeichen der Freude oder Mißbilligung, folgte dem enttäuſchten Führer zu einem entfernteren Jagen, ſah, wie der Hirſch einen geringeren Nebenbuhler abſchlug, und hob die Büchſe, als der Sieger, das leuchtende Geweih zurückwerfend, ſeinen dröhnenden Schrei hinter dem Geſchlagenen herwarf.

Doch hätte niemand mit einiger Sicherheit zu ſagen vermocht, was in der Seele

Gieſekings vor ſich gegangen ſei, als er die Waffe in das Antlitz der Heimat erhob, die ſich in der makelloſen Form des Tieres vor ihm enthüllte. Aber in dem Augenblick, als der Beamte ſchon das Feuer vor der Mündung zu ſehen vermeinte, warf Gieſeking die Büchſe herum, und durch Äſte und ſplitternde Rinde hindurch ſchlug die Kugel in die Tiefe des Waldes hinein, als ſei hinten, im Dunkel des Gehölzes, ein Bild erſchienen, das des Schuſſes bedürftiger ſei als das edelſte Wild.

In wilder Flucht war das Rudel zerſtoben, als Gieſeking, vorgebeugt, noch immer die Bahn entlangſtarrte, auf die er den Tod geſchickt. Dann hängte er die Büchſe über die Schulter und ging wortlos in den Wald hinein, und alles, was der Beamte ſpäter zu ſagen vermochte, war, daß ſein Geſicht entſtellt geweſen ſei wie von einem furchtbaren Schmerz und daß er Mühe gehabt haben müſſe, den Bäumen auszuweichen.

Abends, nach einem wortkargen aber beherrſchten Abſchied im Hauſe des Forſtmeiſters, wobei er ſogar zu lächeln vermochte, fuhr Gieſeking ab. Im Abteil, als er dem Beamten die Fahrkarte reichte, zog er mit ihr eine Ecke des Bildes heraus, das ſeine Verlobte darſtellte. Als er wieder allein war, betrachtete er das Bild lange und mit kaltem Ernſt, zerriß es dann ſorgfältig und ließ die kleinen Stücke durch das offene Fenſter in die Nacht hinausfallen.

Er behielt die Hand auf dem heruntergezogenen Fenſterrahmen, ſie von Zeit zu Zeit öffnend, damit der Wind kühlend zwiſchen ſeinen Fingern hindurchgleite. Die Telegraphenſtangen ſchoſſen vorüber und ſchleuderten Raum auf Raum zwiſchen ihn und das Vergangene. Aber er dachte weder an die Heimat noch an das Amt, das ihn erwartete. Er ſah das Sternbild des Wagens in dem Viereck, das das Fenſter in den Himmel ſchnitt, aber der in die Ferne reichende Blick ſeiner Augen zeigte keine Veränderung. Er blieb ernſt und ein wenig beſchattet, wie der Blick eines Menſchen, der an ſeinen Tod denkt.

Doch dachte Gieſeking nicht an dieſe oder eine ähnliche ſchwere Frage. Er öffnete und ſchloß immer wieder ſeine Hand, weil der Wind ihm wohltat, und ſeine etwas müden Gedanken gingen mit einer leiſe gefühlten Zweckloſigkeit ſuchend um die lange vergeſſene Bibelſtelle, die von dem Wind erzählt, von dem wir nicht wüßten, von wannen er komme und wohin er gehe.

Dorfidyll. Von Hans Deißinger

Sprühregen von Südweſten her,
Getreideduft auf ſeinen Schwingen,
Alle Büſche hängen von Waſſer ſchwer,
Am Dorfteich Blaſen ſpringen.

Hühner kauern verſtimmt, in Not,
Die Schwänze zur Erde gebogen,
Friſchwatſchelnd durch den klatſchenden Kot
Kommt ein Volk Enten gezogen.

Jungſchwalben hocken welterſcheu
Am Stallfims, eng in Reihen,
Am Straßenrand ſtampfen im ſchmutzigen Brei
Drei Jungen und lachen und ſchreien.

Und mißmutig knarrt eine Weizenfuhr',
Halb aufgeladen, vorüber,
Das Waſſer ſpritzt in der Räderſpur,
Der Knecht ſtülpt die Sackſchürze über — —

Jetzt platzt der Guß! — Eine Stalldirn' ſpringt
Mit naſſen, klebenden Röcken,
Glührot die Wangen, und hinter ihr klingt
Schallendes Spotten und Necken!

Doch die Bäuerin kocht vergnüglich Kaffee,
Tut heimlich das Wetter ſegnen:
Die Gerſte iſt trocken daheim! — Auf den Klee
Und auf die Kartoffeln mag's regnen!

Hilligenlei

Trümmer eines versunkenen Reiches: die friesischen Uthlande

Von Willy Norbert

Da ist die Frieseninsel Sylt, der größte der Trümmerbrocken, die verblieben sind aus dem jahrtausendealten Ringen zwischen Land und Meer. — „Im Anfang war Himmel und Wasser ...“ heißt es. Und der Edda altes Lied singt:

„Nicht Sand war noch See,
Noch Salzwogen ...
Gähnung grundlos,
Doch Gras nirgend —“

Himmel und Meer — das wird einst auch wieder das Ende sein — — der Kampf tobt weiter ...

Der bebende Leib des Nordmeers wälzt sich gegen die Strandmauer Westerlands und sprüht seinen weißen Gischt hoch in den Abendhimmel, über den dunkle Wolken davonstürzen in jagender Hast. Die Luft erzittert unter den Schlägen der Brandung, das Nordmeer ächzt unter dem zähen Widerstand des felsenharten Bollwerks, das hier die kleine Menschenfaust in seinen großen Weg gestellt. Die vielen Gestalten auf der Terrasse der Strandmauer sehen lächelnd dem Kampf zu, blicken von sicherer Höhe hinab auf den rasenden Leib des Meeres wie auf den eines tollwütenden Tigers, der in ohnmächtigem Haß sich gegen die festen Gitterstäbe seines Käfigs wirft. Unbekümmert um die entfesselte Wut der Nordsee um sie her spielen die gewissenhaften Musikanten der Kurkapelle Stück für Stück ihres Programms herunter, verborgen in der gigantischen Muschelhöhle ihres Pavillons. Aber niemand achtet auf sie. Die Klänge der Geigen, Celli und Flöten verwehen. Nur den Nächststehenden vernehmbar, packen sie des Meeres und des Windes Fäuste, sobald sie die große Muschel verlassen, reißen sie in Fetzen; und eine Melodie, stärker als die der sanften Instrumente der Menschen, erfüllt den weiten Raum über den schäumenden Wassern.

Hier oben in den deutschen Uthlanden, auf den Inseln der Nordfriesen stand die Wiege unserer nordgermanischen Stämme. Kimbern und Teutonen, später Angeln lebten hier und hatten alles, was sie von ihren Göttern erflehen konnten: dichte, wildreiche Hochwälder von Eichen und Buchen, sanfte, grüne Matten für ihr Vieh. Und das Weltmeer bespülte ihre hohe Küste; große Flüsse mit lieblichen Ufern durchrauschten das glückliche Land. Starke Burgen und reiche Dörfer gab es mit Altären, an denen die zufriedenen Menschen jenes goldenen Zeitalters ihren Göttern dankten.

Wie viele solcher glücklichen Jahrtausende vertropften wohl so in das Meer von Zeit und Ewigkeit. Wir wissen es nicht. Die Kenntnis unserer eigenen Geschichte ist ja so jung! Und so wenig wie wir wissen, wohin der Weg unseres Geschlechtes geht, kennen wir den, woher es kam. Aber wir wissen, daß jenes glückliche Zeitalter plötzlich ein Ende nahm, und daß unsrer Vorfahren seliges Reich zugrunde ging — über Nacht. Wieder erklingt der Sang der Edda:

„Die Sonne verlosch,
Das Land sank ins Meer.
Vom Himmel stürzten
Die heiteren Sterne ...“

Und es müssen Schreckensnächte ohnegleichen gewesen sein, als das Weltmeer sich erhob und jenen mächtigen Einbruch in unser nordisches Land erzwang, dessen gewaltsame Spuren wir noch heute sehen: am Englischen Kanal, der Haupteinbruchstelle des Meeres. Das Land senkte sich, die Wasser stiegen. Damals entstand unser Deutsches Meer. Damals ging aber auch das Land unserer deutschen Urväter verloren. Ein weites, verschwiegenes Grab nahm sie und ihre Werke auf — das Meer.

Langsam aber entsteigen heute schon den Wassern und ihren Küsten Zeugen, die des Dichters Träume bestätigen. Schalen von Süßwasserschnecken mitten aus dem Salzgrunde der Deutschen Bucht, Ahornstümpfe und Moorfetzen aus dem Schlick der Nordsee. In allerjüngster Zeit stieß man in einem Moor Nordfrieslands auf einen seltsamen Fund — das Skelett eines riesigen Walfisches, dessen Art unbekannt ist und der Vorgeschichte angehört. Man entdeckte auf Helgolands Oberland Kieferreste eines Auerochsen, — ein Beweis von der Größe des verlorenen Reiches, das einst von den Uthlanden im Norden bis an die Mündung der Elbe die ganze Deutsche Bucht ausfüllte. Und rosige und opalfarbene, phantastisch geformte Muscheln fand man in der Tiefe des alten Morsum-Kliffs auf Sylt, die denen des Mittelmeers gleichen und die nur in warmen Fluten gedeihen können. Welch ein glückliches Klima jenes sagenhafte Land besessen, davon sprechen auch die mächtigen, versteinerten und verwitterten Reste von Eichen und Buchen, die tief im Watt bei der Insel Föhr gefunden wurden; oder die Versteinerungen tropischer Pflanzen, die das Meer anspülte oder der Pflug aus dem Inselland grub. Ja, noch ein kleiner lebender Zeuge ist auf den Inseltrümmern verblieben, der sich irgendwie hinüberrettete in unseren jungen Tag: der Gebirgsenzian und andere, kleine, alpine Pflanzen, die im Schutz der hohen Dünen ein hart bedrängtes Dasein führen.

Aber mit jener Menschheitskatastrophe, die im Nebel der Zeit verdämmert ist, schien das Leid noch nicht erschöpft, was diesem Teile des germanischen Nordens vom Schicksal beschieden war. Nach dem Einbruch der Fluten und der Bildung eines Binnenmeeres bauten die überlebenden Geschlechter neue Burgen, neue Hütten und neue Altäre den alten Göttern. Und erst, als auch das neuerbaute Reich auf der „kimbrischen Halbinsel", wie das gespaltene Land nun heißen mußte, den stürmenden Fluten zum Opfer fiel, gaben die Menschen den langen Kampf endlich auf. Die verwüsteten Reste des Landes, die ihnen verblieben, konnten sie nicht mehr ernähren. Was rüstig war, zog in die Ferne, dem Süden zu. Was in der Heimat verblieben — Greise, Kranke, Kinder — wurde die Wurzel eines neuen, weniger starken Geschlechtes das sich aber langsam mischte mit einwandernden Sachsen, Angeln und Jüten und an ihnen sich erkräftigte. Und während die alten Herren des Landes siegreich gegen die Römer durch Gallien zogen, weiter und weiter bis Vercellae, wo Marius sie schlug und das Kimbernvolk ausgelöscht wurde in der Geschichte, wuchs ein neues Reich auf den Resten des alten — das der Angeln und Sachsen. Und auch sie vertrieb das Meer, die Sturmflut. Da spannten sie die roten Segel auf ihren schlanken Schiffen und segelten nach England.

Es war ein von tausend Gräben und Flüssen durchzogenes Land, von dem die Friesen — die Ahnen der heutigen Insulaner — Besitz nahmen.

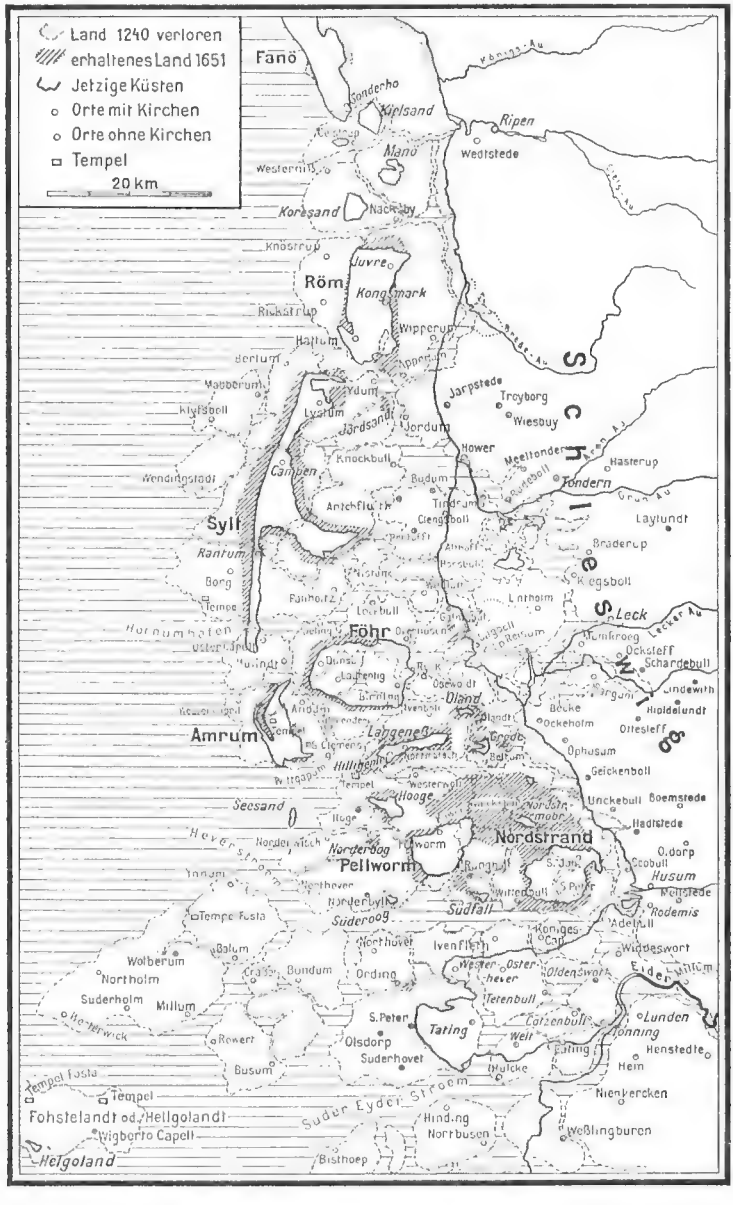
Mächtig blühte Alt-Friesland empor. Das Meer selbst ward jetzt der große Helfer — es ließ die Friesen zu Seefahrern werden. In den großen Hafenstädten Rungholt und Wendingstadt lag Kiel an Kiel. Spitzgiebelige, mittelalterliche Häuser und hohe Kathedralen standen an der deichgeschützten Küste. In den Gewölben der Gassen breiteten sich die Waren des Morgenlandes, die Bürger trugen goldene Ketten über den pelzverbrämten Wämsern, die Frauen schmückten sich mit der Seide und dem Samt Genuas und Venedigs, den Perlen und den Edelsteinen Indiens. Die grünen Marschen im Innern des Landes zeigten den reichen Viehstand des bäuerlichen Teiles der alten Friesen.

Da brach eine neue Katastrophe herein: die Nordsee bezwang in einer einzigen Nacht die schützenden Dämme der Uthlande und verschlang auch das neue Reich, verschlang es mit Städten und Dörfern, Menschen und Vieh. Viele, viele Tausende von Menschen fanden in jener Nacht vor sechshundert Jahren den Tod in den Wellen. Wo auf der Welt, wo in der Geschichte der Menschheit hörte man ähnliches? Was sind Pompeji und Herculanum, was Lissabon oder Messina gegen diese gewaltige Vernichtung?

Was ist geblieben von den drei Reichen, die hier in einem einzigen, mächtigen Grabe ruhen, über das nun die gleichmütigen und verschwiegenen Wasser der Nordsee rauschen? — Nichts als die Erinnerung, nichts als ein paar Brocken sandigen Landes — Trümmer, Trümmer und rollende Fluten, soweit die Blicke reichen. Der Kiel des Fischkutters oder des eleganten Bäderdampfers gleitet über dieses Atlantis, über das Vineta von Rungholt und Wendingstadt. Rote Seezeichen oder solche, die dumpf und schwermütig heulen oder des Nachts gespenstisch wie Irrlichter leuchten, schaukeln wie phantastische Grabsteine über den Wellengräbern Tausender von Städten und Dörfern und Hunderttausender von Menschen. Auf den kleinen Frieseninseln wölben sich goldene Dünenberge, die wie mächtige Grabhügel Nordmeer und Sturmwind türmten über den Stätten des Vergessens. Heiliges Land, wo immer die Wasser hier an die Küsten schlagen, heiliges Land, was sie verschonten bisher, heiliges Land die dunklen Gründe, über die sie fluten — Hilligenlei . . .

Da ist Sylt, die größte der vier Inseln, der größte der Trümmerbrocken. Da ist Westerland, das frohe, lachende Westerland und seine strahlende Terrasse, dieser Trutzbau der Neuzeit aus dem stählernen Felsen, Felsen — Beton — den nicht Gott schuf, sondern der Mensch — ein harter Bissen für die Nordsee! Einmal, vor kurzem, gleich nachdem er fertig war, biß sie doch ein klaffendes Loch hinein; wie zum Versuch. Es ging. Nun ist sie sich ihrer Macht auch über den Menschenfelsen bewußt. Das genügt ihr — vorläufig. Der Mensch aber schloß mühsam die Bresche und vertraut weiter auf seinen Trutzbau. Aber die Landsenkung dieses schicksalschweren Landes, die seit Jahrtausenden immer wieder die Sturmfluten heraufbeschwor, geht weiter, wenn auch unmerklich. Wie ein Stillstand in ihrer Bewegung, so leise. Aber sie ist da. Wenn der fremde Gast, der von der blanken Meerfeste Sylts hinausblickend weit draußen im stillen Meer ein hart ummrissenes Stück weiß gischtender Wellen sieht und den Insulaner nach der Ursache solch seltsamen Geschehens fragt, so erhält er nicht zur Antwort: „Herr, das ist eine versunkene Stadt, das ist Alt-Wendingstadt, die große Friesenstadt, und das Meer schäumt und brandet an seinen Türmen und Zinnen!" — sondern der Nachkomme des großen, untergegangenen Alt-Friesland sagt nur: „Eine Untiefe, Herr — eine Sandbank." Er weiß es nicht besser. Die Kunde ist längst verschollen, der alte Sang längst verhallt, den noch seine Ahnen im 17. und 18. Jahrhundert ihren Kindern gelehrt und der im Herzen der Inselfriesen fortlebte bis — nun, bis die Welt und das Leben und die Menschheit anders wurden. Bis eine andere Zeit kam, die nur sich selbst lebte und nichts hielt von alten Tagen. Da

erloſch die Erinnerung. Fremde Menſchen wanderten ein und miſchten ihr fremdes Blut mit dem alten Inſelblut. Sie kümmerten ſich nicht viel um die alten Spuk- Das altgermaniſche Frieſiſch, das nicht ſterben wollte, das unmerklich aber dahinſiechte, immer mehr die fremden Worte aufnahm und bald nur noch ein halbes Platt war.



Die Uthlande vor der großen Sturmflut

geſchichten und ſprachen nur von ihrer neuen und ſo viel beſſeren Zeit. Und redeten in ihrer Sprache — der Sprache des Feſtlands. Da begann auch das letzte zu ſchwinden, was geblieben aus der großen, nun vergeſſenen Vergangenheit: da ſtarb die Sprache, die alte, kernige Frieſenſprache. Nun iſt es faſt ganz dahin, das letzte, das einzige Gut des Geiſtes, das Tod und Vernichtung getrotzt in ſchwerſter Zeit. Nur wenige Nordfrieſen ſprechen noch eine Art Alt-Frieſiſch auf den Inſeln Föhr, Amrum und Sylt. Auf allen Halligen, auf den Inſeln Pellworm und auf Nordſtrand kennt es

längſt kein Menſch mehr. Sterbendes Volksgut... Nur in irgendeiner der älteſten Hütten, dieſen niederen, ſtrohgedeckten Katen Amrums, ſingt heute vielleicht noch eine junge Mutter in ſtiller Kammer ihrem Kinde das alte Wiegenlied:

„Are, bare, lunge Snare,
Wan ſkael wi to Ripan fahre?
Wan a Berre ripat,
Wan a Raag pipat,
Wan a Haevar ſkaeren ward,
Wan at Dotje baeren ward,
Wan a Stian draft,
Wan a Fedar ſankt.“

„Storch, Storch, Langſchnabel,
Wann werden wir nach Ripen fahren?
Wenn die Gerſte reift,
Wenn der Roggen blüht,
Wenn der Hafer geſchnitten wird,
Wenn das Töchterchen geboren wird,
Wenn der Stein ſchwimmt,
Wenn die Feder ſinkt.“

Denn die Neuzeit zog überall auf den Nordſeeinſeln bald mächtig ein. Dämme und Deiche wuchſen und machten die Halligen feſt. Scharen fremder Arbeiter kamen auf die ſtillen Warften der Halligen, in die Weltabgeſchiedenheit der alten Inſeldörfer. Überall vertrieben ſie den Geiſt der alten Zeit, der hinter den einſamen Dünen, in den kleinen Hütten und im Schatten der mächtigen, altersgrauen Kirchen Föhrs, Sylts und Amrums traumhaft ein vergeſſenes Daſein führte bis tief in unſere Tage hinein. Und dann entdeckten die Menſchen des Feſtlandes eines Tages die wunderſame Heilkraft, die den alten Inſeln zu eigen iſt wie ein Vermächtnis jener vergangenen Zeiten, da noch Eichen die nun kahlen Hünengräber umrauſchten und wunderſame Blumen auf ihren hohen Rücken blühten, die heute zähe Heide bedeckt. Nun erbaute der geſchäftige, moderne Geiſt große Gaſthäuſer und Heilſtätten auf den kleinen Inſeln. Vielſtöckige Bauten ſtellten ſich ſelbſtbewußt neben Hütten, deren Türen der Inſulaner nur gebückt durchſchreitet wie ſeine ſchlichten Vorfahren. Mit Muſik und Tanz zog die Neuzeit auf die Inſeln. Mächtige Dampfer wurden erbaut, um immer größere Scharen fremder Beſucher zu den Inſeln zu ſchaffen. Da war es vorbei mit der alten Zeit, mit der Inſelromantik, mit dem alten Frieſentum. Die jungen Männer wurden froh der goldenen Zeit, die nun hereinbrach, und freuten ſich des guten und leichten Verdienſtes. Die jungen Mädchen aber ſchämten ſich bald der alten Heimatstracht und legten ſie ab; ſie vertauſchten auch den Schmuck der Mütter gegen modernen Staat. Sie mochten nicht zurückſtehen hinter den feinen jungen Damen des Feſtlandes. Und dann — ein Charleſton oder Tango in Urahnens Schlepprock? ... Und mit dem großen, klirrenden, ſilbernen Symbol von „Glaube-Liebe-Hoffnung“ auf der Bruſt?... Und wie auf Helgoland durch den Einfluß des Badeorts heute die ſchöne Heimattracht ſchon lange ins Muſeum wandern mußte und nur noch bei einem hiſtoriſchen Feſt aus den Truhen hervorgeholt wird, ſo ſind auch auf den Frieſeninſeln die Tage der kleidſamen und geſchmackvollen Tracht der Heimat gezählt. Bald wird das letzte Sylter Kleid ins Frieſenmuſeum ziehen und aufgeſtellt werden neben den Steinäxten und Bronzeringen der Ahnen und den Spinnrädern der Großmütter.

Viel Gutes brachte aber auch die Neuzeit den Inſeln. Den Inſulanern floß reicher Gewinn aus der Fremdeninduſtrie, von der allein ſie fortan lebten. Sie gründeten ſchließlich Banken. Die Halligen verloren wohl ihr liebliches Landſchaftsbild mehr und mehr, und ſtatt der in tauſend bunten Farben prangenden Wieſen und Fennen bedeckt ſie jetzt ſchon ein wogendes Kornfeld, wo früher die Waſſer des Meeres bei Springflut wogten. Aber die Schrecken der Sturmfluten wurden ihnen durch die ſicheren Deichbauten genommen. Es gibt heute kein „ſinkendes Halligland“ mehr. Hooge, Langenes, Oland, Nordſtrand ſind feſtes Land geworden. Ihre Poeſie iſt verſchwunden — ſie ſind entzaubert! Aber das iſt heute wohl das Los vieles Alten und Schönen auf der Welt. Nur der Abſchied von ihm iſt ſchmerzlich... Wo ſind die Tage, da ein Jakob Alberts, ein Ludwig Jeſſen die berauſchende Farbenpracht der vom Strandflieder mit einer lila-bläulichen Flut überſchütteten Halligen malte? Wo ſind die im alten Heimatskleide ſo ehrwürdigen Geſtalten ihrer Bilder? Wo die ſchweren, geſchnitzten Tiſche, Schränke und Truhen in den alten Häuſern auf Hallig und Inſel? Die koſtbaren Standuhren, die maleriſchen, gemütlichen Kamine mit den blauen Delfter Kacheln, auf denen ferne Landſchaften und luſtige Schiffe die Kinder der Alten beizeiten auf die See lockten, wo ſie zu tüchtigen Schiffern wurden? Wo iſt dies alles geblieben? — Zerflattert in alle Winde, verkauft an fremde Sammler und Händler. Die „weltvergeſſene Hallig“ iſt nicht mehr. Geſchäftstüchtige Unternehmer führen ihr im Sommer täglich Hunderte von Fremden zu, die ſich über das kleine Eiland ſtürzen, in alle Winkel ſchauen und — enttäuſcht wieder von dannen ziehen. Es gibt ja nichts mehr zu ſehen auf den Halligen; auch ſie ſind nur noch Trümmer deſſen, was ſie geweſen. Moderne Möbel, deren Art und Dimenſionen das Antlitz der alten Zimmer auf den Warften zur Fratze verzerren, ſtehen heute da, wo das koſtbare Gut der Alten das kleine Heim einſt ſo lieblich geſchmückt und ſo behaglich gemacht. Höchſtens die alte Halligkirche lächelt noch mit den reinen und gütigen Zügen der alten Tage, und der naiv und köſtlich geſchnitzte Altar iſt noch ein Winkel, in dem die Vergangenheit ungeſtört träumen darf. Oder der „Kö-

nigs-Pesel“ auf der Hallig Hooge zeigt noch, mit welch sicherem Geschmack die Halligmenschen früher ihr kleines Zuhause zu bauen verstanden. Aber der „Königs-Pesel“ ist Museum geworden und eine alte Frau in Heimattracht zeigt ihn gegen Entgelt! „Hier, meine Herrschaften, schlief König Friedrich von Dänemark . . .“ Ja, hier schlief der von seinem Volke wenig geliebte Fürst — in solcher Untertanen Schoß durfte er sein Haupt ruhig betten. Das einst schlichte Zimmer, der alte „Pesel“, ist aber heute vollgepfropft mit allem möglichen „alten Kram“. Die Leute wollen doch was sehen für ihr Geld! Der arme König Friedrich — in diesem Allerweltsmuseum hätte er gewiß keine Ruhe gefunden, da konnte er sich kaum rühren. Das früher bescheidenwohnliche Stübchen aber mußte doch „königlich“ hergerichtet werden — für das schöne Eintrittsgeld . . .

Ja, — das war eben alles unvermeidlich — die neue Zeit, die vielen Fremden... Man mußte ihnen etwas bieten, man gehörte doch jetzt zur „Welt“! Aber, wie gesagt, auch viel Gutes brachte die Neuzeit. Nur auf ihre Art. Was hilft da das Klagen um Verlorenes, um entschwundene Poesie! Das Alte stürzt, wankt kopfüber in den Abgrund der Zeiten. Und nichts bleibt als die Erinnerung. So ist es überall. Das Beste, was der junge, regsame Tag dem alten Lande gebracht, ist aber sicher der gewaltige Dammbau, der die Insel Sylt nun landfest gemacht wie einige Halligen. Schon fährt die Eisenbahn hinüber zur Insel, und die Berliner oder Hamburger fahren, ohne umzusteigen, von ihrer rauschenden Stadt an den brandenden Strand des Weltbades Westerland, zu dem das Friesendörfchen nun längst emporgeblüht. Schon schlickt das bezwungene Wattenmeer Neuland an zu seiten des mächtigen Dammes. Und der Gedanke, daß hier weite Strecken des verlorenen Landes von der Nordsee zurückerobert werden durch geistreiche Ausnützung ihrer eigenen vernichtenden Kräfte, hat etwas Bezwingendes, etwas von der bestechenden Neuromantik der technischen Träume unserer Tage. Atlantis entsteigt den dunklen Gründen! Vineta wird emporgehoben durch die Zauberkraft menschlichen Geistes! — Da mag sich auch der Dichter aussöhnen mit der Neuzeit.

Nun wird bald Föhr folgen wollen. Auch diese Insel hat geheime Sehnsucht, „landfest“ zu werden. Es wäre so sehr viel bequemer! Auch die Tausende von Kurgästen, die auf schwankendem Kiel alljährlich aus allen Teilen des Deutschen Reiches das kleine Wyk aufsuchen, um in diesem mildesten Nordseebad Erholung und Heilung zu finden, würden gern auf die kleine Seefahrt verzichten. Und die alte Eifersucht zwischen den großen Bädern der kleinen Inseln zwischen Westerland und Wyk ruht auch nicht, und das liebliche Wyk fühlt sich vernachlässigt. Vielleicht mit Recht. Und so wird eines Tages die Zukunft auch die grüne Insel der Nordsee ans Festland schmieden. Und dann wird Amrum dazukommen, das Stiefkind unter den Inseln. Und viel Land ringsum wird gewonnen werden, viel neues deutsches Land aus den Trümmern des alten Sagenreiches. Das wird gut sein, denn das Schicksal nahm Deutschland viel altes Land, und die Heimat hat viele tatenlose Hände, die gern hülfen an den neuen Werken, gern pflügten und ernteten auf dem künftigen Neuland, das die Nordsee hergeben soll.

Dann wird der Tag kommen, da die Küsten der Uthlande wieder denen ähnlich sein werden, die von der großen Sturmflut von 1240 zerstört wurden. All das damals verlorene Land mit seinen unzähligen Städten, Kirchen, Dörfern und den vielen Tempeln aus heidnischer Zeit, die sich hier oben noch lange zäh erhielten, als längst die Glocken der Klöster und Kirchen über die Uthlande riefen, wird wieder gewonnen werden. Noch einmal klingt hier der Edda Lied aus der Gruft der Zeit — diesmal seherisch diese neue Zeit kündend:

Seh' aufsteigen
Zum anderen Male
Land aus den Fluten,
Frisch ergrünend...

Der Geist des Fortschritts ruht nicht; und nach der glänzenden Probe seiner Macht durch das Gelingen des Sylter Dammbaus zweifelt niemand mehr an der glücklichen Ausführung des gewaltigen neuen Planes zur Rückeroberung des alten, heiligen Landes der Ahnen, — des weiten Hilligenlei! Aber wenn auch die überlistete Nordsee wieder hergeben muß, was ihre Fluten genommen — die Opfersteine der Asen, die Säulentempel der fremden Götter, der Fosta und Venus, des Mars und Saturns, die noch fast ein Jahrtausend nach der Geburt des Heilandes hier oben der Lehre von der Allgewalt der Liebe getrotzt, die alten Kathedralen Wendingstadts und Rungholts, die Burgen Ripens, Witgapums, Hattums und Ordings und all die vielen verschlungenen Städte und Dörfer wird sie behalten. Längst haben ihre ruhelosen Wogen sie verschüttet unter Bergen wandernden Schlicks und Sandes. Und wenn einst über das zukünftige Neuland der Pflug des Bauern gehen wird, so sind es Furchen über Gräbern, in denen die junge Saat emporsprießen wird. Doch wo ist Leben nicht aus dem Tode entstanden?... „Hilligenlei“ aber wird tief unter dem neuen Leben weiter schlummern im gleichen stillen Frieden wie heute, da noch die Wasser der Nordsee darüber hinrauschen und die Lianenzweige phantastischer Pflanzen der Tiefe leise sich über ihm wiegen. Der Schoß der Erde wird dann ebenso verschlossen und verschwiegen bleiben, wie es heute der Nordsee Tiefen sind.

Neues vom Büchertisch

Romane und Novellen. Von Karl Strecker

Josef Ponten: Die Studenten von Lyon (Stuttgart 1928, Deutsche Verlags-Anstalt) — Ottomar Enking: Röne und Syrithe (Bremen 1928, Carl Schünemann) — Walther von Hollander: Jetzt oder nie (Berlin 1928, Ullstein) — Georg Engel: Uhlenspeigel (Berlin, Otto Stollberg) — Arthur Rehbein: Tetrapodistiphagen (Berlin, B. Behr) — Rudolf Jeremias Kreutz: Die Passion des Grafen Klingenperg (Leipzig 1928, Phil. Reclam)

In Josef Pontens neuem Roman: Die Studenten von Lyon haben wir ein Werk, das nicht nur rein episch hohen Ansprüchen genügt, und mit dem Filigran vollendeter Erzählungskunst fesselt, das auch einen ungewöhnlich bedeutenden Stoff wie eine Gebirgskette in klarem Licht vor uns aufleuchten läßt. Einen silbernen Höhenzug, von dem kein Gipfel im Dunkel bleibt, vielmehr der höchste gerade zum Schluß wie von einem Alpenglühen erhabener Ethik verklärt wird.

Schon auf den ersten Seiten ist man ein Freund dieser fünf Studenten, und bleibt es bis zum Schluß. Sie haben in Lausanne studiert, sind zum evangelischen Glauben übergetreten und wandern nun nach Frankreich, um dort in den Ferien als Missionare für den neuen Glauben zu wirken. Diese Wanderung hat Ponten mit besonderer Liebe geschildert. Ist er doch auf Bergwanderungen daheim. Wir lernen in Peter Escrivain den geistigen Führer der Fünf und in einem anderen Peter, mit Vatersnamen Navières, den Jüngsten kennen, das „Wunderkind", dem schon im Alter von fünfzehn Jahren wegen seiner Kenntnis des Griechischen eine Professur angeboten war. Ihr erstes Reiseziel ist Genf, wo sie Calvin besuchen. Der Reformator warnt sie vor den Gefahren, die ihnen in Frankreich drohen. Schon an der Grenze erfahren sie die Berechtigung dieser Warnung, sie werden nach ihrem Glauben ausgefragt, bald darauf fallen sie in die Hände eines Spitzels, der sie dem geistlichen Gericht übergibt. Hier zeigt sich Peter Escrivain überzeugungsstark seinen Richtern überlegen. Die Kirche erkennt in dem Aufsehen, das die mutigen und jeder Dialektik gewachsenen Jünglinge erregen, die Kraft des neuen Glaubens und sucht den „Ketzern" mit allen Mitteln den Widerruf abzuringen. Aber weder Kerker noch Hunger, noch schließlich die klugen Überzeugungsgründe eines bedeutenden Inquisitors vermögen sie von ihrem Wege zu locken. Sogar die Mutterliebe spielen die um kein Mittel verlegenen Priester als letzten Trumpf aus, die Kindheitserinnerungen, endlich die Liebe des Führers zu der jungen Mutter des „Wunderkindes". Aber die Kraft der Überzeugung in dieser Jugend ist so stark, daß der Dominikaner das Gegenteil erreicht: die junge Frau will den neuen Glauben kennenlernen, für den man so stirbt. Denn das bleibt den fünf Tapferen nicht erspart, sie enden auf dem Scheiterhaufen. Aber nur diese rohe Gewalt vermag sie auszulöschen — die Kirche ist unterlegen. Wer sich an den rein epischen Köstlichkeiten des Buchs delektieren will, der lese den Marsch der jungen Gesellschaft von Lausanne nach Genf und achte dabei auf die Landschafts- und Seelenstimmung in innigstem Verein — wie fein ist das bescheidene, liebenswürdige „Wunderkind" und sein Verhältnis zu den älteren Kameraden gezeichnet —, er lese die Gasthausszene und das Markttreiben in Lyon, die Schilderung Calvins und endlich die Nacht der jungen Mutter bei Peter. Der Stoff behandelt die großen Welt- und Menschheitsfragen des Glaubens, der Stellung zu Gott und Leben, er bietet einen farbenreichen Ausschnitt aus der europäischen Kulturgeschichte und gibt dem Dichter Gelegenheit, den bedeutendsten Problemen auf den Grund zu gehen. Wie groß ist die Verteidigungsrede Peters vor dem Gericht, wie stark sind die Gründe, die des Dominikaners geistige Stoßkraft gegen den neuen Glauben der Studenten richtet! Er sucht ihnen klarzumachen, daß der Katholizismus freilich nur eine Form sei, aber eine notwendige, der Protestantismus hingegen sei der Anfang der Religionslosigkeit. „Es gibt kein Aufhalten, wenn die Bewegung einmal angefangen hat." Der Protestantismus sei etwas Halbes, in wenigen Jahrhunderten werde er von einer freien Philosophie abgelöst werden, er sei also auch etwas Überflüssiges, und dafür zu sterben, wie die Studenten wollten, sei lächerlich... Schwer sind die Überzeugungskämpfe der Jünglinge gegenüber diesen Vernunftsschlüssen. Aber alle ihre Zweifel werden gescheucht durch ein Wort, das ihnen Calvin schreibt: „Ein gerades Herz, einmal gegeben, nimmt sich nicht zurück." So gerüstet treten sie dem Dominikaner mit der Frage entgegen: „Darf man die Zukunft im Geist vorwegnehmen? Darf man heute den Kriegsdienst verweigern, weil vielleicht in fernen Jahrhunderten einmal die Staaten sich zu internationalen Gebilden zusammenschließen? Nimmermehr!" Und sie sterben.

Mit künstlerischer Delikatesse verzichtet Ponten darauf, die Scheiterhaufen lodern zu lassen, was jedem Dutzenderzähler eine willkommene Gelegenheit zu dramatischer Schilderung und schwungvoller Apotheose seiner Helden gewesen wäre.

Zu Erzählern von dieser Zurückhaltung gegenüber dem roh Stofflichen, von dieser Verinnerlichung des Themas gehört auch Ottomar Enking. Sein neuer Roman Röne und Syrithe behandelt ein Thema, das besondere Zartheit in der Darstellung verlangt. Axel von Paale, der Sproß eines alten schleswig-holsteinischen Adelsgeschlechtes, ist ein bedeutender Arzt. Einer Jugendliebe hat er auf den Rat seines Vaters entsagt, hat sich so ganz seinem Beruf hingegeben, daß für das Herz nichts mehr übriggeblieben ist. Um so größer sind seine Erfolge im Beruf. Seine in Kiel gegründete Klinik ist weit über die Heimatgrenze hinaus berühmt. Da lernt er, schon im „besten Mannesalter", ein Fräulein Röne Mommsen kennen, das ihren in die Klinik eingebrachten Vater, einen Hardesvogt und Gutsbesitzer, pflegt. „Sie war mit ihrem starken, rotblonden Haar eine der geborenen Königinnen, wie sie nur der Friesenstamm hervorbringt." Axel wird von ihrem Anblick sogleich im Innersten bewegt und bald finden sich die beiden; sie haben viel Gemeinsames: das Friesenblut, die Freude an Meer und Heimat, die feste, bestimmte Art dem Lebenswerk gegenüber. Er bittet sie um ihre Hand, macht aber zur Bedingung, daß ihre Ehe kinderlos bleibe. In seinem ärztlichen Beruf hat er die Überzeugung gewonnen, daß es „unverantwortlich ist, Kinder in die Welt zu setzen". Auch ist sein Organismus nicht mehr unberührt, sonst hätte er das nicht erreicht, was er ist, er „kann weder für das seelische noch für das körperliche Wohl neuer Wesen die geringste Gewähr übernehmen". Röne willigt ein. Sie liebt ihn so stark, daß sie glaubt, ihre Muttergefühle auf ihn übertragen zu können, denn dieser an sich starke Mensch sehnt sich offenbar nach Mütterlichkeit nur nennt er sie anders: Kameradschaft, Bündnis.

Anfangs ist das junge Ehepaar sehr glücklich. Aber Röne muß mehr entbehren, als sie erwartet hat: der Beruf läßt ihrem Mann sehr wenig Zeit. Inzwischen ist seine Jugendgeliebte Syrithe als eine berühmte Zeichnerin nach Kiel gekommen und hat mit Röne innige Freundschaft geschlossen. Syrithe ist das Weibliche immer gefährlicher als das Männliche, und als nun ein dekadenter, lebensmüder Jurist in die Stadt kommt, erliegt sie seinen seltsamen Werbungen. Beide wollen eine Todeshochzeit feiern und dann zusammen sterben. Aber Syrithes Schutzgeist bewahrt sie vor dem frühzeitigen Ende. Sie wird Mutter. Röne nimmt sie zu sich und die Freundin verspricht ihr das Kind. Aber sobald sie es zum erstenmal genährt hat, will sie es nicht lassen. (Vgl. Hebbel: „Mutter und Kind".) Röne ist jetzt völlig gebrochen. Axel sieht ein, daß er ihre Liebe ganz verlieren wird. Er macht mit ihr eine Urlaubsreise nach Skagen. „Als das Ehepaar zurückkehrte, war Rönes Antlitz und ganze Gestalt von Verklärung umwoben."

Ein vollendeter Erzähler hat diese Seelenkämpfe in einer künstlerischen Verkürzung geschrieben, die zu den Seltenheiten gehört: bei aller Knappheit bleibt keine Tiefe eines Problems unausgeschöpft, das zu den gewagtesten gehört, aber durchweg mit vornehmem Takt behandelt ist.

Leider kann man dies Urteil nicht auf einen anderen Roman ausdehnen, der zwar auch Kürze anstrebt, aber nur im Satzbilde, nicht im Bau des Ganzen. Das neue Werk von Walther von Hollander: Jetzt oder nie bewegt sich inhaltlich auf der gleichen Linie wie seine beiden früheren: Das fiebernde Haus und Auf der Suche; Hollander gibt einen Ausschnitt aus der Gesellschaft des neuen Berlin, in dem Bestreben, das Empfinden und die durchgesiebte Lebenspraxis eines jungen Zeitgeschlechtes zu skizzieren. Der Roman weist nicht die Vorzüge der beiden vorhergehenden auf, zumal in der Form. Es scheint, als fühle sich Hollander in seinem Ruf und Erfolg schon so sicher, daß er es sich ein wenig leicht machen darf. Ein großer Irrtum, wenn man mehr will, als noch ein- oder zweimal in den Schaufenstern ausgelegt zu werden; Kunst will von dem, der zur Ausnahme strebt, täglich neu erobert werden. Vielleicht haben den Verfasser auch seine besonderen Fähigkeiten verführt — ich befürchtete das schon am Schluß meiner Betrachtung im letzten Septemberheft — die Kunst: mit wenigen Strichen und Punkten eine Atmosphäre zu schaffen, oder eine Seelenregung zu bestimmen. So glaubt er nun ganz mit Punkten und Strichelchen auszukommen und was er schreibt, ist weniger ein Roman als eine große Regieanweisung.

Tatsächlich scheint er auch an das Bühnenbild oder an den Film gedacht zu haben, wenn er statt der Kapitel kurze „Bilder" gibt, manchmal einen „Zwischentext" einschiebt und, statt zu erzählen, Feststellungen macht. Da beginnt gleich das „erste Bild": „1910. Alfred Sommerfeld, Geheimrat im Finanzministerium, 49 Jahre alt, ein Beamter an der Schwelle zu den höchsten Ehren, mietet eine Wohnung in der Wilhelmstraße." Oder um die Mitte des Romans: „An Ereignissen ist anzumerken die Verheiratung Helenes mit dem Baron T. Helene nützt die allmählich gezüchtete Verliebtheit des Barons aus, um sich einen Namen zu erwerben, den sie für brauchbar hält. Im übrigen bleibt sie bei Sommerfelds wohnen . . . Inmitten aller dieser Dinge gibt es für Lili: Bootsfahrten mit Paul Dirk, die ersten Charlestonstunden bei

ihm, der ein ausgezeichneter, etwas alberner Tänzer bleibt, drei Tage Nauheim, um die Mutter wieder für den ganzen Sommer einzumieten, täglich einen telegraphischen Brief von Axner, einen Strauß rosa Rosen aus der Gärtnerei in Cladow und alle paar Tage einen Anruf aus Neapel . . . Schwierigkeiten mit Kreuth, der versucht, Lili nach der Lohnzahlung zu küssen. Prügeleien zwischen Vogt und Hügelow" usw.

Das ist wohl die „neue Sachlichkeit"? Wir danken. Es kommt nicht so sehr auf das Was, als auf das Wie an, und wenn man einem Gast, der epische Bewirtung erwartet, nur die Speisekarte vorliest, so genügt ihm das nicht ganz. Das Merkwürdige dabei ist, daß trotz diesem Zusammendrängen anscheinender Handlung eigentlich in dem ganzen Roman nichts geschieht, die wirklichen Ereignisse aber sind in den kurzen Zitaten schon gegeben. Lili, die Tochter eines Geheimen Finanzrats, steht im Mittelpunkt der Erzählung, sie reicht einer ganzen Reihe von Männern allerart die Fingerspitzen, aber keinem die Hand, bis schließlich der obengenannte Dirk sie heimführt, ohne Illusionen beiderseits und ohne Anteilnahme des Lesers, dem alle diese Figuren, besonders Lili selbst, höchst gleichgültig bleiben. In dem Versagen seiner schöpferischen Kraft gibt der Verfasser mitunter statt psychologischer Entwicklung direkte Charakteristik: „So bin ich auch, denkt sie, wenn sie ihn ansieht, mit scharfen Sinnen, ohne Herz, genau im Denken und verläßlich im äußeren Leben. Unentschlossen, ungenau, unverläßlich in allen Gefühlen."

Sonderbar: diese Charakteristik trifft auch auf den Roman zu, sie erstreckt sich sogar auf die Unentschlossenheit der Handlung und die Ungenauigkeit der Charaktere. Hoffen wir, daß der begabte Verfasser sich bald wieder auf eine erprobte epische Form besinnt, die er früher so gut beherrschte, vielleicht findet sich dann auch ein wesentlicherer Inhalt.

Wenn ein zweiundsechzigjähriger Erzähler mehr als drei Jahre auf einen Till Eulenspiegel verwendet, so ist das schon der Beachtung und Betrachtung wert. Georg Engel hat dies große Werk in einem fast fünfhundert Seiten starken Bande vollbracht, dem er den plattdeutschen Titel Uhlenspiegel gibt. Engel weiß, worauf es bei diesem Stoff ankommt, er hat sein Werk demgemäß richtig angelegt und sicher durchgeführt. Wie de Coster beginnt auch er mit der Geburt seines sinnigen Schalks, die sich im Hause seines Vaters, des hanseatischen Senators, unter geheimnisvollen Umständen vollzieht: um Mitternacht stößt eine große Eule durch die offenstehende Luke auf den Boden, wo eine Magd bei einer Stallaterne hantiert, flattert auf einen zerbrochenen Ständer vor die Scheibe eines zerbrochenen Goldspiegels und sobald sie ihre Mißgestalt erblickt, bricht sie in ein schallendes Gelächter aus.

Eine Mißgestalt scheint auch der kleine Till, er hat rote Haare und ungelenke Glieder, noch ungewöhnlicher aber ist seine geistige Veranlagung. Ein scharfer, immer wacher Verstand bohrt an allen Dingen, sucht immer das Wesentliche in ihnen zu ergründen und wird so bald zu einer Qual für die Umgebung. Ein allgemein kindlicher Zug (wer hat nicht als Knabe seine Holzpferdchen und Brummkreisel geöffnet, um zu sehen, was darin steckt?) ist hier sehr hübsch erweitert und zu einem kennzeichnenden Merkmal gerade des Eulenspiegel-Charakters erhoben. Natürlich wird Till mit dieser Eigenschaft in dem alten Patrizierhause der Seestadt, wo alles nach Brauch und Herkommen geregelt ist, bald unmöglich. Hiermit ist sein Übergang in die Landstreicherlaufbahn logisch begründet, es leuchtet ein, daß er es weder zwischen den Mauern heimatlicher Konvention noch unter der Fuchtel des Schulmeisters und des väterlichen Erziehers aushält. So durchstreift Till Deutschland und die Welt, zugleich die verschiedenen Schichten menschlicher Kultur. Immer mit dem Drang, das Wahre und Wesentliche, den Kern hinter der täuschenden Schale zu suchen. Seine bunte Mannigfaltigkeit drückt die weibliche Hauptfigur des Romans, Franziska, ein gleichfalls etwas kompliziertes Wesen, einmal so aus: „Spitzbube und Reformator, Clown und Menschenzerlegerer, Dieb, Heiland und Held, deine Zeit will sich mit dir paaren!"

Übrigens gerät der niedersächsische Schalk nicht in die Netze weiblicher Verführung, er erkennt ihre Maschen ebenso wie die sonstigen Fallstricke des Lebens, er sieht die Mängel der Ideale von Familie, Staat, Religion, Freiheit und Gerechtigkeit, von Geld und Macht.

Nach zehn Vagabundenjahren taucht Till als Mynheer van Hagemeester im Berlin der Nachkriegszeit auf. Erfahren und abgeklärt wird er mehr und mehr die Verkörperung einer Idee, der Wahrheitssehnsucht des Deutschen. Trotz kritischer Verstandesschärfe verliert er nicht den Glauben an das Gute, wenn ihm auch schließlich alles, selbst die Illusion fragwürdig wird. Er sagt: „Auf den Jahrmärkten des Lebens erkennen wir Straßenläufer wenigstens das eine, daß Wahrheit und Lüge . . . wahrscheinlich dazu bestimmt sind, sich gegenseitig zu ergänzen und erträglich zu gestalten." Und am Schluß stellt Till, wie es seinem Wesen entspricht, mit heiterer Resignation ein großes Fragezeichen auf.

Die große deutsche Eulenspiegeldichtung, die wir ersehnen, ist weder in Engels noch in Gerhart Hauptmanns Versuch gegeben. Beide sollen im übrigen nicht miteinander verglichen werden. Engel ist im Ton wie in der Anlage auf dem rechten Wege, wenn auch der Spiegel jener Eule auf dem Boden

schließlich in gar zu viele Splitter zerfallen ist. Aber Phantasie und Wirklichkeit tanzen einen sehenswerten Reigen, von Eulenspiegels Gelächter begleitet. Die einzelnen Szenen sind mit Sorgfalt gearbeitet. Man merkt mitunter die großen Vorbilder; so wäre die Todesszene der Mutter ohne jenes Meisterstück im Peer Gynt wohl nicht so entstanden. Aber alles in allem haben wir in diesem „deutschen Gegenwarts-Roman" eine eigenartige Prosadichtung, die Engels bestes Können zeigt und wohl sein Haupt- und Lebenswerk bedeutet.

Ein munteres Büchlein, das den Koffer nicht beschwert, legt Arthur Rehbein mit der Unterbenennung „Fröhliches und Ernstes" vor. Verzwickter und vielleicht darum gerade von einem Poeten, der den Schalk im Nacken hat, gewählt, ist der Haupttitel: Tetrapodistiphagen. Ein stud. med. Rudolf Westheim, der wegen einer dummen Heiratsgeschichte über das große Wasser ziehen muß, weiß die Amerikaner auf echt amerikanische Art zu blussen. Er verkündet die neue Heilslehre, daß der Mensch zur Heilung aller Gebresten den Körper wieder in die ursprüngliche und also natürliche Lage des Vierfüßlers bringen müsse; er gründet ein „tetrapodistiphagisches Sanatorium", mit Kriechkuren. Die Sache, die er sich ursprünglich nur als Bierulk gedacht hat, wird von einem reichen Amerikaner finanziert und geht glänzend. Westheim heilt die Menschen — vom Spleen, eine echt amerikanische Kur, die nur durch den Krieg unterbrochen wird. Das ist sehr hübsch und launig erzählt, aber doch wieder ein Beleg dafür, daß die Titelnovellen gewöhnlich nicht die wertvollsten in solchen Sammlungen sind.

Denn höher stehen die Bergischen Donnerkiels, eine Erzählung, deren Held sozusagen der bergische Dickschädel ist. Zu beiden Seiten der Wupper wohnen sie, diese trotzigen, spröden „Donnerkiels" und schon die vielen Seitenpfade und Fußsteige, die hier von der Hauptstraße ablaufen, deuten darauf hin, daß jeder Landsmann gern seinen eigenen Weg geht. Diese Eigenschaft wird an den Montechi und Capuletti eines bergischen Dörfchens, einer Schlosser- und einer Schmiedfamilie, sinnvoll veranschaulicht, die so böse Feinde sind, daß der junge Hammerschmied, als er schwerverwundet auf dem Schlachtfelde bei Sedan liegt und den Tod schon vor Augen sieht, sich von einem Sproß der anderen Familie, der Lazarettgehilfe ist, nicht helfen lassen will. Und der hätte ihn auch schwerlich verbunden, wenn sein Pflichtgefühl und seine Nächstenliebe nicht im entscheidenden Augenblick doch stärker gewesen wären, als der bergische Eigensinn. So gibt es denn auch daheim eine Versöhnung und sogar eine Hochzeit, die Feindschaft in Freundschaft wandelt. Hübsch und mit heimlicher Melodie ist das gestaltet, Würze der Heimat durchströmt die herzhafte Erzählung. Rehbeins ursprünglicher Humor kommt in „Immerhin" und der Stammtischgeschichte „Penelope" am lustigsten zum Ausdruck; das Kleinod des Büchleins aber ist die Novelle „Weihnächtlicher Frühling", in der ein alter (aber noch nicht gar zu alter) Junggeselle am Weihnachtsabend zu seiner Jugendgeliebten zurückfindet. Die Wanderung der beiden durch den weihnachtlichen Schneewald zur Löwenburg hinauf ist eine Köstlichkeit, die den Dichter der „Wunder im Sande" wieder in seiner ganzen poetischen Liebenswürdigkeit zeigt.

*

Unter den 8200 Schriftstellern, die der neue Kürschner aufzählt, ist gewiß mancher, der nähere Betrachtung verdient, aber „der Gläubiger sind zu viele", wie Mephisto sagt. Heute fällt mir ein Büchlein in die Hand von Rudolf Jeremias Kreutz, den ich noch nicht kannte. Es ist nur eine Novelle: Die Passion des Grafen Klingenperg benannt, aber sie ist so farbig und mit humoriger Frische erzählt, daß sie manchen Wälzer aufwiegt. Der alte fünfzigjährige Graf Klingenperg, der Seniorchef einer begüterten Familie, verliebt sich zum Schrecken seiner Erben bis über die Ohren in ein einfaches Almdiarndl. Der Johannestrieb ist so stark, daß er sie heiraten will und sich tatsächlich mit ihr verlobt. Wie der alte Hahn nun balzt und schleift und wetzt, um sich den jungen Burschen gegenüber in jugendlicher Vollkraft zu zeigen, ist sehr lustig erzählt. Aber schließlich wird er doch durch den bildhübschen Jagdgehilfen Hies, der nicht ohne Zutun der gräflichen Erben um die Betti wirbt, ausgestochen und tut das Klügste in solchem Fall, er spielt den Großmütigen, gibt dem Paar außer seinem Segen auch noch eine gräfliche Aussteuer. Bei dem Mangel an kernigem Humor in unserem Schrifttum verdient Kreutz Aufmerksamkeit und — Erwartung auf größere Talentproben.

Rechtswissenschaftliche Werke. Von Oberlandesgerichtsrat Dr. Bovensiepen

Deutsches Rechtsleben in alter und neuer Zeit. Lehrreiche Rechtsfälle. Gesammelt und bearbeitet von Rudolf Stammler. Erster Band. Im alten Reich. (Charlottenburg 1928, Pan-Verlag Rolf Heise.) XII u. 515 S.

Als „trocken" und „langweilig" ist nun einmal seit Menschengedenken in den weitesten Schichten unseres deutschen Volkes, auch bei unseren akademisch Gebildeten, die Rechtsordnung und Rechtswissenschaft abgestempelt, und gar eine Beschäftigung

mit der deutschen Rechtsgeschichte erachtet man gemeinhin mit einem gewissen mitleidig überlegenen Lächeln als eine seltsame Schrulle gelehrter Käuze. Fremd, ja mißtrauisch steht unser Volk der Rechtsordnung gegenüber, eine tiefe Kluft trennt heute noch und vielleicht gerade heute mehr denn je Volk und Recht. Rechtswissenschaftliche Werke, sie mögen von noch so hervorragenden Gelehrten verfaßt sein und Rechtsgebiete welcher Art auch immer behandeln, pflegen — abgesehen allenfalls von Darstellungen des Staats- und Völkerrechts — über die zünftigen Gelehrtenkreise nicht hinauszudringen. Und doch sind Rechtsordnung und Rechtswissenschaft eng mit dem Leben verbunden, die Rechtsordnung ist die logische Bedingung, die Form, unter der sich alles gesellschaftliche Zusammenleben der Menschen abspielt, und die Rechtswissenschaft hat die Regeln und Vorschriften, unter denen sich jeweilen in der Geschichte dieses Zusammenleben im einzelnen zuträgt und abwickelt, darzulegen. Das Recht kennt keinen rechtsleeren Raum, alle, aber auch alle menschlichen Betätigungen ergreift es, sein Anwendungsgebiet ist unbegrenzt, auch von ihm gilt „nihil humani a me alienum esse puto", „nichts Menschliches ist mir fremd". Unsere heutige deutsche Rechts-, das heißt Staats- und Gesellschaftsordnung aber verstehen wir einfach nicht, ohne ihre geschichtliche Grundlage zutreffend erkannt zu haben.

Die schlechthinnige Unentbehrlichkeit des Rechtsgedankens für unser ganzes Kulturleben und den lebensfördernden Nutzen der Rechtshistorie führt mit überzeugender Kraft und edler Wärme der Darstellung Rudolf Stammler, der Wiedererwecker und Vollender der Kantschen Gedankenwelt auf dem Gebiete der Rechtsphilosophie, im vorliegenden Werke aus. In 34 einzelnen Abhandlungen, die sich zeitlich vom Beginn der Neuzeit bis zum ruhmlosen Ende des alten Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation (1806) erstrecken, ersteht das vielgestaltige, bunte Treiben des Verkehrs unserer Vorfahren, ihre geistigen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Schicksale aus fernerer und näherer Zeit ziehen plastisch greifbar an unserem geistigen Auge vorüber. Mit Spannung und Teilnahme erfahren wir u. a. — um nur einige wenige der mit farbenfroher Palette gemalten Bilder herauszugreifen — von den Rechtshändeln des Johannes Gutenberg, begleiten wir den wackeren Ritter Götz von Berlichingen in seine Fehden und vor Gericht, folgen wir den Welsern auf ihren Fahrten in Venezuela, lesen wir staunend von der in ihren tollen Auswüchsen so auffallend an die Ausartungen unserer heutigen Börsenspekulation erinnernden Harlemer Tulpenmanie. Große Deutsche und zugleich Lichtbringer der Menschheit wie Luther, Goethe und Fridericus Rex führen uns in bisher wenig bekannten Seiten ihrer reichen Vielgestaltigkeit die Beiträge „Luther im Schiedsgerichte der Grafen von Mansfeld", „von Goethe bearbeitete Rechtsangelegenheiten" sowie die beiden Aufsätze „Voltaire gegen Hirschel" und „Der Prozeß des Müllers Arnold", in deren Mittelpunkt der große preußische König steht, vor Augen. Aufrichtig betrübt es uns, daß in diesem Rechtsstreite, der wie kaum jemals ein anderer Preußen, Deutschland, ja ganz Europa in gleich starke Aufregung versetzte, der große König aus einem an sich edlen Streben nach Gerechtigkeit geleitet, „das geltende Recht brach, einen Akt der Willkür übte und selber schwer darunter litt" (S. 427). Der die Lebensschicksale des „Schinderhannes" und seines „Julchen" schildernde Aufsatz (32) „Johann Bückler und seine Bande" wird ebenso wie der Beitrag 24 „Die Verfehlungen des Finanzdirektors Süß Oppenheimer" schon wegen der vielfachen literarischen Bearbeitungen des Stoffs (Zuckmayer, Hauff, Feuchtwanger) aufmerksame Beachtung finden. Die Leserinnen des Werkes — daß es auch solche finden möge, hoffen wir angesichts des Bildungshungers und des immer mehr zunehmenden weiblichen Universitätsstudiums zuversichtlich — werden mit besonderem Eifer nach den Aufsätzen „Thurneysers Eheprozesse" (9), „Ehesache des Jobst von dem Werder und der Magdalene von Wustrow" sowie „Rechtliche Fragen im Leben der Gräfin Aurora von Königsmark" greifen und daraus die tröstliche Gewißheit entnehmen, daß in den seitdem vergangenen Jahrhunderten die rechtliche und gesellschaftliche Lage ihres Geschlechts sich ganz wesentlich gebessert hat. Doch genug der — notgedrungen nur ganz wenigen — Andeutungen über den Inhalt der 34 Abhandlungen. Aus ihnen allein ergibt sich das heiße Streben unserer Vorfahren um die Erringung und Ausbildung des Rechtsstaates und zugleich ihr Sehnen nach Gerechtigkeit. Die Verwirklichung in den Geschicken des alten Reiches war ihnen nicht vergönnt, erst dem 19. Jahrhundert gelang es. Der Darstellung seines Rechtslebens soll der zweite, hoffentlich recht bald erscheinende Band gewidmet sein.

Das ungemein anschaulich und mit geradezu packender Sprachgewalt verfaßte Werk gibt uns gewissermaßen einen Querschnitt durch die deutsche Wirtschafts- und Kulturgeschichte der drei Jahrhunderte von 1500 bis 1800, es bildet eine würdige Ergänzung zu Gustav Freytags Bildern aus der deutschen Vergangenheit und verdient so seinen Ehrenplatz in jeder größeren deutschen Hausbibliothek. Es ist eines der wenigen juristischen Werke, die nicht nur und überhaupt nicht in erster Linie zum Fachgelehrten, sondern zum gebildeten deutschen Staatsbürger, und zwar ohne Unterschied des Geschlechts sprechen.

Oſtſeeküſte. Gemälde von Otto Roloff

Illustrierte Rundschau

Emmanuel Frémiet — Süßmuths Glasschliff-Arbeiten — Die Medusa und ihre Verwandten — Magdeburg, eine moderne Stadt — Prof. Sigmund Kisfaludi-Strobl — Ein Buddhagefäß — Metallplastiken von Prof. Hans Wissel — Das Damenbildnis von Boulet — Die Sammlung Huldschinsky — „Homunculus" von Wolfgang Born — Zu unsern Bildern — Schluß des Jahrgangs — Das Septemberheft 1928

Viele unserer Leser wird der Krieg nach Lille geführt haben, und mancher hat dort gewiß vor dem goldschimmernden Denkmal der Jungfrau von Orleans gestanden, einem der schönsten Reiterstandbilder moderner Kunst. Sein Schöpfer ist Emmanuel Frémiet (1824—1910), und von demselben Meister stammt die ungemein lebendige Zeichnung, welche diese Rundschau eröffnet. Frémiets Akademie war der zoologische Garten. Er hat nie aufgehört, das Tier in der Natur zu studieren, und dieser Eifer hat ihn zu dem bedeutendsten Tierbildhauer Frankreichs gemacht. Gazellen und Pferde, Hunde und Katzen, Bären und Füchse, Hirsche und Elefanten hat er gezeichnet und geformt. Manche seiner einst berühmtesten Werke sind uns heut entfremdet. Wir können uns nicht mehr wie unsere Väter begeistern, wenn Frémiet darstellt, wie ein Gorilla ein Weib raubt oder ein Orang-Utan mit einem Borneoneger kämpft. Uns sind die einfachsten Schöpfungen des Meisters die liebsten, sei es die formal prachtvoll geschlossene Jeanne d'Arc in Lille oder das hier wiedergegebene humorgesegnete Blatt, aus dem die Drolligkeit und die Schwermut unserer „Verwandten" so überzeugend zu uns sprechen.

*

Eine selten gewordene schwierige Kunst pflegt Richard Süßmuth in seinen Werkstätten zu Penzig in Schlesien, nämlich den Glasschliff. Wundersame Schöpfungen schickt er in die Welt, und es ist sehr verständlich, daß sie von Museen und Sammlern mit Eifer und Liebe aufgenommen werden. Süßmuth versteht die alte Kunst mit modernem Formgefühl zu vereinen. Er hält sich nicht an bewährte Vor-

Aufregung im Affenkäfig. Zeichnung von Emmanuel Frémiet

Madonna. Aus einem Glasblock geschliffen von Richard Süßmuth, Penzig in Schlesien. (26 cm hoch)

Gläser von Richard Süßmuth, Penzig, aus dem Museum zu Bunzlau

pagei“ malte, schwebte ihm das damals unbestritten Leonardo zugeschriebene Medusenhaupt vor, nur daß er das Grauen ein wenig milderte. Jetzt hat ein Künstler des Lichtbilds, der Pariser Man Ray, eine Photographie geschaffen, die sich, diesmal liebenswürdig und doch gefährlich, an die beiden großen Kunstwerke anschließt.

*

Die große Theaterausstellung des vorigen Jahres hat die Augen ganz Deutschlands auf Magdeburg (S. 688) gerichtet. Man sah zu allgemeiner Überraschung, wie hier eine Stadt, die abseits vom künstlerischen Leben zu stehen schien und von der Natur stiefmütterlich behandelt ist, sich mit Mut und Glück aufwärts arbeitete. Im Anschluß an einen Besuch hat uns Walter von Molo, unser Mitarbeiter, den Eindruck geschildert, den Magdeburg auf ihn gemacht hat. Er kam von einer Reise, die ihn namentlich in Augsburg und seiner Fuggerei mit Bewunderung für die Größe altdeutscher Städtekultur erfüllt hatte, und fragte sich zweifelnd, ob wohl auch heute eine Stadt so bewußt, so zukunftssicher zu arbeiten verstehe. Da sah er Magdeburg und fand, was er suchte: „Großzügige, in sich abgeschlossene Siedlungen, eine Fuggerei von 1927, prachtvolle, zeitgemäße Neubauten allerart, eine Stadthalle, wie wir sie in ganz

bilder, sondern hat etwas Eigenes zu sagen. Dabei ist er in der Technik von altmeisterlicher Geschicklichkeit. Die 26 Zentimeter hohe Madonna z. B. ist aus einem Kristallblock geschliffen. Übrigens sind aus Süßmuths Werkstatt auch schöne Buntglasfenster hervorgegangen.

*

Einen sehr unterhaltenden künstlerischen Stammbaum weisen die drei Frauenköpfe auf S. 686/7 auf. Der eine stellt ein Medusenhaupt dar, das auf Grund einer Bemerkung Vasaris über hundert Jahre lang für ein Jugendwerk Leonardos galt, bis 1905 der italienische Gelehrte Ricci nachwies, daß es um 1600 von einem flämischen Künstler gemalt worden ist, wahrscheinlich zu betrügerischem Zweck. Als Courbet 1866 seine drei Jahre später in München ungeheures Aufsehen erregende nackte „Dame mit dem Pa-

Frauenkopf. Photographie von Man Ray

Kopf der Meduſa. Ausſchnitt aus einem Gemälde von Leonardo da Vinci. Photo Anderſon
Unten: Die Dame mit dem Papagei
Ausſchnitt aus dem Gemälde von Guſtave Courbet im Metropolitan-Muſeum zu Neuyork

Deutſchland nicht beſitzen, ſachliches Arbeiten in ſozialer, äſthetiſcher und kultureller Beziehung. Aus alten Feſtungswerken gehen Parkanlagen hervor, kurz, alles weiſt in die Zukunft und wird der Gegenwart vollkommen gerecht. Die im beſten Sinne moderne Stadt, die pietätvoll ihre hiſtoriſchen Stätten bewahrt, ohne kleinlich zu ſein, hat mir Mut und Freude gegeben und den Glauben, daß es mit Deutſchland aufwärts geht."

★

Unter den Kunſtbeilagen des Heftes (zw. S. 614 u. 615) finden die Leſer ein Bildwerk, „Am Strande", von Prof. Sigmund Kisfaludi-Strobl, einen prachtvollen Frauenkörper, der ſich dem friſchen Anhauch von Wind und Waſſer begierig darbietet. Daß der Künſtler auch ein ſtarker Charakteriſtiker iſt, zeigt die Büſte des Opernſängers Venczel. Kisfaludi-Strobl iſt ſeit 1923 Profeſſor an der ungariſchen Akademie der bildenden Künſte zu Bu-

Das Freilichttheater im ehemaligen Fort der Stadt Magdeburg. Luftbild der Hansa G. m. b. H.

dapest. Zahlreiche Werke von ihm schmücken die Galerien auch in London, Paris, Stockholm und anderwärts. Der Meister hat zunächst an der Budapester Gewerbeschule studiert. Dann ging er nach Wien und Paris. Als der Krieg ausbrach, war er dreißig Jahre alt. Er stand als Artillerist im Felde und wurde dann als Kriegsbildhauer ins Kriegspressequartier berufen. Nach dem Kriege wuchs sein Ruf durch Ausstellungen in München, Rom, Mailand, Monza, London und Amsterdam. Zu seinen berühmtesten Werken zählen seine Denkmäler zur Erinnerung an die Schlacht von Limanowa und an die Zerstückelung Ungarns auf dem Freiheitsplatz in Budapest. —

Büste des Opernsängers Venczel
Bildwerk von Prof. Sigmund Kisfaludi-Strobl

★

Fast jede dieser Rundschauen zeigt Werke moderner Goldschmiedekunst. Zur Abwechslung bewundere man einmal das wunderschöne Buddhagefäß, ein indisches Meisterwerk. Es zeigt sich geöffnet und läßt den Buddha in einer Gesellschaft von Heiligen sehen. Ein märchenhaftes Prunkstück, wie auf abendländischem Boden die Zeit des Barocks ähnliche geschaffen hat.

★

Einen lehrreichen Einblick in die Entstehung moderner Monumentalplastiken gewährt die Abbildung S. 690. Früher wurde derlei getrieben; z. B. ist E. v. Bandels Hermannsdenkmal im Teutoburger Walde so entstanden. Neue Wege zeigen künstlerisch und technisch die Metallplastiken

Indische Goldschmiedekunst: Buddhagefäß mit Heiligen (geöffnet)

von Prof. Hans Wissel in Köln. Nach einer von ihm gefundenen Technik werden die plastischen Formen nicht wie sonst üblich aus Metallplatten herausgetrieben, sondern nach einer gefühlsmäßigen Abwicklung der künstlerischen Form zugeschnitten, zusammengelötet und dann erst gehämmert. Seit Jahren pflegt Wissel diese neue Kunst, die dem Werk eine stärkere Ursprünglichkeit sichert. Werke seiner Hand schmücken viele bedeutende Bauten unserer besten Architekten. Um welche gewaltigen, vom Laien stets unterschätzten Maße es sich handelt, kann man daraus ersehen, daß die hier abgebildeten Köpfe ohne Hals 1,70 Meter messen. Wissel stammt aus Magdeburg und hat seit 1925, wo er nach Köln berufen wurde, dort eine vielseitige und höchst anregende Tätigkeit entfaltet. —

Das reizende Damenbildnis von E. Boulet (S. 691) hat auf der diesjährigen Internationalen Kunstausstellung in Brüssel viele Herzen bezaubert. Die klare Rhythmik der Linien, die einschmeichelnde Eleganz der Malerei, der gewiß nicht tiefe, aber liebenswürdige seelische Gehalt zeigen den Künstler im Besitz der besten Eigenschaften seines Volkes, Eigenschaften, die der französischen Malerei ihre Weltgeltung geschaffen haben.

*

Ein großes, internationales Ereignis auf dem Kunstmarkt hat Berlin gehabt. Durch Paul Cassirer und Hugo Helbing wurde die Sammlung Oskar Huldschinsky versteigert, eine Galerie von außerordentlich hohem Rang. Die erzielten

In der Werkstatt von Prof. Hans Wissel-Köln: Dekorative Monumentalplastiken

Preise brachten einige Enttäuschungen. Man hatte den Schlager der Versteigerung, Rembrandts „Hendrikje", auf 800 000 RM. geschätzt und eine Million erwartet; er erzielte „nur" 570 000 RM. Auch ein höchst stattliches Damenbildnis Sebastianos del Piombo blieb mit 185 000 RM. hinter den darauf gesetzten Hoffnungen zurück. Vielleicht interessieren noch einige Zahlen: ein kleiner Botticelli („Verkündigung") — 200 000 RM., ein Jan Steen („Samson und Dalila") — 76 000 RM., Metsus „Krankes Kind" — 200 000 RM., Holbeins Frauenbildnis — 155 000 RM.

Die Versteigerung hat ein bemerkenswertes Nachspiel. Der amerikanische Kunsthändler Joseph Duveen hat für 79 000 RM. ein Frauenbildnis des Florentiners Giuliano Bugiardini (1475—1551) angekauft. Das Gemälde war auf der Akademie-Ausstellung 1909 einer größeren Öffentlichkeit gezeigt worden. Damals schon fühlte sich mancher an Raffael erinnert. Bode, der bedeutendste Kenner, bestritt diese Zuweisung, und so blieb das Bild dem Bugiardini, einem gewandten, aber unselbständigen Maler, der viele Manieren versucht hat; er ist nicht nur Raffaels, sondern auch Michelangelos, Leonardos, Fra Bartolommeos Nachahmer gewesen. Nun soll der amerikanische Kunstkenner Bernhard Berenson, ehemals mit Bode in dieser Frage einig,

Bildnis
Gemälde von E. Boulet

den Bugiardini für einen Raffael erklärt haben, was den Geldwert des Bildes selbstverständlich in die Millionen steigern würde. — Man darf gespannt sein, wie sich die Wissenschaft endgültig entscheidet. Der beste Raffaelkenner, Prof. Dr. Oskar Fischel, warnt, fremden Urteilen mehr als deutschen zu glauben und vor finanziellen Sensationen in Verzückung zu geraten.

*

Den Beschluß der Rundschau macht ein seltsam eindringliches Bild, „Homunculus“ von dem Wiener Wolfgang Born. Es zeigt Wagner und Mephisto über die Phiole gebeugt. Entzückt spricht Fausts ehemaliger Famulus: „Das Glas erklingt von lieblicher Gewalt; Es trübt, es klärt sich: also muß es werden! Ich seh' in zierlicher Gestalt Ein artig Männlein sich gebärden.“

Bildnis einer jungen Frau. Gemälde von Giuliano Bugiardini (1475—1554) — oder Raffael? Sammlung Huldschinsky

*

Das Titelbild des Heftes gehört zu Eislers inhaltreichem Aufsatz über die englische Dame. Des Tirolers Oskar Mulley „Bergdorf“

Homunculus. Ölgemälde von Wolfgang Born

(zw. S. 596 u. 597) ist eine wuchtige und ernsthafte Schöpfung. — Die Aufnahme des Mantelpavians von Renger-Patzsch (zw. S. 604 u. 605) stellt ein neues Zeugnis der außerordentlichen Kunst dieses Photographen dar, im Vergleich mit Frémiets Blatt doppelt interessant. — Voll von Poesie und Naturgefühl sind die „Zugvögel" Rudolf Treumanns (zw. S. 620 u. 621) und Karl von Marrs „Sinkender Tag" (zw. S. 612 u. 613). — Der „Spaziergang" von Josef Eberz (zw. S. 668 u. 669) zeigt, wie ein moderner Künstler das Fresko auffaßt: er versucht, mit wenigen, starken Farben und bestimmten, einfachen Umrissen auf weite Entfernungen hin zu wirken. — Eine Landschaft in gutem, altem Sinne ist Otto Roloffs „Ostseeküste" (zw. S. 684 u. 685).

★

Zum Schluß des Jahrgangs drei Bitten an unsre Leser: Man bestelle rechtzeitig Einbanddecken, denn sie sind schnell vergriffen; man erneuere beim Buchhändler oder Postamt das Abonnement; man werbe neue Leser, um sich die Werbegaben zu verdienen. Der neue Jahrgang bietet unerschöpflich viel Schönes. Es ist das heiße Bemühen der Schriftleitung, mit der Zeit mitzugehen, den starken jungen Begabungen in Kunst und Literatur ein Rhodus zu schaffen, dabei aber dem alten Stamm unserer Freunde soviel Stetsbewährtes zu geben, daß sie uns wegen der Bemühung um einen gerechten Ausgleich ganz gewiß nicht böse sein können. Das erste Heft bringt in einem Fünfzehntausend-Mark-Preisausschreiben eine große Überraschung, die jeden angeht, jeden beschäftigt, jeden zur Stellungnahme zwingt. **P. W.**

Glänzende Erfolge

erzielen Sie mit Dr. Oetker's Backin-Backpulver,

denn die leicht begreiflichen ***Oetker-Rezepte*** *machen Ihnen das Backen kinderleicht. — Verlangen Sie* ***Dr. Oetker's farbig illustriertes Rezeptbuch, Ausgabe F*** *für 15 Pfg. in allen Geschäften, wenn nicht vorrätig, gegen Einsendung von Marken von*

Dr. August Oetker, Bielefeld.

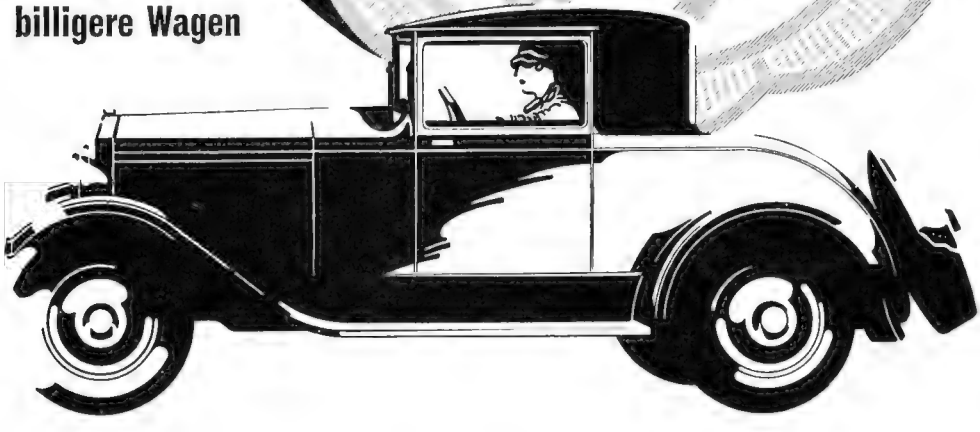
Danzig-Oliva, Baden bei Wien, Brünn, Budapest.

*

Der vorzügliche ***Backapparat „Küchenwunder"****, mit dem man auf kleiner Gaskocherflamme backen, braten und kochen kann, ist in diesem Buche näher beschrieben.*

6/30 PS SECHSZYLINDER

Der hochwertige, billigere Wagen



Die 5 Punkte, die Sie zum Kauf eines NSU-Sechszylinders bestimmen sollten!

1. Wer den Wagen stehen sieht, tritt interessiert näher.
2. Wer ihn fahren sieht, blickt ihm bewundernd nach.
3. Wer im Wagen sitzt, empfindet Behagen.
4. Wer ihn selbst lenkt, ist begeistert.
5. Wer ihn besitzt, ist stolz darauf.

... und ein Hauptpunkt: bereits ab 5550 M. lieferbar!

NSU Vereinigte Fahrzeugwerke A.-G., Neckarsulm

Uraufführung der „Ägyptischen Helena"

Die Uraufführung eines Opernwerkes von Richard Strauß ist das größte künstlerische, das größte gesellschaftliche Ereignis, das die musikalische Welt von heute erleben kann. Wien, die Wahlheimat des Meisters, und Dresden stritten sich um „Die ägyptische Helena"; Dresden siegte und konnte mit seiner Uraufführung eine alte Tradition aufrechterhalten. Die Staatsoper der Elbestadt — Fritz Busch hielt autoritativ wie stets das Ensemble zusammen, Elisabeth Rethberg war vorbildlich als Helena — bot eine glanzvolle Leistung. Vielgestaltig und interessant war das aus aller Welt zusammengekommene Auditorium, das sich die Sensation nicht entgehen lassen wollte. Es huldigte dem größten Repräsentanten des zeitgenössischen Musiktums mit Begeisterung.

Ob Strauß nach den beiden Akten des Werkes aus dem Jubel, der ihn zwang, wieder und wieder vor der Gardine zu erscheinen, den leisen Unterton des Zweifels herausgehört haben mag? Er, der Komponist, ist es nicht, der enttäuschte. Seine Musik ist schön und stark und von einer Abgeklärtheit in der Faktur, die noch weit über das hinausgeht, was wir jemals in seinen früheren Werken bewundern mußten. Wie meistert er das Orchester, wie schillert sein Klang in tausend Farben, wie horchen wir immer wieder überrascht auf und glauben Niegehörtes zu hören. Im Orchesterklang stecken die Elemente seiner Musik, die uns dazu verführen, von einer Entwicklung, von einem Fortschreiten zu sprechen. In der Erfindung, im rein Gedanklichen hingegen erkennen wir allenthalben den uns längst vertrauten und liebgewordenen Meister, und wir stellen mit Genugtuung fest, daß die Flügelschläge seiner Phantasie keineswegs erlahmt sind, wie die Welt nach seinen beiden Nebenwerken „Schlagober" und „Intermezzo" glaubte annehmen zu müssen. Wir erkennen Klänge aus älteren Opernwerken wieder, und es ist uns beinahe so, als ob der Meister sich absichtsvoll auf Eingebungen, die sein Ureigentum sind, besonnen habe, als ob er darauf ausgegangen sei, den Charakter der Musik zur „Ägyptischen Helena" in bewußtem Anknüpfen zu bestimmen, die spezifisch Richard Straußsche Note festzulegen. Daß er das Heil der Musik in der Melodie sucht, wird hier in höherem Maße deutlich als jemals vorher. Es gibt hymnenhafte Gesänge in dieser Oper, deren melodische Bogen wunderbar weitgespannt sind, und die bestehen neben den eindrucksvollsten Gesängen seiner älteren Opern!

Aber wie herrlich, wie überirdisch schön und stark müßte eine Musik sein, wenn sie die Schwächen des Buches vergessen machen wollte! Hugo von Hofmannsthal, dem schon mit dem Buch zur „Frau ohne Schatten" nicht Vollkommenes geglückt war, bleibt mit dem Buch zur „Ägyptischen Helena" noch weiter hinter der Vollkommenheit zurück. Er glaubt der Handlung, der gleichsam pantomimisch erkennbaren, entraten zu können, und er ersetzt sie durch eine dunkle psychologische Entwicklung, die schon deshalb in der Oper schlecht angebracht ist, weil das

DEUTSCHE WOHNUNGSKUNST

Wohlfeile Künstler-Möbel für Mietwohnung und Eigenheim

DEUTSCHE WK MÖBEL

Mustergültig in Form und Arbeit

Speisezimmer WK22, Rm. 1485.-

MUSTERSCHAU

Deutscher WK-Möbel und Verkaufsstellen:

BERLIN S 42 ORANIENSTRASSE 144
BIELEFELD NIEDERNSTRASSE 17
BRESLAU NEUE GRAUPENSTR 7
DANZIG GROSSE WOLLWEBERGASSE 28
DRESDEN-A WALLSTRASSE 14
DÜSSELDORF KÖNIGS-ALLEE 60
ESSEN A. RH. KETTWIGER STR. 32
FRANKFURT a. M. KAISERSTRASSE 28
FREIBURG i/Br. KAISERSTRASSE 147-149
HALLE (SAALE) ALTER MARKT 1-2
HAMBURG HÜTTEN 35-92
KÖLN a. Rhein HOHENZOLLERNRING 62-66
KÖNIGSBERG FRANZÖSISCHE STRASSE 12-13a
MAGDEBURG BREITEWEG 3a
MANNHEIM M. 1, 4 UND G. 2-22
MÜNCHEN BRIENNER STRASSE 52
NÜRNBERG KÖNIGSTRASSE (MAUTHALLE)
SAARBRÜCKEN HOHENZOLLERNSTR. 9
STETTIN KANTSTRASSE 3
STUTTGART KRIEGSBERGSTRASSE 42

Die Preise Deutscher WK-Möbel sind in allen Verkaufsstellen gleich. Besichtigung ohne Kaufzwang erbeten. Prospekt 19 kostenlos von den Verkaufsstellen.

Wort naturgemäß undeutlich bleibt. Auf die Seelenkämpfe kommt es ihm an, die der König Menelas von Sparta durchmacht, nachdem er aus den Trümmern Trojas die ihm einst von Paris geraubte Helena wiedererobert hat. Sie hat dem Paris angehört und nach seinem Tode seinen zehn oder zwölf Brüdern. Sie ist überhaupt anders als er, den abendländische Vorurteile binden; sie ist „die unheimlich bezaubernde, nicht zu bindende Göttin". Menelas findet nicht gleich den Weg nach Sparta zurück, und er kommt auf seinen Irrfahrten mit Helena auch nach Ägypten, und zwar in den Bereich der Zauberin Aithra. Und damit fängt die Oper, die eine richtige Zauberoper ist, an. Aithra hat eine alleswissende Muschel, sie hat Zaubertränke, von denen der eine die Erinnerung einschläfert, der andere sie weckt; und sie hat einen schwarzen Mantel, mit dem sie das Paar bedeckt und in einen einsamen Hain am Fuße des Atlas zaubert.

Es geht recht opernhaft, recht zauberopernhaft zu, und die Geduld des Publikums wird auf eine gar harte Probe gestellt, weil Menelas schier endlos zwischen Liebe und Haß hin- und hergerissen wird; aber schließlich siegt doch die Liebe, als Hermione, die Tochter des Menelas und der Helena, auf weißem Rosse angeritten kommt, — und da zwei weitere Rosse zur Verfügung stehen, so reiten alle drei ab nach Sparta, in ein glückliches Familienleben hinein . . . Es ist ein unklares, unwahres, schwer entwirrbares Buch, halb eine Dichtung von Rang, halb ein kitschiges Libretto, und wir müssen es beklagen, daß es so ist: Richard Strauß hat seinen Schaden davon und mit ihm die Welt, die so gern ein volles Werk von ihm empfangen hätte.

Max Marschalk.

Marburger Festspiele 1928

Das „Spiel von St. Elisabeth", das von Mitte Mai bis hinein in den August auf der von Dr. Fritz Budde entworfenen Freilichtbühne am Schloßberg in Szene geht und am vorpfingstlichen Freitag zur Uraufführung gelangte, stammt aus der Feder Franz Johannes Weinrichs. Die Dichtung, der es an schönen, wohlrestaurierten Minnesängervokabeln in Poesie und Prosa nicht mangelt, versucht den Widerstreit der himmlischen und der irdischen Pflicht im Herzen der thüringischen Heiligen auf eine dramatisch wirksame Formel zu bringen. Zwischen allgemeiner Nächstenliebe und Gottesliebe wird die Gattenliebe verkürzt, und Landgraf Ludwig, der diesen gegnerischen Mächten aus Frömmigkeit nichts entgegenzusetzen hat, wird auf einem Kreuzzug getötet, den er vor sich und seinem Weibe als Gottesurteil empfindet.

Was dem Spiel an gewünschter dramatischer Wirkung fehlt und wo es die lebendige, vorwärtsdringende Kraft des Dialogs zugunsten wenig farbvoller Monologe abschwächt, wird, wo und wann immer es nötig ist, durch eine kräftige, bewegliche und scharf kontrastierende Inszenierung ergänzt und auf sicheres theatermäßiges Niveau gestimmt. Abgesehen von großer Zweckmäßigkeit der neuerbauten Bühne, ermöglicht ihre unter drei hohen Bogen stilisierte Gotik eine auch äußerlich so starke Anpassungsfähigkeit an den mittelalterlichen Spielcharakter, daß so recht dieser Rahmen erst empfinden läßt, wie aus künstlerischer Gesinnung heraus hier alles sich zum Ganzen und im gegenwärtigen Theaterchaos doppelt freudig zu bejahendem Eindruck fügt.

Bezugsquelle:
Jedes gute Teppich-
u. Möbelstoffgeschäft

Achten Sie auf die Marke „WEHRA"

Speisen Sie am runden Tisch noch immer ohne „Olgah", die drehbare Speisenplatte?

Mit ihr tafeln Sie bequemer, Sie brauchen Ihre Tischgenossen nicht mit der Bitte um Handreichungen zu belästigen.

„Olgah" bedient Sie auf Fingerdruck mit der gewünschten Speise.

„Olgah" ist ein Schmuckstück für Ihre Tafel, ein Geschenk für Angehörige und liebe Freunde, das durch seine nützliche Hilfe **dauernde** Freude bereitet.

Preis: Ausführung in Eiche **36.–** RM. einschl. Verpackung frei Haus.

Verlangen Sie Werbeschrift von Otto Laddey, Gernrode (Harz).

Marburg hat es, neben anerkennenswerten Leistungen einiger beruflich verpflichteter Schauspieler und der Spielfreudigkeit seiner Bürger, alter und junger, in erster Linie dem Universitätslektor Dr. Fritz Budde zu danken, wenn man den Festspielen von Jahr zu Jahr mehr Beachtung schenkt und sich darauf besinnt, daß uns das große und stürmisch geforderte Erlebnis dramatischer Kunst nicht notwendig von den Brutstätten der großstädtischen Bühnenstars kommen muß. Dr. Strodthoff.

Berliner Bühnen

Es ist eine gefährliche Tuchfühlung, die Reinhardts Deutsches Theater für die Sommermonate genommen hat: seine Jahresrate für Berlin besteht in der Einübung einer Revue. Die amerikanischen Verfasser nennen sie freilich eine Komödie. Aber darin täuschen sie sich nun gründlich. Ihre „Artisten" sind ein Schmarren. Einer der kitschigsten Schmarren, die uns bisher zugemutet worden sind. Die hinter den Kulissen eines Varietés spielenden Szenen dieses Komödiantenschmarrens bilden den Rahmen für die Vorführung von akrobatischen und anderen Tänzerinnen, „Equilibristen", Clowns und amerikanischen Niggersong-a capella-Spezialisten. Der Komiker Skid ist ein Bruder Leichtsinn, seine Ehefrau Bonny, die ihn trotz all seiner Schandtaten liebt, ist ein Ausbund aller weiblichen Tugenden. Skid geht seiner guten Bonny mit der schlechten Bozo durch. Nun nimmt Bonny die zarte Huldigung eines schüchternen und spendablen Viehzüchters an und will sich endlich scheiden lassen. Aber als Skid, vom Trunk verwüstet, haltlos, dem Zusammenbruch nahe, wieder im Varieté auftaucht, was tut da die gute Bonny? Sie gibt dem Viehzüchter den Abschied und nimmt das Leben an Skids Seite mit all der Eifersucht und Angst und Entbehrung von neuem auf. Die ganze liebe Verlogenheit eines Gemisches aus amerikanischem Sonntagszeitungsfeuilleton und gemauster Erinnerung an Holtei und die Bajazzo-Sentimentalitäten zweier Menschenalter! Die fleißig tätige Drehbühne zeigt die Artisten in ihren brillanten Nummern von vorn, von der Seite und von hinten. Der Zuschauer blickt in den Zuschauerraum, in und hinter die Kulissen, in die Garderobe und in den Klub des „Künstlervölkchens". Das ist, wie bei Reinhardt selbstverständlich, alles reibungslos und amüsant abgerollt. Und die billige Spekulation versagt nicht: wer jetzt ins Deutsche Theater geht, spart den zweiten Abend, den er der „Skala" oder dem „Wintergarten" opfern wollte. Denn es sind schon allererste Varieténummern aufgeboten. Die paar dramatischen Szenen, so fürchterlich sie sind, stehen schauspielerisch auf hohem Niveau. Sokoloff gibt als Skid eine starke künstlerische Leistung. Als schüchterner Gent und Liebhaber bleibt der Viehzüchter Gülstorffs unvergeßlich. Den ewig aufgeregten Varieté-Inspizienten spielt der Wiener Komiker Hans Moser voller Virtuosität. Auch die reizend-rührende Grete Moosheim, Tiedtke und Dagny Servaes sind aufgeboten. Worin die Meisterhand Reinhardts aber unverkennbar ist: in der Führung des (unsichtbaren) Kapellmeisterstabes. Wie Lärm, Licht, Bewegung, Farbe, An- und Abschwellen, Rhythmen und Halte und Finale dieser Riesenpartitur im polyphonen Zusammenspiel von Sprechchören, Soli, Duoszenen, Tanz und Akrobatik dem Dirigentengenie Reinhardts gehorchen, das versetzt einem

den Atem. Hinterher erſt kommt dann der Katzenjammer. Man denkt an das Weimarer Theater, in dem Goethe den dreſſierten Hunden weichen mußte. Reinhardts Programm verſpricht für den Winter ja wieder Shakeſpeare und andere Potentaten. Aber ſorgt er jetzt nicht ſelbſt durch dieſe Revue, daß ſein Publikum amerikaniſiert, d. h. alſo für Kammermuſik unempfindlich gemacht, ganz und gar dem Jazz ausgeliefert wird?

Die Amerikaniſierung des Berliner Publikums geht Schulter an Schulter mit der Verniggerung. Gleichzeitig mit Reinhardts Triumph nämlich erleben wir im größten Ufa-Theater bei der Vorführung einer „Schwarzen Revue“ Beifallsſtürme, die an Tobſuchtsanfälle gemahnen. Und was iſt's? Eine durchſchnittliche Jazzband mit der bekannten aufdringlichen Vertraulichkeit ihres Leiters, ein paar durchſchnittliche Stepptänzer, das übliche miauende Männerquartett mit Fiſteltönen und chromatiſch abwärts gleitenden Sextakkorden — und ein paar Sängerinnen und Tänzerinnen, die ſtark unter dem Durchſchnitt jedes Haſentingeltangels ſtehen. Wohl kaum einer der zweitauſend Ufagäſte verſteht den Slang der Nigger, aber ein paar geradebrechte deutſche Brocken, ein paar blöde Grimaſſen und das virtuoſe Spiel mit der Sitzgelegenheit genügen, um viertauſend Hände zu raſendem Applaus zu bringen. Dieſe „Schwarze Revue“ würde in der Mainſtreet jeder mittelamerikaniſchen Farmerſtadt als drittklaſſig abgelehnt werden. Wenn nun die ſchokoladefarbenen Burſchen und Dämchen aus Rixdorf ſtammten — ob ſie dem Berliner Revuepublikum dann ebenſo verehrungswürdig erſcheinen würden?

Nicht alles, was an Sommerrevuen hier gezeigt wird, ſteht auf ſo tiefer Stufe. In der Komödie ſpielt man eine ganz geiſtreich durchgeführte Revue, die ſich in einem Warenhaus abrollt und hundert Gelegenheiten zu witzigen Ein- und Ausfällen gibt: „Es liegt in der Luft“. Marcellus Schiffer hat den Text geſchrieben, Forſter Larrinaga die Regie geführt; die allerliebſt rhythmiſierte, melodiſch reizvolle, in der Harmoniſierung oft verblüffend überlegene Muſik ſtammt von Miſcha Spoliansky. Die ſchmiegſame Margo Lion bringt viel Grazie mit für all die liebenswürdigen Veräppelungen von Zeitgeſchmack, Politik und Mode. Beſte Kräfte unterſtützen das leichte Spiel: Ida Wüſt, Otto Wallburg, Willi Prager vor allen. Es gibt alſo doch noch ein Berliner Publikum, dem man mit anderen Revuereizen aufwarten kann als mit Negergeſchmack-Huldigungen. Das beweiſt auch der Erfolg der Revue „Tempo Tauſend“ im benachbarten Theater am Kurfürſtendamm. Mehr eine Improviſation iſt das, die ſich übermütig an Kenner des Berliner Kunſtgeſchäfts auf allerlei Gebieten richtet. Die drolligſte Szene die in der modernen Kunſtausſtellung, in der ein Beſen, ein Stuhl und ein Tanzgirl tiefſinnige l'art pour l'art-Betrachtungen gewidmet bekommen; da iſt alles „geballt“ und „gekonnt“.

Die Staats-Theater haben im Schauſpielhaus noch kurz vor Torſchluß Lion Feuchtwangers Kolonialſchauſpiel „Kalkutta, 4. Mai“ herausgebracht. Sir Warren Haſtings empfängt im Gouvernementspalaſt von Kalkutta 1775 den Kontrollbeſuch des Oberſten Rates der Oſtindiſten Compagnie. Man wirft ihm Beſtechlichkeit vor, will ihn, der der Heimat zu mächtig geworden iſt, irgendwie beſeitigen. Aber Haſtings hat reine Hände: alles, was geſchah, tat er, um Indien aus der Hungersnot zu erretten. Einzig

M.M-Freunde!

Besucht die Matheus Müller-Stadt

Eltville am Rhein

Die grösste deutsche Sektkellerei mit ihren modernen Einrichtungen, den vielen Millionen Flaschen Platz bietenden Kellern, dem Riesenfaß und den schönen Empfangsräumen ist eine der grössten Sehenswürdigkeiten des Rheins!

Matheus Müller · Eltville am Rhein · Seit 1811

RÖNISCH-

JUBILÄUM

Das **75000**ste **Instrument**

fertiggestellt!

Ein Beweis für die Tatkraft deutscher Technik und für das erfolgreiche Wirken des grossen Klavierbauers CARL RÖNISCH

*

Pianofortefabrik CARL RÖNISCH, Dresden

Zweigniederlassung der

HUPFELD - Gebr. Zimmermann A.-G.

Leipzig, Petersstrasse 4

Dresden-A., Waisenhausstrasse 24

Berlin, Leipziger Strasse 110, I

Möchten Sie schöner und behaglicher wohnen?

Lassen Sie sich durch mein Preisbuch beraten. 40 Seiten Abbildungen

Eine Dreizimmerwohnung kostet ca. 2800 RM.

Weitere Ausbaumöglichkeit durch Nach- und Nachanschaffung

Sonderausstellung München „Heim u. Technik", Halle 1

Preisbuch portofrei 1 RM.

ALBERT MÜLLER D.W.B.
Truhenmöbelwerkstätten, Leipzig, Elisenstr. 42

seine Geliebte, die Lady Marjorie Hike, hat dummerweise ein Geschenk von einem Nabob angenommen. Inhalt des Stücks ist nun die spannende, überlegene, raffinierte und doch temperamentvolle Art, in der Hastings den Sieg über seine Gegner, selbst in der heiklen Durchstechereigeschichte von Marjorie, erzwingt. Aufbau, Szenenführung und Dialog sind so meisterlich, daß man nur bedauern kann, daß unser Karl Peters niemals einen so glänzend beredten Anwalt gefunden hat. Daß der ihm in hundertfünfzig Jahren in London erstünde, ist kaum anzunehmen. Und dann käme es ja auch gar nicht mehr auf die historische Wahrheit an. Das sehen wir an Warren Hastings, der nach anderer als Feuchtwangers Darstellung eine Kanaille gewesen sein soll: Blutsauger, Erpresser, und zwar für den eigenen Beutel, nicht für das marry old England ... Die von Erich Engel geleitete Aufführung stellte Rudolf Forster als Hastings heraus. Eine große, aus unzähligen Nuancen fleißig zusammengesetzte und doch ganz einheitliche Leistung. Eindringlich auch Walter Frank und Lothar Müthel als seine Hauptgegner: der eine aus dem kühlen London, der andere aus dem heißen Indien ... Hätten wir all den Schmarren und Belanglosigkeiten aus Neuyork, Paris und London, mit denen wir in der abgelaufenen Spielzeit von den hervorragendsten Berliner Bühnen abgespeist worden sind, nicht wenigstens dieses einwandfrei und geschmackvoll gegliederte und szenisch wirkungsvoll gesteigerte deutsche Stück gegenüberzustellen, so müßten wir uns vor den Gästen aus dem lieben Vaterland abgrundtief schämen. **P. O. H.**

*

Anekdote

Die Prüfungszeit

* Der erfolgreiche Schwankdichter S. erzählt, nicht ohne einen Anflug von Neid oder Eifersucht, folgendes Geschichtchen von seinem Sprößling, dem Obertertianer Alfred: Also unser Alfred geht gestern früh zum Schlußakt mit Zensurenempfang in die Schule. Wir sitzen noch eine Weile am Frühstückstisch und seufzen. Wird er nun versetzt oder nicht, der Bengel? Um 12 Uhr ruft Tante Lotte bei mir im Amt an: Alfred ist noch nicht da! Meine Frau regt sich wie immer mächtig auf. Als ich um 4 Uhr vom Büro komme, haben alle Familienmitglieder käsebleiche Gesichter. Die Schule ist um 11 Uhr geschlossen worden, Alfreds Kameraden sind irgendwo unterwegs, es ist kein Sterbenswörtchen über sein Schicksal zu erfahren. Wir warten am unabgegessenen Eßtisch bis 5 Uhr. Niemand spricht, jeder denkt sich das Schlimmste. Um ½6 Uhr geht die Tür auf, Alfred tritt ein und sagt: „Hauptsache, man lebt und ist gesund." (Versetzt war er natürlich nicht.) P—r.

Herausgeber:
Paul Oskar Höcker und Dr. Paul Weiglin

Verantwortl. Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig in Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Ein hygienisches Toilettemittel

DIALON

Von sehr hervorragender desinfizierender Wirkung gegen starken Schweiss. *Ein unentbehrlicher Puder bei der Körperpflege, beseitigt die lästigen Begleiterscheinungen übermässiger Transpiration. / Bei der Behandlung von* ***Wundsein jeder Art,*** *Reizzuständen der Haut, Hautjucken und -Abschürfungen,* ***Hautröte,*** *wird Dialon mit bestem Erfolg angewandt. / Bei besonders empfindlicher Haut, Sonnen- und Gletscherbrand, übt Dialon eine wohltuende und kühlende Wirkung aus, lindert sofort den Schmerz und beseitigt nach mehrmaligem Abpudern das Übel vollkommen.*

Fabrik pharmazeutischer Präparate Karl Engelhard, Frankfurt a. M.

VORWERK=TEPPICHE

NUR ECHT MIT DEM NAMEN

VORWERK

VORWERK & Co, BARMEN

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig